

Kürbiskern

B 20094 F

Jürgen Theobaldy: Landnahme

Eckart Krumbholz: Landschaftsbilder auf Tassen

Wolf, Kern, Lorenc, Symann, Kunert, Zober,

Maurer, Packe, Braun: Gedichte

W. Bräunig: Die einfachste Sache der Welt

Günther Rücker: Der Herr Schmidt

Dokumente über Stieber

Greiwe: Nachrichten aus einer Springer-Redaktion

Gespräch mit Prof. Dr. P. A. Thießen (DDR)

Gespräch mit Max Reimann

W. Fritzsche: Intellektuelle der Bayer. Revolution

Klaus Kuhnke: Zwei Gedichte

Dieter Koffmane: Biographische Notiz

Drei Arbeiterprotokolle

Peter Hacks: Hamlet ohne Geheimnis

Mitbestimmungsstatut für Theater in der BRD

No. 3587

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

LANDNAHME

Mit einer Hand voll Schlamm und Furcht
stieg er ans Ufer, ans verstrüppte,
grub feindlich eine Mulde in das Dunkel,
bedeckte dürtig seine Haut mit Strauch und Moos,
wurde heimgesucht im Schlaf von Träumen,
immer Grenzen zeigend: weiße Nacht am Pol.
Tausendmal gewürgt von Blut und Händen,
getreten von gespornten Stiefeln
und den Wurf des Messers schwer im Fleisch,
erwachte so am Morgen, fahl und neblig,
mit dem Mal des Bösen auf die Haut gesengt.
Schwach fiel die Sonne durch den Dunst.
Da machte er sich auf ins Innere des Landes.

Himmelsleiter

Das reizvolle Bildchen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist dick golden umrahmt; stilisierte goldene Palmenwedel rechts und links neigen sich zu ihm hin und zu dem, was es sachlicher Wahrnehmung als lebensteuer vorzeigt. Unter blümigerem Himmel steht ein Haus am Ende einer ungepflasterten Straße; lindgrün die Fassade, froschgrün die Fensterläden, geranienrot das Ziegedach. Rechts daneben ist ein Stück des schiefergedeckten, eierschalifarbenen Nachbarhauses sichtbar, es hat Giebel und Balkon und ist üppig mit wildem Wein bewachsen. Ein respektabler Bretterzaun umgibt den Hausgarten, die Bewohner müssen wohlhabend sein. Dafür haben sie kein so schmuckes staketengezäuntes Vorgärtchen wie unser Haus, dort gedeihen nämlich zwei schöne Fichten und allerlei Busch- und Strauchwerk, gewiß auch Suppengrün und Wurzelzeug. Der wilde Wein am Haus beginnt gerade erst zu ranken, ist aber deshalb um so fühlamer gemalt. Links, wo sich der Blick in die freie Landschaft verliert, eine hohe Hängebirke, auch andere Laubbäume, dazwischen im Unterholz eine Fachwerkbude. Ein Mann, den Zylinderhut auf dem Kopf, kommt hoch zu Roß — ach bewahre, das ist ein drolliges schwarzes Pferdchen (aber ist das vielleicht nichts?) — die Straße heraufgaloppiert. Eine junge Frau im fußlangen grünen Rock, dunkler Bluse und Umhängetuch eilt ihm erwartungsvoll entgegen. Nun wird ganz deutlich: Die Bude im Hintergrund ist der Pferdestall, der Mann kommt von der Arbeit, aus dem *feindlichen Leben*, und die Frau empfängt ihn gefeuchteten Augen. Sämtliche Vortrefflichkeiten des Hauses am Ende der Straße sind so aufmerksam und günstig-gediegen festgehalten, daß der geneigte Betrachter mühelos erkennt: Das ist in Gottes Namen ihr Eigen, ihres Erwerbes friedlicher Besitz, und sie sind in aller Schicklichkeit Liebesleute; deshalb schwingt der Zylinderbehütete überflüssigerweise noch kurz vor der Haustür dringlich die Peitsche — ein Kaufmann könnte er sein, ein Handwerker vielleicht, ein Adjunkt...

Die genaue Ortliekeit des Geschehens läßt sich nicht mehr bestimmen, nur soviel steht außer Zweifel: Es ist *irgendwo in Deutschland*.

Doch wird da in den Dimensionen eines Tassenbildchens trümerisch die alte Frage aufgeworfen: Wie setzt man sich selbst gegenüber dem Reichtum, der Macht ins rechte Benehmen. Diese hier, der Mann und die Frau, glauben, verliebt, in stolzer Selbstbehauptung, das Unmögliche: zu werden wie der Nachbar und zu bleiben, wie sie sind: glücklich. Darum hat wahrscheinlich die Frau, ja die im grünen Rock, ihre Überzeugung aus herzpochendem Mitteilungsbedürfnis

visuell beschwörend ins Bild — Bildchen — gesetzt, deutlich und gewandt auf eine dicke kelchförmige Tasse gemalt (malen konnten dergleichen Lucinden, Friederiken und Bettinen ja alle) — nein, es ist kein *Markenporzellan*.

Wer tatsächlich noch nicht wahrhaben wollte, daß es um Liebesleute geht, sieht's ohne Mühewaltung an der Untertasse. Beiderseits von Rosenknospengeschwistern sitzen, voll ausharrender Geduld und auf dürren Zweigen voneinander entfernt, zwei Vögel, der eine gelb und braun, der andere blau mit roter Weste. Schließlich, zwischen erblühten Rosen nun beide röhrend zutraulich, wie es die Umstände erlauben, auf einem üppig grünenden Ast, der Rotwestige etwas erhöht.

Große Kunst ist das Tassenbildchen wohl eigentlich nicht, wer wollte schon der gleichen wünschen, aber beim Malen waren Liebe und also Talent im Spiel, ein Anflug von Begeisterung und Tiefe — Desillusionen malt niemand auf Tassen. Das macht die Tasse *schön*, noch in einer Zeit, in der Stadtlandschaften recht anders aussehen und niemand mehr mit soviel Idealität *so* ein Häuschen auf eine Tasse malt.

Spuk

Preußisches Porzellan — mein Gott — die Tasse ist birnenförmig geschwungen und von einem Volumen, das schlechthin den Inhalt dreier normaler Kaffeetassen faßt, dazu bemalt mit einer Landschaft, deren Betrachtung Beklemmung und Betretenheit verursachen mag ...

Unter dem Tassenfuß ist klein das blaue Zepter zu sehen, entnommen dem alten kurbrandenburgischen Wappen, und die Buchstaben KPM. Königliche Porzellan Manufaktur. Auf der Untertasse girlandenbehängene Goldschrift — eine artige Zueignung: „Zum 50jährigen Amts-Jubiläum den 23ten Mai 1861. Herrn Kantor Eige.“ — Fast 100 Jahre früher, 1763, erwarb Fritz II die noch nicht lange existierende Berliner Porzellanmanufaktur. Sie interessierte ihn namentlich, seit er im siebenjährigen Krieg nach dem Überfall auf Sachsen die Meißener Porzellanmanufaktur besichtigt und festgestellt hatte (was er ohnehin wußte): mit der gleichen Trödel ließe sich aus so gut wie nichts großes *Geld* schinden. War es nicht sein Vater Friedrich Wilhelm I., der gegen 24 kostbar gemalte chinesische Vasen bei August dem Starken 318 Dragoner und 282 Kürassiere tauschte?

Und dafür, daß das große Geld einkam, sorgte Fritz II höchstselbst mit drastischen Zwangsregelungen; es läßt sich denken. Brauchte etwa ein Jude eine behördliche Genehmigung wie bei Niederlassung, Gewerbebeschaffung, Heirat, so mußte er königliches Porzellan für mindestens 300 Taler kaufen. Als Ausnahme erhielt Abel Lewin zu Freienwalde eine „Concession als pubblicher Bedienter bei der dortigen Judengemeinschaft in der Qualität eines Totengräbers“, weshalb er nur für 28 Taler Porzellan zu entnehmen hatte.

Die Tasse des Herrn Kantors Eige stammt jedenfalls nicht mehr aus den Ressourcen eines Zwangsdeputats — das wäre zu ihrer Genugtuung doch zu sagen. Aber gewiß wird sich der Herr Kantor zum 50jährigen Amts-Jubiläum noch an allerlei ernüchternde Erzählungen der Eltern und Großeltern über Kaffeeschnüffeleien entsonnen haben; nun also dieses ungeziehmende Unmaß bei einer Tasse — Sturz von einem Extrem ins andere.

Das Tassenbild entspricht dem Volumen der Tasse. Es zeigt in flacher, herber Landschaft ein langgestrecktes, hochgeschossiges Haus — seltsame Mischung von Kloster und Ritterburg — im Stil sogenannter Backsteingotik mit zwei turmähnlichen, spitzgieblichen Vorbauten und Bogenfenstern, drei Reihen übereinander, die oben sind farbig verglast. Gut und schön bis jetzt. Steht da aber in Schreibschrift belastend unter dem Bild: „Schulhaus zu Liegnitz“. O weh! Wäre man jetzt nicht wohl beraten, den Blick zu wenden? Wir immerhin ziehen es vor, ohne Verzögerungen und Umschweife beherzt hinzusehen und vor der Geschichte und ihrer kundigen Unterrichtung Augen und Ohren nicht zu verschließen. Liegnitz eroberte bekanntlich Fritz II. Die schlesische Steinkohle, die er auch eroberte (im gleichen Jahr, als Liegnitz entfestigt wurde, kaufte Fritz II seine Porzellanmanufaktur), erlaubte ihm, billig Porzellan herzustellen; zugleich gaben die Eroberungen bedingungsweise schmückende Motive für die Porzellane ab. Das heißt profitabel gewirtschaftet!

Unser Motiv, das ziegelgedeckte „Schulhaus zu Liegnitz“, erhebt sich unter der Flimmerkrone eines bläulich hohen Himmels. Links führt ein Weg, beschattet von den Laubkronen alter Bäume, an einem niederen, strohgedeckten Bauernhaus vorbei auf den weiten, freien Schulplatz; dort ist ein gepflegtes Grünrondell angelegt (in abgezirkeltem Abstand stehen sieben junge Bäume), rechts verliert sich der Blick im niederen Mischwald.

Untergefaßt tritt jetzt ein Paar mit bestem Leumund unbeargwöhnt ins Bild, die Gnädige, im langen blauen Kleid mit schwarzen Volants, schwarzer Mantille und gelber, strohgeflochener Schute, schmiegt sich demütig, soweit es Kleid und Anstand zulassen, an ihren Mann, der seinerseits, im kaffeebraunen Rock und Zylinder, sich leicht auf sein Spazierstöckchen stützt. Wohlsituerte, gemütliche Ausflügler im Sonn- und Feiertagsstaat — und daß sie sich so unweit des Schulhauses zeigen, geschieht unstreitig zur Ehre des Herrn Kantors Eige. Ein gut Stück hinter dem Paar kommt, angezogen wie die Frau, ungestüm ein Mädchen gesprungen, natürlich die Tochter. Ihr Kleid bauscht sich — ohne Krinoline — nicht an den Hüften und endet schon zwei Hände breit über den Knien, da sieht man ihre weißen Wollstrümpfe. Ein sonderbarer Patron kommt ihnen entgegen, gravitätisch, als schritte er im Angesicht der Ewigkeit fürbaß, er ist Hauptperson der Szene. Vielleicht ist die Darstellung des Herrn Kantors Eige in seinen besten Jahren angestrebt: rote Beinkleider, blauer Rock und hoher, schwarzer Hut — kautziger Künstler, hoffahrender Spieß- und Schießbürger. Mit dem unentbehrlichen Spazierstock unterm Arm, prügelt er ansprönd (wenn wir es mit

dem Herrn Kantor zu tun haben) den Kerbholz seiner ungelehrigen, lahm bemühten Zöglinge, wie er selbst geprügelt wurde; wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen. Das ist der Ernst des Lebens. Darauf zeitig zu orientieren, heißt Verdienst. 50 Jahre Verdienst bringen womöglich eine Tasse mit artiger Zueignung auf der Untertasse ein. Genug, um ein Leben zu rechtfertigen? Ach holde Musica: Streichle mit Scheingebärden das Gemüt; Wohllaut des Gesanges, bade die Seele gesund und befestige läblich das Staatsbewußtsein.

Die Schule liegt, wie es aussieht, 1861 am Stadtrand. Ist das richtig, dann sind die historischen Schlachtfelder nicht weit: das bei Wahlstatt, das vor dem Glogauer Tor, das vor dem Goldenen Tor, das an der Katzbach. Seither sind noch verschiedene dazugekommen dank des ruinösen Wirkens solcher Leute, wie sie das Tassenbild eindrucksvoll zeigt, und ihrer Eltern, Kinder und Enkel, die der Sturm der Geschichte verweht und ausgeblasen hat. Liegnitz heißt längst nicht mehr Liegnitz oder Legnice — das bedeutet Sumpfstadt. Was für eine Schule das hier ist, wer sie wann erbaut hat und was es Nennenswertes über sie zu vermelden gäbe, wer möchte das schon sagen.

Trotzdem macht die Tasse einen außerordentlich geschonten Eindruck, nicht die Spur der Goldumrandung ist vom Abwaschen lädiert. Trachtete der Herr Kantor nach 50 Jahren Amtszeit, nicht mehr soviel Kaffee zu schlürfen, wie die Tasse fassen kann, hielten ihn Sparsamkeit oder Diät zur Enthaltsamkeit an, waren die Hände so zittrig geworden, daß er die Tasse, die kostbare Tasse, nicht der Gefahr aussetzen wollte, zu Bruch zu gehen, gefiel sie ihm nicht oder trank er einfach weiter aus der Tasse, aus der er zu trinken gewohnt war . . .

Sentimentales Loblied auf Johann August Böttger

Eine flache Tasse mit gekehltem Fuß und rechtzeitig gebrochenem Henkel — Meißener Porzellan. Das Gefäßinnere schmückt ein zierliches Goldrautenornament, außen erfreut die Tasse durch einen altrosa Fonds. „M R den 6. August 1854“ steht vieldeutig in schöner Goldschrift auf der altrosa Untertasse. Das gewiß immer ersprießliche Wälzen von Geschichtsfolianten muß hier ohne genugtenden Belang sein und keinen Aufschluß geben: Über M R, ein Leben, woher es kam, wie sich die beiden Buchstaben zu einem Namen fügen, was M R in der Erdenzeit vollbrachte und was am 6. August 1854 geschah, das wird auch bei Mobilisierung erforderlichster Träume unwiderruflich vergessen bleiben. Vergessen bleiben Freuden im Frühjahr, Augen, die Welt und Sommer füllten, Dämmerstunden, Einsamkeit, erdrückende Last des Regens, Finsternis, die den Augen wehtut, und abermillionen Sterne.

Gegenstand der Verherrlichung in den minutiösen Details des Tassenbildes ist eine berühmte historische Landschaft im blauen Licht des Spätsommernachmittags: der Basteifelsen mit der Feste Königstein (einzig Sachsen!); zu Füßen in

der Erdalte das Städtchen Königstein und der Elbstrom. Die Porzellanmaler einer so renommierten Manufaktur wie Meißen nahmen bedeutende graphische Blätter als Vorlagen und schufen mit ihren Geschirrbemalungen Dokumente von dauerhafter Art, die weder Sonnenlicht vergilben noch Feuchtigkeit zerstören können, wie M Rs Tasse. — Am linken Elbufer haben Fischernachen und Kähne festgemacht. Ein Ausflugsdampfer — sicher aus Dresden — mit schwarz qualmendem Schornstein und grünem Schaufelrad stampft auf die Anlegestelle zu, wirft kleine, weißschäumende Wellen auf. Vorn im Wind flattert ein gestreifter Wimpel. Nah dem Wimpel steht ein Mann, so als könne er es nicht erwarten, den Fuß aufs grüne Land zu setzen. Das Vorderteil des Schiffes ist stumpfwinklig überdacht, dort sitzen, milde gestimmt, gut ein Dutzend Personen in artiger Unterhaltung. Hinten im offenen Schiff haben fast nur Frauen Platz genommen. Am Heck, scheu abgesondert, zwei Verliebte — willst du meinewegen leben — in schwermütiger Verzauberung dem jenseitigen Ufer zugewandt. Auf der Kommandobrücke steht befehlsgewaltig der Kapitän, die Pose ist er den Ausflüglern natürlich schuldig; wer ihn so sieht, wird nicht zweifeln, daß der Dampfer die Anlegestelle korrekt ansteuert. Ein Stück abseits und abwärts der Elbe — welch ein Kontrast zur Buntheit des Dampfers — trägt der rauschende Fluß einen schweren Lastkahn mit geschwelltem Segel; Männer arbeiten darauf. In einem kleinen Boot rudern andere Männer heran, vielleicht der Elbzoll, vielleicht Mitglieder der Besatzung, die in Königstein etwas besorgt haben.

An der Anlegestelle indessen herrscht Betriebsamkeit. Zwei schöne, elegante Frauen haben einander voll Einvernehmen und bequemer Sorglosigkeit untergehakt, eine winkt sichtlich dem Mann am Bug des Dampfers. Ihnen zur Seite zwei Biedermannen in Gehröcken, braun und blau, vollführen zum nahenden Dampfer, zu einem erwarteten Gast hin, tiefe, noble Verbeugungen. Ist doch zum Lachen, nicht wahr? Weltstädtisches Betragen hervorkehrend, sieht ein Ehepaar, sommerlich elegant, der sich entspinnenden Empfangszeremonie mokiert zu. Zur Anlegestelle führt ein schmaler, von einem hohen Steindamm begrenzter Weg entlang der Elbe. Der Weg ist zwanglos bevölkert von Leuten, welche in einfältiger Erbautheit die Ankunft des Dampfers erleben, die eintreffenden Ausflügler sehen und selber gesehen werden wollen. Es kommen mit der deutlichen Schwierigkeit, ihre Schritte zu lenken, zwei bezechte Juxbrüder gestelzt, schwingen kreuzfidel die Spazierstöcke und spektakeln (hoffentlich singen sie nicht auch Lieder aus „Des Knaben Wunderhorn“), daß die beiden hinter ihnen, die Frau im grünen Kleid, die den Sonnenschirm schelmisch schultert, und ihr Anbeter es sich schuldig zu sein glauben, reserviert Abstand zu halten. Weiter hinten genießen zwei wißbegierig die wunderschöne Aussicht, noch weiter hinten schwätzen zwei aufgeräumt aufeinander ein, mitteilender Rede leidenschaftlich zugetan, und ganz hinten spaziert ein einzelner Mensch von unscheinbarem Äußerem. Hier mag sich der Betrachter pietätvoll gehalten fühlen, Bedeutsames zu denken, bereitwillig in den winzigen Punkten, in denen dem aufsuchenden Auge dieser ein-

zelle erkennbar wird, die höchst lebendige Anschauung des Wirkens und Wandlens von M R in dieser Landschaft zu sehen. Mehr kann schwerlich jemand tun. Drobene in der Ebene, auf der felsigen Erde des Steindamms, der Bahnhof, ein kleines, gelbes, schiefergedecktes Haus. Und ein Signalmast. Der Zug hat eben fauchend und zischend den Bahnhof verlassen, die lange Rauchfahne schafft den Eindruck bedeutsamer Weitläufigkeit der Landschaft. Zwischen Bahnhof und Zug leuchten wirtlich die roten Ziegeldächer und die Kirchturmspitze von Königstein, das 1854 mit den beiden dazugehörigen Dörfern 180 Häuser und tausend- siebenhundert redliche Einwohner zählte: Schiffahrer, Leineweber, Elbzöllner, Steinbrucharbeiter. Man glaubt, den Geruch von Wasser, Moschus und Patschuli, Sonne, Kaffee und Gras förmlich wahrzunehmen, der in der Landschaft hängt. Über Königstein buckeln sich steil die Bergzüge, auf ihnen erhebt sich schroff der Basteifelsen mit der Feste, verschiedensten Herren zu verschiedenen Zwecken seit dem 12. Jahrhundert dienstbar, ein beschämend unkontrollierbarer Schemen. Die Feste, seit sie ihre militärische Bedeutung als Zufluchtsort sächsischer Kurfürsten und Könige eingebüßt hatte (aber nicht erst seitdem), wurde verschwiegenstes Gefängnis in Deutschland. In der „Georgenburg“, im „Alten Zeughaus“ verschwanden nach dem Kanzler Crell, dem Adepten Johann Hektor von Klettenberg, Reinhold Patkuhl, Kabinettssekretär Menzel, die Empörer, die auf die ersten Signale der französischen Revolution antworteten, bis zu den Sozialisten der Kaiserzeit und den Antifaschisten.

Einer, der auch jenen Weg ging, durch den die Feste einzig begehbar ist, hieß Johann August Böttger, vorwitziger Apothekergehilfe und Goldmacher. Aus fernöstlichem Zauber und verstocktem mittelalterlichen Hexenküchenbrodem entstand hier in einem zum Gefängnis umfunktionierten Lusthaus das erste europäische Porzellan.

Mit den Augen der Liebe

Wie zeigt sich etwas, das einem liebenswert ist? Zunächst: schön. Undenkbar trotzdem, daß man deshalb mit der Wahrheit augenzwinkernd verführe. Doch Liebe in allen Andeutungen ihres Daseins, Vorliebe verklärt, überhöht und achtet in ihren zarten Spuren nicht der Kleinheit zugunsten des hohen idealen Bildes. O wunderlieb, ob Liebesmacht.

So mag es auch jener Maler empfunden haben, der mit Zauberzierlichkeit Jena auf ein Tassenbild formend gemalt hat. Und damit die Ernsthaftigkeit seines Liebesbegehrrens in keinerlei Zweifel gezogen werde, schlendern dort, auf breitem, ausgefahrenen Feldweg, der nach Jena führt, beziehungsreich Jüngling und Mädchen, hitzig aneinander geschmiegt — Funken, Flamme, Liebe —; sie mögen aus der Richtung des Stern, der Schweizerhöhe kommen, sie kommen aus dem Wald, dessen Rain bewimpert ist von Brennesseln, Kuhschellen, Moos und Schaf-

garbe, Ginster und Zittergras. Groß steht eine Fichte im Vordergrund. Das Mädchen trägt ein schmückes, weißes Kleid, weißes Häubchen und ein mattrosa Umhängetuch, welches geweckte Frauenzimmer benötigen, die schulterfrei gehen, weil es ebenso Schutz gegen die Unbilden der Witterung bietet wie zu gegebener Zeit hurtig in der Art fallen kann, die den besten Eindruck von jenen Reizen zu bieten vermag, die es verhüllt. Heilig glühendes Herz. Ihr Kavalier im kleid-samen schwarzen Gehrock hat den Hut verwegen ins Genick geschoben. Seine Rechte ruht bewandert, aber fromm auf dem Rückenfortsatz des Mädchens, den man Hintern heißt. Ahamoment. Die Phantasie muß ihre Macht nicht beweisen. „Wißt ihr wo Jena liegt? Jena liegt im Tale, / Sind so viele Jungfrauen drin, / wie Walfische in der Saale“, heißt ein garstiges altes Verschen; wer andere schwarz macht, ist darum nicht weiß. Ja, die Jenaer Mädchen. Ihrem Fleisch wird krude Schwäche angedichtet: „Wenns Kirschkuchen regnet, / Und Bratwürste schneit, / Dann werden die Jenaschen Mädchen gescheit.“ Lecker labender Regen, läßt er denn auf sich warten? Ernstlich: Jena ist für seine Weitherzigkeit im Geistigen, in Forschung und Lehre, gleichviel in den Dingen des Gefühls, der Liebe berüchtigt, es zählt zum Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, die Herren Schiller, Schelling, Fichte, Schlegel, Hufeland lehren hier oder haben hier gelehrt, auch Herr Hegel, und der Herr Karl Heinrich Marx, Student der Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte, liefert in Jena seine Doktorarbeit ab („Über die Differenz der demokritischen und epikuräischen Naturphilosophie nebst einem Anhang“), das ist freilich später. Aber die Burschenschaften, die Herren Studenten und ihre „Feschen“, haben Jena bereits den Ruf des Luderlebens in jeglicher Beziehung eingetragen, der es Preußen zeitweilig geboten scheinen ließ, seinen Landeskindern das Studium in Jena zu ersparen. Die beiden ficht das wenig an, sie sind beeilt, die Trennung zwischen sich und der Stadt aufzuheben. So prätendiert es der Maler; Liebe versucht durch die Liebenden alles zu bewirken. Da steht ein Roggenschlag noch auf dem Halm, dort sind die Garben gepuppt oder die Felder schon geräumt. Felder und Wiesen, hinfallende, stürzende Hänge und Hügel, weinbewachsen, schwimmen in Tinten von satter Buntheit, gelb und grün. Ein Sommertag steht hoch im Zenit. Vidi r allallallala. Im Tal liegt Jena, die hochgebaute Stadt. Kirschbäume, Haselnuß und Weißdorn säumen manierlich Wege und Straßen zu ihr hinunter. Mit heiterem Staunen erkennt der Bewanderte links die Kirche am alten Friedhof vor dem Johannistor, den Pulverturm, das alte Kollegiengebäude mit der Kollegienkirche, in der Mitte die gotische Hallenkirche St. Michael, seitwärts das Rathaus. Rundum gruppieren sich wohlbeschaffen Häuser, Hütten und Speicher, Straßen und baumbestandene Plätze. Hinter der Stadtsilhouette steigen die Berge: der Landgraf, die Dornburger Höhen, die Kernberge, der Jenzig, der Hausberg. Zwischen den Turmspitzen von St. Michael und dem Rathaufturm ist in großer Ferne die Kunitzburg getroffen, für die beiden hoffentlich belangvoll wegen der wonnigen Kunitzer Eierkuchen. Ganz rechts auf der Höhe des Hausberges prangt der Fuchsturm — drei

Meter dicke Mauer! — Bergfried der Windburg, Überbleibsel der von den Erfurtern 1304 heimgesuchten drei Windburgen.
Die Landschaft breitet sich dem Paar hin, wie sie nie von Natur und Menschenhand hingebreitet wurde noch erscheint und wie sie treulich als Vergangenheitsdurchblick das intime Tassenbild eines Jenenser Sommertages zeigt.

Kennst du das Land ...

Sammeln, einigermaßen folgerichtig betrieben, unterhält, unterrichtet, bildet. Ein Ordnungsprinzip ist heimlich am Werk, der Einzelung und getrennten Wirksamkeit tätig zu begegnen. Sammelt etwa jemand kennerhaft Tassen mit Landschaften, so kann er in Vitrinen und Servanten, mit denen er seine Wohnhöhle möblieren mag, zur Augenweide bebilderte Tassen aus ganz Deutschland vereinen. Doch sosehr auch die Maler der einzelnen Fabriken und Manufakturen den dargestellten Landschaften gewissenhaft voll Mißmut oder hymnischer Gehobenheit wohltun, ganz abzumodeln von der Wirklichkeitsvorgabe ist ihnen nimmermehr möglich, die Landschaften sollen solide identifizierbar bleiben. So verlangen es Produzenten und Käufer jener kunstvollen Gefäße für die Modegetränke Tee, Kaffee und Schokolade. Aber unverwüstlich ist die menschliche Neigung nach dem Außerordentlichen, nach seligen Gefilden, dem Land der Sehnsucht, da Milch und Honig fließen, nach einem Leben des Vollbringens, makellos, heiter, angst- und leidfrei — was soll denn unmöglich sein. Erlösung, birgt es nicht vielgestaltig das Wort „lösen“? Hinweg und fort also, wo man beschämmt im engen Dasein „unbefriedigt jeden Augenblick“ ausharrt. Verständlich, daß sich solche Gesinnungen in abseitiger Unschuld auch auf Tassenbildern vorteilhaft formulieren, wie just auf dem Goldgrund einer sogenannten „Blüchertasse“, eiförmige Wandung, gekehilter Hals und Fuß und Rosettenhenkel. Herrliche gletscherblaue Bergriesen ragen einsam und fern am Horizont. Durch die flache Landschaft fließt mächtig träge und unberührt von Gegenwart ein Fluß, nur durch ein mäßiges Riff leicht behindert. An den Ufern weite Wiesen, Pinien- und Orangenhaine, Reste einer Burgruine — zwei gedrungene Türme erheben sich bewahrt in der Ebene. Hier haben sich im langen Alter der Erde schon immer Menschen unter südlicher Sonne wohlgeföhlt, alles ist imponierend groß, frohsinnig und heiter.

Ein Mann und eine Frau stehen an einem Weg. Der Mann trägt einen Schlapphut auf dem Kopf, blaue Bluse, rote Hosen und die Frau rote Bluse, blaue Hosen. Sie stehen einander gegenüber und halten sich geziemend an beiden Händen. Das ist sehenswert und vorzüglich. In einem Abstand nochmals ein Mann und eine Frau, in gleicher Gebärde. Die Frauen, eine Art Doppelgänger im anderen Geschlecht, haben lange schwarze Haare; es will die Liebe ein Wesen, das einem völlig entspricht, aber doch anders sein soll. Wohlwollen, Eintracht, Wohltun, es

ist der gute Teil erwähnt: „Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn, / Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, / Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht, / ... Dahin! Dahin / Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.“ Das geht durch Mark und Seele. Bitteschön. Aber stillschweigend und für den verbindlichen Menschenverstand anerkannt: Natürlich ist das auch in Italien nicht zu finden. Die beiden Männer und die beiden Frauen jedenfalls haben Mignons Sehnsuchtsland erreicht. Wo sie notfalls hingehen, wenn es Nacht wird, wo ihr Brot wächst, wo ihre Phantasiekostüme geschneidert werden, steht nicht zur Debatte. Nur — unbescheidene Frage und schwer fernzuhalten —, wer mag Mignons Sehnsuchtsland sonst erreichen? Ach, in den unledigen Härten des Lebens wenigstens eine schwache Stunde haben sollen die Käufer solcher Geschirre. Nicht aufgeben und zuschanden werden.

Und deren Produzenten, die Inhaber von Fabriken und Manufakturen? Das sind einstweilen Könige und Fürsten. In Sachen Porzellan gibt es für sie keine schwachen Stunden, da finden sich die Härten des Lebens, an welchen wir alle zu tragen haben, selbstredend und beizeiten. Besonders erbittert entbrennt die Konkurrenz zwischen Preußen und Sachsen. Zu Beginn des siebenjährigen Krieges 1757/58 eroberte Preußen die sächsischen Porzellanlager in Leipzig, Dresden, Meißen; für 160 000 Reichstaler Porzellan. Kein Pappenstiel. Erfolglos versucht der Wollwarenfabrikant Wilhelm Caspar Wegely, der in Berlin eine Porzellanfabrik gegründet hat, die Meißner Konkurrenz in die Hände zu bekommen, die Zerstörung der ihm unzukömmlichen Meißener Öfen zu bewirken. Pfahl im Fleisch. Fritz II will jedoch auf das schöne Geld nicht verzichten, Wegely ausschalten und staatsklug selbst ins Geschäft einsteigen. Das gelingt, indem die Meißener Vorräte unverzüglich auf den Markt kommen, die Meißener Manufaktur durch Preußen verpachtet wird, auch, weil sich unter den 500 Meißener Arbeitern niemand findet, der in Berlin beschäftigt sein will. Vier Jahre nach Wegelys Pleite gründet 1761 Johann Ernst Gotzkowsky neuerdings in Berlin eine Porzellanfabrik, die beliebt Fritz II, aufzukaufen.

Das scheint vielleicht noch wissenswert. Zum wunderlich verwirrenden Beispiel und als Grund, Tassen mit idealen Landschaften erquicklich zu beleben und zu besitzen. Oder auch nicht.

Klaus Wolf
Feierabend morgens

Geduscht, gesalbt und froh
Und ehrlich müde morgens, um halb sieben —
Ich gehe pfeifend durch das Tor,
Verrückte Melodie im Feiermorgentakt.
Man hat sich wieder einen Tag verdient,
Um eine Nacht voraus, vom Leben eine Scheibe,
Ich beiße meine Zeit an, Morgenluft
Wie frischen weißen Kuchen,
Auch die Rosinen sind mir drin geblieben.
Und wie ich herrlich fluche, wenn ich fluche,
Wo meine Sehnsucht sonst zahnlos von Liebe haucht.
Jetzt lieb ich wieder, was zu lieben bleibt,
Und das geht über meine Kräfte,
Und was mich, um zu lieben, wirklich braucht,
Und was mich nährt wie einen Baum die Säfte,
Und meine Schultern, die den großen Kopf bezahlen.
Nie habe ich die Menschen so geliebt,
Da ich mich selbst viel besser lieben lernte
Und unter meinesgleichen unsrer großen Sache
Erstaunlich liebenswerte kleine Dinge:
Kaffeeduft aus dem Küchenfenster, wenn ich komme —
Der Liebe Frühstücksbrot, mir willig hingegeben,
Wenn nebenan der Pädagoge mit gefurchter Stirn
Die korrigierten Aufsatzhefte und ein Käsebrot verstaut —
Sofa und Sessel, abgezahlt, Schaumgummischößle —
Zwei krumme Kinderschuhe, die noch vom Abend
Gekentert auf dem Teppich treiben ...
Und hier erst recht, mit großem Spinner,
Im Ruß der Zeit, im Zeitgedinge,
Sind hundert neue Grillen aufgewacht,
Vom Essen und vom Küssen unerhörte Hungerlieder!
Auf unser Werkstor, Kameraden, laßt mich schreiben,
Mit Spucke in den alten Staub:
„Durch dieses Höllentor geht mit Bedacht.
Hier wird im Dreck das reine Licht gemacht.
Du gottverfluchte schöne Gegenwart, wo, wann
Endet dein Kommen, was kommt dann?
Heb dir von gestern einen Fluch auf, Mann!“

Helmut W. Kern
Feierabend

Es ertönt endlich die Werksirene.
Ersehntes Signal.
Und zufrieden greift die Hand
zum Ausknopf der Maschine.
Und die wird langsamer,
bleibt schließlich stehn.

Ich atme tief
— geschafft —
für heute Ende,
was ich mir vorgenommen hatte, ist getan,
so denke ich, mach mich auf meinen Weg
zum Waschraum, zu den Garderoben.

Wohlig umrieselt das Wasser
aus der Brause meinen schweißigen Körper,
süßlich schmeckt es auf den Lippen,
es erfrischt mich,
belebt mich neu, läßt
die Gedanken sich sammeln,
die Zähne zusammengebissen,
dann dusch ich kalt — das tut gut.

Und so erfrischt,
so gehe ich nach Hause und
freue mich der Menschen,
die mit mir gehen,
ich freue mich,
daß Kinder fröhlich spielen,
ganz unbeschwert, nicht wie zu meiner Zeit
und oben auf dem Neubau
an der Ecke
seh ich die Richtkrone,
bald werden Menschen wohnen in dem Haus.
Ich gehe jeden Abend diesen Weg,
und jeden Abend finde ich ihn schön.

Kito Lorenc
Mein Gedicht für Vietnam

Mein Gedicht für Vietnam
noch eh es zu Ende geht
ist schon unterwegs
es kann nicht ausreifen
Maniok in vergifteter Erde

Mein Gedicht hat nicht Zeit
Unterwegs in dies Land
stürzt ein sein kunstvoller Pagodenbau
haucht es aus den Reimduft
von Rosen von Aprikosenbäumen
zerbricht sein knotiger Bambusrhythmus
zerreißt der Bilder Seidenaquarell
verliert es seinen Lotostraum

Und tritt stumm und nackt zur Nacht
vom Schiff der Winde
auf Vietnams Ufer

Mein Gedicht das keine Zeit hat
und unverzüglich verwandeln sich
seine Laute in bleiernen Kugelschwarm, der
zerschlägt die Flügel des Bombers
seine Worte in Handvoll Reis, die
sättigen die Frau das Kind
seine Zeilen in Speichen des Rads, das
trägt den verwundeten Mann

Mein Gedicht geht zu Ende beginnt
jetzt in Vietnam

Siegfried Symann
Im Kampf für die Freiheit

Ich kämpfe für die Blätter an den Bäumen,
Aber wenn sie verdorren im Kampf,
werde ich nicht aufhören zu kämpfen.

Ich kämpfe für das Lachen der Kinder.
Aber wenn es erstirbt im Kampf,
werde ich nicht aufhören zu kämpfen.

Ich kämpfe für mein Dorf Songba.
Aber wenn es niederbrennt im Kampf,
werde ich nicht aufhören zu kämpfen.

Denn ich liebe die Blätter an den Bäumen
und das Lachen der Kinder
und mein Dorf Songba.

Darum kämpfe ich.

Im Sommer bei bedecktem Himmel
im Sommer bei sanftem Regen
im Sommer in der Kühle alter Wohnungen
zwischen dunkler Tapeten Gesichtsträchtigkeit:
daliegen
und auf die Stadtbahn lauschen
gedämpfter Schwellenstoß
Traben der Droschken
Stakkato handbetriebener Maschinen
in wegblasenen Hinterhöfen
sterbliches Spiel verwehter Leiber
blaß in der Blässe heimlicher Betten
versteckt hinter bröckelndem Stuck
hinter wucherndem Schorf alter Häuser
die eines plötzlichen Nachmittags
von Dumpern und Kränen samt Inhalt
unbekränzt überführt werden
aus ihrem Dasein in unser Erinnern
wo ihre begrüßte und beweinte Vergänglichkeit
zum Stillstand kommt: im Sommer
bei sanftem Regen.

Schornsteinumstellte Horizonte
hier, in der Landschaft
der Fabriken.
Ascheregen unaufhörlich,
unsichtbar vom verätzten Himmel.
Hier, wo der Schnee stumpf wird
über Nacht und sommers
die bunten Farben
dem Grau unterliegen,
wo nächtens der zitternde Widerschein
der Fackelflammen
in rußigen Fenstern verlischt,
dahinter tausendfach Träume sind
von blanken Gewässern
unter wogenden Wipfeln und
klaren Himmeln.
Hier, wo der Mensch beginnt
sich selbst zu überwinden;
aus Rauch, Asche immer
reichlicher die Früchte reifen
den Kommenden,
hier, wo ich täglich
Lehren empfange, will ich
zufrieden sein und sagen,
wenn die Hände welk geworden:
Meine Spur wird sein
in Asche, Rauch und Früchten.

Sperrst du dich auf im Rachen des Wolfshunds,
den du selbst an die Kette legst, stürzt du dich
haushoch im Tölpelvogel, die Seligkeit
seines Schwebens der Tänzerin vormachend,
kellertief in den Ozean, die Fontäne auflassend,
und heraufholst den Fisch aus seinem Reich, das
du ihm gegeben? Wie versteh ich dich? Jetzt senden die Bäume
ihre Scherenschnitte in mein sonniges Zimmer,
und das Gras schlägt seinen Teppich gegen mein Fenster,
oh, ich versteh dich, gesogen hast du nachts an meinem Herzen.
Als ich erwachte, da war's von deinen Zähnen umklammert,
daß ich schrie. Dich will ich nun packen, rief ich,
an dir will ich nun saugen, Welt, das Blut
soll ein Treiben beginnen in meinen Adern,
so wie die Vögel singen, während die Katzen im Garten schleichen,
als wüßten sie, Welt, daß du Tatze bist und Gesang.

Ich sitz im Zug und flieh die Diskussionen;
denn sie zerflockten grade mein Gedicht.
Vorbei fahr ich am Bauplatz der Millionen
und frag mich selbst, ob Diskussionen lohnen,
da blendet mich das starke Bauplatzlicht.

Da auf dem Bauplatz brennen noch die Lichter.
Die Dumper drücken meine Zweifel breit;
als kleiner, grad zerflockter Dichter
steig ich kranaufwärts über die Gesichter,
und da versteh ich plötzlich meine Zeit.

Denn auf dem Kran, da lerne ich begreifen:
Der Mensch wie du und ich bestimmt das Sein.
Und wie wir eisenarmig heut ins volle greifen,
da müssen Taten für die Zukunft reifen.
Das Licht der Lampen wird zum Morgenschein.

Der Zug fährt weiter, doch die Illusionen
sind glühwurmgleich im Bauplatzlicht erleucht;
denn in den Lampen stecken Diskussionen,
und würden Worte über Wolken thronen,
sie hätten nie den Bauplatz hier erreicht.

Ansichtig der großen Vorfälle
In unsfern Goldenen Städten
Sage ich, fast verschlagen
Der Atem, also ohne viel Worte:
Daß es da nicht ankam auf
Meinungen
Einzelner Leute, und wer jetzt
Wohl oder übel meint, vieles geschähe
Ohne ihn für ihn oder gegen ihn
Der weiß doch, daß er gar nicht gefragt war und braucht nicht
reden, wenn er nicht zugleich
Ändern will seinen beschränkten Zustand:
Und auch diese Meinung hier würd ich verschweigen
Wenn sie nicht zielte auf die ständige
Aktion
Der Massen, die ihre Macht ausbaun
Wie Wohnungen auf großem Grundriß.

Der See war fünfzehn Kilometer lang und vier Kilometer breit und voll von Fischen jeder Art. Am Südufer stand der Wald bis ans Schilf heran, aber am Nordufer gab es Weideland und Hügel, die wie Moränen aussahen, und es gab auf beiden Ufern eine Menge Bäche, die alle in den See mündeten und klar waren und kalt. Am Nordufer gab es diese Dörfer, die berühmt waren durch ihre Molkkereien und ihren Käse, und am Südufer gab es nur ein einziges Dorf, das der Schwedenkönig Gustav Adolf hinterlassen haben sollte, als er hier durchkam, aber das glaubte Stefan nicht. Feldherren gründen keine Dörfer.

Er saß auf dem Bootssteg und zog eine neue Perlonschnur auf. Der Bootssteg gehörte Rosso, auch das Boot gehörte ihm, Stefan hatte Boot und Steg und Hütte gemietet. Rosso war Rinderzüchter in der Genossenschaft und hatte für Fische wenig Zeit. Stefan fand, daß die Leute des Dorfes überhaupt wenig übrig hatten für den See: Er kam seit drei Jahren jeden Spätsommer oder Herbst nach Finnerow, und er hatte außer den Kindern und dem Tierarzt und ein paar jungen Leuten nie jemand schwimmen gesehen, und außer dem Melker und dem alten Vorsitzenden nie jemand angeln. Der Vorsitzende allerdings war ein beträchtlicher Angler, er warf faustgroße Hechtköpfe weg, als ob es Barschschwänze wären. Er wußte, welcher Fisch um welche Zeit an welchem Ort zu erwarten war, und er hatte Stefan eingeweiht bei ungefähr anderthalbdutzend Dreiviertelliterflaschen, die sie auf dem Wasser zur Strecke gebracht hatten. Der alte Vorsitzende hatte einen alten Hund, der stundenlang still im Boot liegen konnte, und er hatte eine Vorliebe für Himbeergeist, trank aber nie allein. Der neue Vorsitzende hatte weder einen Hund noch eine Vorliebe, aber er war, sagte der alte Vorsitzende, in diesen gebildeten Zeiten genau der richtige Mann für die Genossenschaft, und das war es, was Stefan an dem alten Vorsitzenden drittens gefiel.

Er brachte die Angel in die Hütte und sah nach der Fischsuppe. Er hatte einigermaßen Glück gehabt und drei Barsche gefangen und eine magere Rotfeder und einen unvermuteten Karpfen. Es gab fünfzig Meter vor dem Schilf einen Barschhang, man konnte da ganze Schwärme von ihnen herausholen, und es gab eine Viertelstunde östlich davon einen guten Aalplatz, und dann gab es noch eine Stelle, da war Stefan ein Zweikilohecht an den Haken gegangen, und zwar ganz ohne Blinker, und er hatte dort noch manchen Abend gesessen, aber gefangen hatte er nie wieder etwas. Ansonsten hatte er so ziemlich alles gefangen, was in diesem See vorkam. Nur von den großen Zandern, denen der alte Vorsitzende nachstellte, hatte er nie einen zu Gesicht bekommen, und er glaubte auch nicht mehr an sie.

Also die Suppe war gut. Er deckte sie zu und drehte den Kocher auf die kleinste

Flamme. Dann setzte er sich vor die Hütte. Es war nicht sicher, ob sie kommen würde, aber er rechnete fest damit.

Das gegenüberliegende Ufer war nun in einen leichten Nebel getaucht, und das Motorboot, das man sehr weit über das Wasser hörte, mußte auch in diesem Nebel sein, aber in der Nähe und in der Mitte des Sees und hinüber bis zur Klosterruine und zum Großen Holk war alles klar. Stefan hörte den Sprosser, der jeden Abend kam, er hörte die Krickenten und sah die bronzegrünen Spießenten und die Wasserhühner und natürlich die Möven; es war ziemlicher Betrieb im Schilf. Der Sprosser sang strahlend und kehlig wie eine Nachtigall. Stefan hatte weiter im Süden nie einen Sprosser gesehen, und er hatte gehört, daß es sie nur hier gab und weiter östlich von hier und weiter nördlich. Das Boot aus Uckerow mit den beiden Blinker-Anglern lag noch immer draußen am Holk, und Stefan dachte, daß sie wohl kein Glück hätten. Es war die Stunde, in der die Sonne hinter die Hügel taucht und die Fische zu springen anfangen.

Auf einmal hörte er das Geräusch, das der Kies unter einem Fahrradreifen abgibt. Das hielt eine Weile an, und als es ausblieb, sah er sie die gewesene Pferdeschwemme herunter kommen, sah sie absteigen und sah, wie sie das Rad über den schmalen Streifen Sand zwischen Schilf und Hang schob, am Steg vorbei, der bis über die Schilfgrenze hinausreichte. Sie winkte herüber und verschwand hinterm Hang und Stefan wartete, bis sie im Badeanzug wieder hervorkam und ins Wasser rannte. Da ging er langsam hinunter.

Sie schwamm sehr weit hinaus, mit kräftigen Zügen, mühelos. Stefan saß auf dem Steg und sah ihr nach. Seit er geschieden war, war sie die erste Frau, die ihn nicht an etwas erinnerte, an das er nicht erinnert werden wollte. Sie war die erste, die einfach da war. Er hatte sie am zweiten Tag seines Urlaubs kennengelernt und heute war der vorletzte Tag. Er hatte sich gewundert, daß er sie vorher nie gesehen hatte in diesen drei Jahren, und er hatte sie danach gefragt. Sie waren mit dem Boot hinausgefahren zu jener Stelle, wo es das wärmste Wasser des ganzen Sees gab und die er allein wahrscheinlich nie entdeckt hätte, und sie waren nach den seltsamen Steinen getaucht, die es dort gab, und die Hühnergötter hießen. Sie hatten im Holzfeuer Kartoffeln geschmort und Fischsuppe gekocht. Und es war also die Klinik gewesen und das zweite Kind, und im Jahr darauf war es diese andere Geschichte mit ihrem Mann. Am Wochenende hatte Stefan dem fünfjährigen Mischa beigebracht, wie man nach Würmern gräbt und wie man einen Fisch vom Haken nimmt. Und dann waren sie noch an den Pilzplätzen gewesen, die sie kannte, und auf jenen Hügeln, von denen aus man den ganzen See überschauen konnte, und in der sagenhaften Klostergrube und in der sterbenslangweiligen Schwedenbucht.

Er saß auf dem Steg und er dachte, daß dies ein guter Herbst war. Er hatte einen guten Sommer gehabt, und es waren überhaupt drei gute Jahre gewesen, alles in allem, wenn einer nicht zuviel verlangt. Er war jetzt fünfunddreißig, er hatte seine gute Arbeit, es gab eine Menge zu tun. Kroll würde sagen: Man ist eben

wer. Man hat die Probleme einer erfolgreichen Gesellschaft, würde er ungefähr sagen, und man hat ein Trumm von Kraftwerk, das man in die Landschaft pflanzt und das sich gerade so amortisieren wird in der Zeit, in der es noch Braunkohle gibt, aber für diese Zeit braucht man es eben. Das geht anderen Leuten auch so, würde Kroll sagen, aber wir sehen diesen Dingern eben ins Auge, das ist das schöne an uns. Eine Arbeit, die sich lohnt. Eine Sache, die sich sehen lassen kann. Ja, dachte Stefan, das schon. Das und einiges andere.

Aber sonst?

Er hatte oft darüber nachgedacht seit damals, aber es war eine Frage gewesen etwa von der Kategorie: Soll man rauchen oder soll man nicht. Eine ganz einfache Sache. Da ist ein Mann, und er ist also einer von denen, die nachts nicht einschlafen können und Licht brauchen und möglichst Leute dazu, egal welche, sie müssen nur da sein. Einer von denen, die lange aufbleiben und die Kneipen dieses Landes bevölkern, nicht etwa, weil sie Säufer sind, obschon sie es meistens werden. So einer, und weiter nichts. Und merkwürdig war höchstens, daß es in jeder anderen Umgebung als der ihm gewohnten wie weggeblasen war.

Sie kam angeschwommen und er stand auf und ging zum Fahrrad und holte ihren Bademantel. Er dachte, daß sie weder wie neunundzwanzig aussah, noch daß man ihr zwei Kinder zugetraut hätte. Viel eher sah sie nach Tennis oder Segeln oder sonstwelchem Wassersport aus. Und wahrscheinlich, dachte er, würde auch keiner, der sie jetzt sah, darauf kommen, daß sie als Landmaschinenschlosser arbeitet und mit allerhand handfesten Sachen umgehen kann. Etwas anderes waren da schon die Kupferarbeiten, die sie anfertigte, und die Teppiche, die sie knüpfte, und das tat sie also nebenbei. Wahrhaftig, dachte er, das ist schon 'ne Menge erstaunlicher Sachen.

Er setzte sich auf den Steg, während sie sich umzog. Sie fragte hinter den Büschen hervor: „Was schwimmt denn heute in der Pfanne?“

„Fischsuppe gari bald!“, sagte er.

„Aha“, sagte sie. „Mit ganz wenigen Löffeln Pfeffer.“

„Nebst Knoblauch“, sagte er. „Nebst Zwiebeln und Karotten und einem halben Pfifferling.“

Und später, als sie aß, wie er selten jemand hatte essen sehen, sagte er noch: „Und der Wodka ist zwar nicht kalt, aber dafür ist 'ne Menge da.“

Sie hatten nun eine Weile zu tun, und sie erzählte ihm die Geschichte von dem neuen Mähdrescher, welcher eine kolossale Maschine war mit nur einem halben Prozent Körnerverlust, und das war Weltrekord, aber das Getreide war feucht, und in die feuchten Schläge gejagt brachte der Kasten fünf bis sechs Prozent Verlust, vorüber sich alle sehr freuten. Siehste, sagte sie, und die Senkung der Körnerverluste war ja nun eigentlich der Haupt- und Staatsgrund, weswegen dieses Dings entwickelt wurde. Da hatte sie also ihre Probleme. Und dann wusch sie die Teller ab und sagte: „Das war mal 'n großes Essen.“

„Größer als Eisbein mit Sauerkraut?“ fragte er.

„Viel größer.“

„Größer als . . .“

„Sicher“, sagte sie. „Gar kein Vergleich.“

„Größer als dein Schlesisches Himmelreich?“

„Hm“, sagte sie, „so groß nun wieder nicht.“

Es war Abend und Mecklenburg war eine schöne Gegend. Vor zwanzig Jahren wäre kein Mensch auf den Gedanken gekommen, Mecklenburg eine schöne Gegend zu nennen, dachte Stefan, auch vor fünfzehn Jahren nicht, das konnte er beurteilen. Er war damals während der Sommerferien der ABF zur Erntehilfe in der Gegend gewesen, alles in allem ungefähr ein halbes Jahr, und das war wahrhaftig ausreichend. Er sah hinaus in die Dunkelheit über dem See: Er hatte die Laterne aus der Hütte geholt und sie tranken Wodka mit Wasser, rauchten bulgarische Zigaretten, und dann saßen sie einfach da und die Stille war annähernd vollkommen. Höchstens ein paar Geräusche im Schilf. Höchstens der Aufprall irgendwelcher Insekten, die die Lampe anflogen.

Stefan sagte: „Morgen fahre ich also.“

„Ja“, sagte sie.

Morgen und noch manchen Tag.

Und was wäre vor zwanzig und einigen Jahren aus solcher Mädchenfrau geworden? Darauf hat man Antworten. Rings eine Weltkonferenz unglaublicher Einöden, und im Schweiße deines Angesichts sollst du deinem Brotherrn dienen und nicht begehrn den Blick über die Kirchturmspitze, da hätte uns Gott wohl nach und nach verlassen. Vor zwanzig und einigen Jahren, in neunzig von hundert Fällen — in diesem wohl nicht: Damals nicht und heute schon gar nicht. Und nun hätte Stefan doch gern gewußt, was für eine Sorte Mann das war, und ferner welche Sorte Blindheit, mit der er geschlagen war.

Oder: Warum waren zwei Ehen auseinandergegangen? Bei ihm war es das Wanderleben von Baustelle zu Baustelle, wenigstens hauptsächlich, da hatte sich also ein Stellvertreter angefunden. Und bei ihr? Besagter Ehemann wurde zum Studium delegiert im klassischen Alter von dreißig Jahren, da tun sich Welten auf und womöglich gewisse Bedürfnisse: Die einfachste Sache der Welt. Vielleicht ist, was sich nicht in jeder Lebenslage bewährt, ohnehin nicht das richtige? Vielleicht passen gewisse Leute einfach besser zueinander als gewisse andere? Wie auch immer: Jedenfalls lagen die Dinge annähernd großartig.

„Weißt du was?“ sagte sie: „In eurer Gegend war ich noch nie.“

„Da hast du vermutlich nichts verpaßt“, sagte er. „Hinterstes Kaffee-Sachsen, bekannt durch Funk und Fernsehen. Aber wir haben 'ne kolossale Truppe auf der Baustelle und 'ne Menge sowjetische Spezialisten, da kann man's aushalten.“

„Ich war mal in Thüringen“, sagte sie. „Und an der Küste so ziemlich überall, und in Berlin natürlich, und in Warna war ich auch mal. Aber in der Sowjetunion, da war ich nämlich auch noch nicht.“

„Das muß allerdings geändert werden“, sagte er.

Und dachte, daß er schon immer mal hingewollt hatte, aber es hatte sich nie ergeben, und das waren nun mindestens zwei Gründe. Er hatte ein halbes Dutzend Männer in seiner Truppe, die auf Auslandsmontage gewesen waren, und er dachte an die Geschichten, die sie erzählt hatten. Einer zum Beispiel war in Ägypten gewesen, und die Leute dort hatten ihn andauernd gefragt, ob er aus Demokratie-Deutschland käme oder etwa nicht. Und zwei andere waren in Ulan Bator gewesen, und zwei weitere in Kuba, die waren als ganz harmlose Strippenzieher hingefahren und zurückgekommen waren sie als beträchtliche Revolutionäre, mit einigen etwas hemdsärmlichen Theorien zwar und mit bemerkenswerten Bärten, aber immerhin. Es war allerhand los in der Welt und Stefan war noch nie auf Auslandsmontage gewesen, das war sein geheimer Kummer. Na, dachte er, wenn's so nicht geht, dann geht's eben anders. Der Mensch hat drei Wochen Urlaub, und angeln kann er mit siebzig auch noch. Und bei nun diesen Aussichten war das allemal das beste.

Die Lampe war heruntergebrannt und es gab einen sehr intensiven Sternenhimmel, könnte man sagen, wenn man nicht seit einiger Zeit oder spätestens seit Gagarin wüßte, daß eben dieser Himmel zur Erde gehört wie Kamtschatka oder Feuerland, wie Plasmaphysik oder Klassenkampf, wie alles, was je ein Mensch gesehen, gefühlt oder gedacht hat. Vielleicht gab es irgendwo dort irgendwelche Wesen mit, sagen wir zehn hoch zehn Gehirnzellen. Vielleicht gab es sie nicht, das blieb offen. Aber die Dinge waren da so oder so, die Erde war da und auf ihr die vorläufig einzige Sorte halbweg vernunftbegabter Wesen, die bezogen die Welt auf sich und erwarteten von nirgend etwas als von sich selbst. Und das war immerhin das beste, was sie tun konnten.

„Es wird Zeit“, sagte sie. „Ja“, sagte er.

„Du wolltest mir noch das Buch geben.“

Er stand auf und ging in die Hütte und stieß mit dem Schienbein an den Propan-gaskocher, daß er alle Sterne der Welt aufblitzen und nur langsam wieder verlöschen sah. Dann hatte er das Buch. Es war das Tagebuch der Armut von unserer Schwester Carolina Maria de Jesus, das jeder lesen muß, der noch nicht weiß, welche Farbe der Hunger hat und welche Gestalt die Bitternis; das brachte er ihr. Und dann sagte er: „Ich gehe noch ein Stück mit.“

Die Nacht war warm, sobald man ein Stück vom Wasser weg war, und das Heidekraut knisterte unter ihren Füßen, wenn sie vom Weg abkamen, und die Endmoränenhügel gingen neben dem Weg her wie eine Kamelkarawane. Hier konnte man leben. Sie gingen zum Dorf, ließen die Hügel zurück, die sich sanft und seltsam wölbt, ließen die Verstecke der Kinder zurück und die vergangenen Abende und die schönen Sonnenuntergänge. In der Gärtnerei begann ein Hund zu kläffen und ein ganzer Horizont von Hunden fiel ein. Stefan dachte: Ihr werdet mich schon noch kennenlernen. Hierher konnte man heimkommen von allen Bauplätzen, die einen noch erwarteten, und er dachte: Ihr werdet schon sehen. Wahrhaftig, da wird sich mancher wundern.

Günther Rücker Der Herr Schmidt

Ein deutsches Spektakel mit Polizei und Musik

Anfang

Das Personenverzeichnis nennt neunzehn Namen. Das Stück sollte so gespielt werden, daß man etwa mit der Hälfte auskommt. Die Schauspieler der Nebenrollen können in drei, vier oder fünf Rollen auftreten. Es handelt sich um ein Spektakel.

In der gleichen Weise sollte mit dem Bühnenbild verfahren werden. Alles, was den Ablauf der Szenenfolgen stört, ist zu viel.

Die Musik, da wo auf sie hingewiesen ist, hat die Aufführung zu binden, nicht zu trennen. Vielleicht kann sie die Vorhänge ersetzen. Am besten, einige Subjekte übernehmen den musikalischen Teil, indem sie die „Deutsche Liedertafel“ um einige kernige oder gemütvolle Weisen bereichern. G. R.

Personen: Stieber, Marie, Friedrich Wilhelm IV., Polizeipräsident von Hinkeldey, Ordonnanzoffizier, Oberstaatsanwalt Seckendorf, Kammerdiener, Leutnant Greif, Assessor Goldheim, Hirsch, Fleury, Polizeipräsident Mayne, Dolmetscher, Peter Nothjung, ein Mädchen, ein Arbeiter, sein Sohn, Richter, Verteidiger, Subjekte, Zeugen, Geschworene

Die Szene ist 1850—52 zu Berlin, London, Paris und Köln.

Prolog

(Ordonnanzoffizier, weiblich, Musik)

Ord.-Offizier: Folgendes. Ruhe dort hinten! Nachher versteht keiner, was hier vorne passiert. Oder kennen Sie deutsche Geschichte? Also und zwar: Die Direktion hat entgegenkommenderweise bei Betreten unseres Etablissements Gedrucktes verkauft. In diesem finden sich Zahlen, Bilder, Tabellen und Listen, die den Eindruck erwecken, hier spielt sich jetzt ab der Prozeß gegen die ersten Kommunisten. Den sehen Sie in der zweiten Abteilung. In der ersten Abteilung sehen Sie, wie es dazu kam. Und warum. Das heißt, Sie sehen in einem historio-tragikomischen Präludium die zum ersten Mal auf dem Theater gezeigte Geschichte von dem Herrn Schmidt. Herrschaften, sehr kompliziert, denken Sie scharf mit! Wir wollen uns nun in die Historie versenken. Wenn Sie, was Sie jetzt gedacht haben, weiter-

denken, haben Sie bei meinem dritten Satz den ersten vergessen! Ich weiß, mein Trikot ist ein bißchen eng bemessen, aber jetzt ist deutsche Geschichte und zwar, erstens, achtzehnhundertfünfzig Hessen. Kurfürst beschließt, Volk Verfassungsrechte zu verweigern. Beifall in St. Petersburg, Österreich und Bayern. Worauf die Hessen in erstaunlichen Massen verlorene Revolution wieder aufleben lassen. Zweitens: Sensation. König von Preußen erklärt Kurfürsten Krieg. Folge: König bei preußischem Volke sofort beliebt. Denn Volk glaubt, König kämpft für hessische Verfassung, was natürlich nie seine Absicht war, es geht um hessische Zufahrtsstraßen nach Rhein-Preußen, also Strategie. Aber: Gewinnt er Krieg, ist Volk von Preußen Verfassung zu fordern gesonnen. Verliert er, bedient sich Volk mit Verfassung selber, also für König so und so nichts gewonnen. Drittens: König denkt nach über das aufsässige Volk, die hohen Kriegsanleihen und Gottes Willen im Himmel, und ob er in Hessen Krieg machen soll, gefallen bis jetzt ein Schuß, getroffen ein Pferd, bayrisches, Schimmel.
(Musik)

Erstes Bild

(Schloß zu Berlin)

König:

König der Himmlischen Heerscharen, dies soll der letzte Krieg gewesen sein, das schwöre ich beim großen Friedrich und dem Gedanken an meine selige Mutter Luise, den ich an Preußen vorübergehen lasse. *(Er erhebt sich)* Da bleibt's also beim Frieden. Bitte schön. Bleibt's eben beim Frieden. Erstaunlich. Von hier oben überrascht immer wieder, in welcher Masse Volk, ganz gleich wie Kriege ausgehen, übrigbleibt. Handwerkspöbel, Sassen, Kaufmannsleute, Uhrmacher, Parkettleger, Professoren. Von hier bis Havelland Zauche, von Pomerellen bis zum Fischerkietz. Glotzt herauf zu mir und glaubt, ich weiß nicht, was hinter den Stirnfalten vorgeht. Ich durchschauje sie. Die dort hinten träumen von Volksmacht, und hier die bessern Herren warten, bis ich sie um eine kleine Anleihe angehe, für die sie mir ein paar Zugeständnisse abkaufen. Es ist Frieden, der König wird bald Geld brauchen. Schön, wir müssen miteinander leben. Wir arrangieren uns. Aber an einem bestimmten Punkt ist es aus mit den Zugeständnissen. Zum Beispiel, wenn es an die Eisenbahnen geht. Da ist Schluss, meine Herren, darüber wird nicht verhandelt. Weil ihr zu

*Hinkeldey:**König:**Hinkeldey:**König:**Hinkeldey:**König:**Hinkeldey:**König:*

wenig Begabung habt, euch vorzustellen, was das heißt: Eisenbahnen in Mecklenburg. Daß da der Hütejunge in Zukunft genau so schnell wie der Herr von Bötzow reist oder mein eigener Adjutant? Und ihr glaubt, das bleibt ohne Folgen? Ihr glaubt, da wittern die Gleichmacher, die überall in Deutschland herumhüpfen, nicht gleich Zukunft. Teilt man erst einmal seine Zeit mit dem Pöbel, teilt man bald auch seinen Besitz mit ihm. Aber das wollen die Herren auch wieder nicht. Da gibt's Zeter und Mordio, und ich kann euch wieder meinen Bruder mit seinen Kartätschen zu Hilfe schicken. Da bin ich wieder gut genug. Ich halte die Straße sauber und bin nachher der böse Bube und ihr die feinen liberalen Herren, die damit nichts zu tun haben. Und dafür rückt ihr mir dann auch ein paar Taler heraus. Aber so einfach geht das heute nicht mehr, dazu brauche ich jetzt etwas mehr von euch, für Kartätschen gegen den Pöbel braucht man heutzutage Gesetze. Da hört ihr verdammt schnell weg. Ja, Gesetze für den äußeren Belagerungszustand, die bekomme ich von euch. Aber wo bleiben die für den inneren? Immer diese Angst, das Gesetz könnte sich mal gegen euch selbstständig machen, na und? Wie soll ich denn regieren! Wenn die Angst vor dem Belagerungszustand größer ist als die Angst vor Revolution und Verschwörung! Sie fürchten sich nicht genug vor der roten Republik, das ist es, das Alpha und Omega: Sie fürchten nicht genug, aber ihr sollt das Fürchten lernen. Hinkeldey! (Hinkeldey tritt auf)

Majestät!
Eine Verschwörung, Hinkeldey!
Majestät, ausgeschlossen.
Ich brauche eine Verschwörung gegen mich, ein Komplott von europäischem Ausmaß. Sofort!
Und wo befehlen Majestät?
Das muß ein Polizeihirn wissen, nicht der König.
(*Hinkeldey sieht unglücklich aus.*)
Es wird doch in Preußen eine Verschwörung aufzutreiben sein!

Gewiß, Majestät.
Hören Sie, Hinkeldey, ich erinnere mich da an einen, den stellen Sie sofort ein und übergeben ihm die Sache. Der Mann ist die geeignete Persönlichkeit, und zwar der anno vierundvierzig die Verschwörung der schlesischen Weber aufgedeckt hat, der dann im März achtundvierzig den Umritt durch Berlin mitmachte.

*Hinkeldey:**König:**Hinkeldey:**König:**Hinkeldey:**König:**Hinkeldey:**König:**Hinkeldey:**König:**König:*

Als Majestät sich mit der dreifarbenen Kokarde auf dem Hute dem Volke zeigte.

Darauf wollen wir jetzt nicht näher eingehen. Der die Nuttenabteilung hatte, na, nu sagen Sie, Hinkeldey, Stieber!

Majestät meinen den ehemaligen Kriminalkommissar Stieber?

Eben den. Eilen Sie mit seiner Anstellung!

Majestät sehen mich überrascht.

Ich bin in Eile.

Die Ablehnung des Dr. Stieber im Amt ist eine allgemeine und äußert sich laut.

Damit müssen Sie fertig werden.

Sein Ausscheiden aus dem Polizeidienste zählt nicht zu den ehrenhaften.

Es gibt aber in dieser Sache keinen besseren, das kann er seinem König glauben! (*Hinkeldey ab*)

Das einzige Feld, darauf uns Herrschenden Ruhe gedeiht und Tröstung, ist doch immer noch die Kunst.

Vorhang

Zweites Bild

(Vor Hinkeldeys Kabinett)

Stieber:

Ein Brief reißt mich aus den morgendlichen Umarmungen meines jungen Weibes und beordert mich hierher ins Polizeipräsidium. Wie fliegt mich Erinnerung an! Ihr schönen Tage, hier verlebt, mit regelmäßiger Salär, bis Neid und Mißgunst mich verdrängten! Der allgemeine Mensch, der dem Vergessen seines Vorgesetzten verfällt, ihn bewahrt das Gedächtnis der Menschheit. Wie elend aber, wenn vergessen wird, des Beruf es war, dem Gedächtnis der Menschheit verborgen zu sein, der geheime Polizist. Was kann gegen mich vorgebracht sein? Ich gebe zu, was schriftlich vorliegt, kein Wort mehr. Man läßt mich warten. Das deutet auf Schlimmes.

(*Hinkeldeys Zimmer wird sichtbar.*)

(in Papieren lesend): Wilhelm Johann Carl Eduard Stieber, Doktor der Rechte.

Zu dienen, Exzellenz!

Sie haben da vor einem halben Jahr ein Gesuch an uns gerichtet zwecks Wiedereinstellung. Wurde abgelehnt. Wissen Sie, warum?

Stieber: Absolut nein, Exzellenz!
Hinkeldey: Nötigung im Amt. Sie hatten mal die Nuttenabteilung? Vorkommnisse bei Festnahmen.
Stieber: Exzellenz können versichert sein, daß diesbezügliche Angaben...
Hinkeldey: Täglichkeiten. Einem Holzdieb die Vorderzähne herausverhört.
Stieber: Die Glaubwürdigkeit, Exzellenz...
Hinkeldey: Amtsüberschreitung, Verhaftungen auf eigene Faust.
Stieber: Exzellenz werden bei näherer Prüfung...
Hinkeldey: Kann gar nicht verstehen, daß man von so was soviel Aufhebens macht. Sie haben doch hier eine große Sache geliefert. Die Verschwörung der schlesischen Weber aufgedeckt. Im Hirschberger Tal haben Sie damals gearbeitet? Als Landschaftsmaler Schmidt. Hübsch. Mit Staffelei und Samtbarett?
Stieber: Das Gelingen der praktischen und geheimen Polizei, Exzellenz, verlangt vom einzelnen Beamten mitunter...
Hinkeldey: Donnerwetter, dreiundsechzig Jahre Zuchthaus wurden ausgesprochen, sehe ich.
Stieber: Ein Todesurteil nicht zu vergessen, Exzellenz.
Hinkeldey: Wodurch haben Sie denn nun das Ansehen der Polizei geschädigt? Ach, sehe schon. Das halbe Jahr Untersuchungshaft für den Fabrikanten. Ohne Haftbefehl.
Stieber: Ich wurde damals von Leuten denunziert, die sich wenige Jahre später zu den Demokraten bekannten.
Hinkeldey: Und der Dr. Stieber hatte niemals etwas mit diesen Greuelmenschen zu schaffen?
Stieber: Selbst wenn es so war, hat mich eine natürliche Anhänglichkeit und Verehrung für die Person unserer Königlichen Majestät innerlich nie schwanken lassen.
Hinkeldey: Und dann vor Gericht linke Demokraten verteidigt!
Stieber: Es kamen doch nur Demokraten vor Gericht!
Hinkeldey: Sie haben es mit den Linken gehalten. Leugnen Sie nicht! (mit innerem Anlauf): Erzogen auf den Hochschulen des Landes in der klassischen, römischen und griechischen Literatur, welche von republikanischem Geiste sowohl in der Prosa als in der Lyrik durchaus erfüllt ist, bitter enttäuscht von einer Regierung, welche meine schönen Erfolge unter den schlesischen Weibern mit schnödestem Undank lohnte, dazu in Berlin lebend, wo demokratische Ideen das ganze Volk, Exzellenz, vom Bettler bis zum Minister erfüllten, wie sollte ich da von gewissen Theorien unberührt bleiben?

Hinkeldey: Aha! Und diese Theorien gaben Ihnen wohl auch ein, dem König die schwarz-rot-goldene Fahne in die Hand zu drücken, bei dem beschämenden Schauspiel des Umritts durch das revolutionierte Berlin!
Stieber: Das Gerücht, ich sei neben dem König geritten, hält sich bis in die heutige Zeit. Ich bin in der glücklichen Lage, diesem durch ein Schreiben entgegenzutreten zu können, welches notariell beglaubigt, daß ich selbst heute noch des Reitens total unkundig bin. Die einzige Absicht, die ich damals verfolgte, war, Majestät und Masse in nötigem Abstand voneinander zu halten.
Hinkeldey: Und wenn der rote Pöbel Majestät bedrohte?
Stieber: Nur über meine Leiche.
Hinkeldey: Wenn man geschossen hätte?
Stieber: Erst wäre ich gefallen.
Hinkeldey: Verschwörer den König gefangennehmen wollten?
Stieber: Hätten erst mich in Stücke hauen müssen.
Hinkeldey: Das sagt sich heute leicht.
Stieber: Mein Blut für den König, allzeit!
Hinkeldey: Auch in diesem Augenblick?
Stieber: Exzellenz?
Hinkeldey: Wenn die Verschwörung, Umsturz und Königs mord außerhalb Preußens sinnend, auch heute noch am Werke ist?
Stieber: Vernichten, wo sie sich zeigen!
Hinkeldey: Falsch. Wir zwingen ausländische Behörden durch erdrückendes Material, die Glieder der Umsturzpartei en bloc an Preußen auszuliefern. Wenn nicht en bloc, so die Häupter, wenn nicht alle, zumindest die preußischen, wenn nicht die Subjekte, so ihre Papiere, Schriftstücke und geheimen Briefschaften. Wenn nicht nach Preußen, irgendwohin. Wir holen uns das schon. Das aufgedeckte Komplott vor ein preußisches Gericht. Urteil vor aller Welt. Das Panorama einer roten Verschwörung gegen Thron, Altar und Eigentum. Verstanden?
Stieber: Erwarnte Dispositionen Eurer Exzellenz.
Hinkeldey: Gewisse Vorarbeiten sind geleistet. Sie erhalten ein selbständiges Ressort, geheim, vier Monate Zeit, es eilt. Das war's. Assessor mit den üblichen Bezügen. Von Ihrer Arbeit hängt ab, ob wir Ihre Demokratien vergessen wollen.
Stieber: Exzellenz, ich... Exzellenz, ich... Assessor. Mir ist als wie im Traum.
(Musik)
Vorhang

Drittes Bild

(Wohnung Stiebers. Marie und Stieber.)

- Marie:* Assessor! Das sind sechshundert Taler im Jahr.
Stieber: Ohne Steuern.
Marie: Mein Herz jubelt. Triumph! Erzähl!
Stieber: Ich widerte ihn an, aber er stellte mich ein. Wer, fragte ich, zwang ihn? Er demütigte mich. Geschenkt! Aber demütigte mich mehr als seine Stellung verlangt! Wer also demütigte ihn? Ein Höherer als er, ein Minister?
Stieber: Weiter, liebes Weib, fliegen meine Gedanken.
Marie: Die Sinne stocken. Doch nicht der König?
Stieber: Ich bin wieder dabei.
Marie (eine Träne bei Stieber entdeckend): Liebster!
Stieber: Ich schäme mich ihrer nicht. Auch der Polizist kennt Beglückung.
Marie: Verbrecher zu jagen, zu fangen und zu bestrafen!
Stieber: Du liebes Kind, wie wenig noch kennst du die Sphäre, in der ich lebe, weißt du vom wahren Glück, das den Polizisten erwartet. Allein das Erbrechen eines Briefes! Das Knistern des Siegels, das leise Lösen der Faser, sanftes Biegen des Bruchs, der erste Blick auf die Handschrift. Wie der Bezwinger des Berges, der über Hangend und Drophendes, Berg und Leben mit blutigen Fingern umklammernd, seines schweißigen Leibes schweren Steiß von Spalte zu Spalte auf windigem Gipfel emporschiebt, um dort triumphierenden Blicks das Auge fliegen zu lassen, von wo, wie er glaubt, kein Auge vor seinem die Welt je sah, des Fremden nicht achtet, der längst wieder unten im Tal, in Büsche und schattige Bäume sich leichtfüßig flüchtet, wie er, der Held, auch später, von applaudierender Menge umgeben, den Fremden nicht kennt, der durch eigene Hand den Beifall mehrt, während andere Gottheiten höheren Ruhm ihm flüstern, so freut sich der Leser des Briefs der Geheimnisse, die er erfahren, während ins Dunkel zurück bescheiden der Polizist tritt, längst im Besitz der versiegelten Nachricht, die er verschloß und mit unauffälliger Hand der Post des Empfängers hinzufügt.
Marie: Schön!
Stieber: Ein Siegel lösen und schließen, Mariedchen, das ist als Tat nicht weniger groß als ein Brusttuch zu lüften und unbemerkt wieder zu decken, zu kennen die Rundung und doch das Spiel aus Verbergen, Erröten, Beschämnis mitzuspielen, Neugier zu zei-

gen, wo Kenntnis ist, und den letzten, festen Zugriff verzögern.

Verführer!

Spürst auch du Erregung, bedenkst du, wie viele Briefe in dieser Sekunde von heißen Händen, kalten Händen, jungen, ruhigen, zitternden, schwitzenden, weichen, zarten, schweren, leichten Händen geschrieben, versteckt, verbrannt, zerdrückt, geküßt, erwartet, gefürchtet werden, in Kutschen, Eisenbahnen, auf Schiffen und selbst getragen von Tauben die Welt überziehen? Ein Universum, Marie. Und was in diesen Briefen steht!

Still, meine Sinne vergehen!

Es ist, als stehle man dem Herren das Recht der ersten Nacht. Mägde bekommen vom Herrn das Brautkleid. Was bekommt des Assessors Frau?

Nenn den Preis, Marie!

Sechshundert im Jahr, das sind für jeden Werktag zwei Taler. Das ist ein Taler für die Nacht. (*Schiebt ihr einen Taler in den Busenausschnitt.*)Komm schnell! (*Sie läuft, sich die Schürze lösend, ins Nebenzimmer.*)Glücklicher Tag! Sechshundert im Jahr, und vier Monate Zeit! (*Er rechnet nach.*) Was denn, das sind ja ...(*Kleidungsstücke aus dem Nebenzimmer werfend*): Wo bleibst du?

Das sind 200 Taler für eine ganze Verschwörung!

Warum läßt du mich warten?

Hat mich der aufs Kreuz gelegt!

(*Marie erscheint in Unterwäsche in der Tür.*)Sofort! (*Er beginnt sich zu entkleiden.*) Zweihundert Taler Die Luft war's im Präsidium, ein Rausch, ich weiß nicht wie. Von jetzt geht's hart auf hart, Herr Hinkeldey. Komm her, Marie!(*Musik*)

Vorhang

Viertes Bild

(Stiebers Arbeitszimmer. Diener, Stieber.)

Stieber: Global erreicht das Üble unserer Zeitalte Preußen aus zwei

Richtungen. Aus Paris die Syphilis, aus London das schlechte Wetter. Aus beiden die Samen des Umsturzes. Die ersten Schritte sind geglückt. Melder, Beobachter, Boten, im äußeren Ring des Umsturzes. Mein Arm bewegt Türen in Bishops-gate zu London, meine Pupillen flanieren durch die geheimen Klubs von Paris, mein Ohr vernimmt das Flüstern der Attentäter, meine Hündchen wittern, meine Bienchen schwärmen umher.

Diener: Herr Assessor werden erwartet.
Stieber: (Kammerdiener tritt vor.) Der Kammerdiener des Kronprinzen. In voller Livree! In meinem Amtszimmer! Habe ich Ihnen verboten hierherzukommen?

Kammerdiener: Jawohl. Aber es eilt. Zwei Briefe, Herr Rat.
Diener: Die Herren Greif und Goldheim melden sich zum Rapport.
Stieber: (zum Kammerdiener): In den Schrank! (Er öffnet einen Schrank und versteckt den Kammerdiener.)

Kammerdiener: Luft!
Stieber: Kopf hoch, oben ist offen. (Er schließt ab und steckt den Schlüssel ein. Goldheim und Greif treten auf.)
(btritt auf): Assessor Goldheim zurück aus Paris.
(tritt auf): Leutnant Greif zurück aus London. Stand unverändert. London spricht von nichts anderem als der großen Industrie-Ausstellung. Die Königin wird eröffnen. Aus Preußen stellen aus Borsig, Haniel, Krupp, Siemens, Meißen, Mansfeld, Stinnes und Brockhaus etc.

Stieber: Attentate, Greif!
Greif: Attentatsstimmung im eigentlichen Sinne nur bei den emigrierten europäischen Demokraten.
Stieber: Und unsere preußischen Kommunisten?
Greif: Marx hat Streit mit Schapper und Willich.
Stieber: Marx hat immer Streit.
Greif: Der radikale Kommunist Willich hat eine Schrift veröffentlicht. (Er legt ein Büchlein vor.) „Der Proletarier vor der nächsten Revolution.“ (Zitiert:) „Überall erheben sich, die bis heute mühselig und beladen waren, das ewige Feuer des gleichen Menschenrechts hat ihren Geist erhellt, ihr Herz erwärmt, ihren Arm gestählt, das Weltgericht ist nicht mehr fern, die Zeit ist erfüllt. Die Schuldigen stehen in einem brennenden Licht.“ Marx meint: Theaterdonner.
Da kann man nur hoffen, man hört dort nicht allzu sehr auf Marx. Lahme Geigen in London! Und Paris?

Goldheim: Der Herr Polizeipräfekt von Paris lässt grüßen und fragt, ob wir ihm nicht wieder einmal ein paar Namen roter Radikaler zur Verhaftung freigeben könnten. Die Lage in Frankreich spitzt sich zu. Herr Carlier würde sich natürlich entsprechend revanchieren.

Stieber: Paris! Ihr London ist umsturmäßig Brackwasser. Ist das alles, Goldheim?

Goldheim: Da wäre noch ein Unterschriftenfälscher namens Hirsch.
Stieber: Intelligent?

Goldheim: Die Sachverständigen sagen, so etwas von Fälschung hätten sie noch nie erlebt.

Stieber: Ansehen lassen, den Hirsch. An die Arbeit. Berichte schreiben. Sie sehen mich in Eile. Geheime Nachrichten unter Verschluß warten auf mich.

(Goldheim und Greif ab.)
(öffnet den Schrank, der Kammerdiener fällt ihm entgegen.): Der Brief!

Kammerdiener: Ein Brief aus London an Majestät. Ich habe ihn gelernt. Dreißig Taler.
Stieber: Schnell und kurz.
Kammerdiener: Dreißig Taler.
Stieber: Ich höre.
Kammerdiener: (schließt die Augen und spricht einen Text, als läse er ihn ab.): „An seine Majestät Friedrich Wilhelm, König von Preußen usf. My dear Fritz.“ Acht Zeilen englisch.
Von wem?
Kammerdiener: Vom Gemahl der englischen Königin. „My dear Fritz“, acht Zeilen englisch. „Ich kann dir aber versprechen, daß dem Leben des Kronprinzen und seiner fürstlichen Gattin hier in London während der Ausstellung derselbe Schutz zuteil würde wie Viktoria und mir.“

Stieber: Der Kronprinz nach London?
Kammerdiener: Sie müssen mich lesen lassen. Das geht über die Nerven. Ich sehe nichts mehr.
Erinnern Sie sich!

Kammerdiener: Ich erinnere mich nicht, ich sehe. Und was ich nicht sehe, kann ich nicht lesen. Ich brauche das Schriftbild, das ist ja mein Verhängnis. Glauben Sie, ich wäre von der Bühne abgetreten und Kammerdiener geworden, ohne dieses blamable Handicap?

Stieber: Wie haben Sie denn auf der Bühne deklamiert?
Kammerdiener: Genau wie hier. Vom Blatt.

Stieber: Geht denn das?
Kammerdiener: Bei Versen ist das kein Problem. Die Zeilen sind kurz und bei klarem Druck steht das Schriftbild scharf vor dem geistigen Auge, und es konnte nichts schiefgehn. Nur das Umblättern verlangte eine gewisse Technik. „Wie lang verdeckte mir dein heilig' Bild die Buhlerin, die kleine Künste treibt. Die Maske fällt. Armiden seh ich nun...“ Umblättern, Pause Konzentration, neue Seite links oben, „... entblößt von allen Reizen“. Merken Sie? Pausen an der falschen Stelle geben Bedeutung. Ich kannte Schauspieler, die hatten ohne Pausen an falschen Stellen überhaupt keine Individualität mehr. Die sprachen, daß man denken konnte, sie blättern bei jedem Nebensatz um. Abgehen mußte ich von der Bühne wegen Prosa. Die langen Zeilen! Da schmiß ich beim Umblättern manchmal den ganzen Akt. „Wie Viktoria und mir.“
Stieber: Wie Viktoria und mir.
Kammerdiener: „Die ja auch auf der Mordliste stehen sollen.“
Stieber: Mordliste? — auf der Mordliste?
Kammerdiener: Ja.
Stieber: Nicht auf einer, auf der Mordliste?
Kammerdiener: Auf der Mordliste. Fünfunddreißig Taler, das war der Brief wert.
Stieber: Zwanzig.
Kammerdiener: Dreißig! Hier ein abgeschriebener Brief. Fünfunddreißig. (*Überreicht einen Brief.*)
Stieber (liest): „Weil England vor der Weltausstellung seine Hauptstadt von dem Auswurf Europas nicht säubern kann, haben wir darauf gedrungen, für die Sicherheit so geliebter Gäste treulich Fürsorge zu treffen. Die englische Polizeibehörde will die HierherSendung preußischer und anderer europäischer Polizeiagenten bewirken. Die Besoldung dieser Agenten würde hinreichen, die intelligentesten Beamten zu erwählen.“ Welch unerwartete Wendung, der Kronprinz und Polizeiassessor Stieber nach London!
Kammerdiener: Fünfunddreißig. Seine Augen leuchten für mindestens vierzig Taler.
Stieber: Zehn. Hinaus! (*Kammerdiener ab*) Nach London, in dieses Zentrum aller europäischen Revolutionären und Exkommunizierten! Welche Gefahr! Und ich sein Schutz! Marie, jetzt müßtest du mich sehen! (*Er klingelt.*) (*Greif tritt auf.*)

In London kursiert eine Mordliste. Ich sehe sie im Querformat. Packen Sie rein, was Rang und Namen hat, Prinzgemahl, Kronprinz, Queen, Prinz von Wales etc. Sind wir es Preußen nicht schuldig, Herr Assessor, den Kronprinzen Preußens durch eine spezielle ihm gewidmete Morddrohung zu würdigen? In Protokollfragen ist Hoheit sehr empfindlich. Dann aber mit einem flammenden Aufruf. Bedienen Sie sich bei diesem Herrn Willich. (*Er zitiert aus dem Buch:*) „Gewalt gegen Gewalt, die Empörung stellt die Schuldigen in ein brennendes Licht. Erhebt die Fackel!“ Das ist wie für uns gemacht. „Teutoniens Söhne! Vernichtet die königliche Brut.“ Welche Type nehmen wir? Cicero fett. (*tritt auf*): Der Hirsch, wenn ich bitten darf. Herein mit dem Hirsch. Wie komm ich denn in die politische Abteilung? Sie sollen, als Sie Ihre Betrügereien aufnahmen, gesagt haben: „Die einen haben zuviel, die andern zu wenig, aber die Schuldigen stehen in einem brennenden Licht.“ Mein Herr, ich arbeite an der Börse. Wir haben einen, der das beschwört. Der lügt. Wir haben zwei, die das beschwören. Machen Sie mal meine Unterschrift nach. — Und die vom Herrn Leutnant. — Und nun die da. — Donnerwetter. Sie sollten Ihre Begabung nicht gegen die Polizei einsetzen. Ich stellte sie dem Gesetz nur zu gerne zur Verfügung, verlangte das Gesetz nach ihr, indeed. Wie ich bemerke, sprechen Sie vorzüglich englisch. Bescheiden, aber im Rahmen der Börse befriedigend, I hope. Wir brauchen z. B. in London Leute, die englisch sprechen. Und Geschicklichkeit nicht vermissen lassen. Es handelt sich doch nicht um etwas Krummes, wenn ich fragen darf? Wollen Sie aufs Schiff oder in' Kahn, wenn ich fragen darf? To be or not to be — that is the question. Der Hirsch läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach London. (*Hirsch auf ein Zeichen Goldheims mit dem Polizisten ab.*) Und so was wollten Sie einsperren lassen! Wie lange arbeiten Sie bei der politischen Abteilung? Vorhang

Fünftes Bild

(Am Rande einer deutschen Kleinstadt. Nothjung, ein Schneider, dreißig Jahre alt, mit schwerer Reisetasche, tritt auf. Man hört Kinder singen. Er bleibt stehen und hört zu. Ein Mädchen, das ihn beobachtet.)

Mädchen: Kommst du von weit?
 Nothjung: Ja.
 Mädchen: Bist du von hier?
 Nothjung: Nein.
 Mädchen: Mußt du noch weit?
 Nothjung: Zum nächsten Gasthof.
 Mädchen: Soll ich dir den Weg zeigen?
 Nothjung: Hier hast du einen Marzipan. Danke schön, ich finde den Weg selbst. Geh zu den andern Kindern, spielen. Deutschland! Wie nah bist du mir in der Fremde und wie fremd in der Nähe! Mit deinen Fürsten und Knäsen, Land von gestern. Da schlüpft nun dein Sohn, der Schneidergeselle Peter Nothjung und zur Zeit Emigrante, von England über deine Landesgrenzen, Freunde und Genossen suchend. Und findet die einen verwirrt und ausgebrannt, zu Geschäften und ängstlicher Hoffnung gekommen, ein leichter gewordenes Leben stumpf oder geziert fühlend, vergessen das Jahr siebenundvierzig mit seinen Hungern und Begräbnissen, die Kanonen auf den Marktplätzen vergessen, die Generäle vergessen, die eure Söhne wie Spreu ins Feuer warfen, die in den Häusern Erschlagenen, wie in die Höfe Gestürzten, und nachts Erschossenen, vergessen. Die andern schwören auf geheime Bindungen, Aufstände, Höllenmaschinen. Wie dankbar sah ich euch für Willichs Tiraden. „Die ihr mühselig und beladen seid, erhebt euch, das ewige Feuer des gleichen Menschenrechts hat euren Arm gestählt, das Weltgericht ist nicht mehr fern, die Zeit ist erfüllt und unter den Fahnen und dem Blut der Märtyrer, vorwärts zur sozialen Weltrepublik.“ Und wie schrecken euch die Worte von Marx, die ich aus London zu euch herüberschleppe. „Wir haben geirrt, Freunde, der Sieg ist weit entfernt, zehn Jahre, zwanzig Jahre, fünfzig Jahre Bürgerkrieg und Völkerkämpfe habt ihr durchzumachen, nicht nur um die Verhältnisse zu ändern, sondern um euch selbst zu ändern und zu befähigen zu politischer Herrschaft.“ Oh, eure Lust an der Tirade, oh eure Furcht vor der Wahrheit. Aber sollten wir uns denn, ihr Lieben, die Größe des Kampfes um die größte Sache vor Augen, mit wirren Verschwörungen,

Phantasien und Schreiereien von Revolution und Umsturz gemein machen? Was sollten wir anderes als uns trennen von Willich und Schapper, den einst bewährten Genossen. Es ist schwer. Der Feind formiert sich, und wir sind gespalten. Eure Fragen schneiden ins Herz. Aber da ist kein anderer Weg.

Du, darf ich deine Tasche tragen?
 Hier ist noch ein Marzipan, ich trage sie mir selbst. Geh zu den Kindern. (Er geht ab.)
 Zum Gasthof gehts rechts bergauf. Er geht geradeaus.

Vorhang

Sechstes Bild

(Hinkeldeys Arbeitszimmer)

Hinkeldey: Gut Stieber, sehr gut! Gestern setze ich Sie in Kenntnis, daß der Kronprinz zur Weltausstellung nach London fährt und schon fällt Ihnen ein Aufruf mit der Morddrohung gegen den Kronprinzen in die Hand. Ausgezeichnet! Obwohl ich mich etwas wundere.

Stieber: Exzellenz?
 Hinkeldey: Erstaunlich primitiv das Ganze, finden Sie nicht?
 Stieber: Exzellenz?
 Hinkeldey: (liest): Deutsche Patrioten! Der Prinz von Preußen, der zur Zeit, usf. erinnert Euch seiner Kartätschen, Tod für Tod, Leben für Leben, auf, Teutoniens Söhne, etc. Feurig, aber primitiv. Was erwartet der Autor? Auf Totschlag steht Zuchthaus, Galeere, Strang, auf Prügel aber sechs Wochen Haft. Ein Verfasser von Format hätte dazu aufgefordert, Königliche Hoheit kurz zu verprügeln.

Stieber: Soweit ich die Lage überblicke, haben unsere Agenten einen zweiten Handzettel entdeckt, der zu physischer Gewalt gegen den Kronprinzen aufruft.

Hinkeldey: Reichlich spät. Und nun zu Ihrer eigentlichen Aufgabe.
 (Von Seckendorf tritt ein.)

Seckendorf: Dr. Stieber, Herr Oberstaatsanwalt von Seckendorf. Auf dem Hauptbahnhof zu Leipzig ergriffen wir vor einigen Tagen einen Schneidergesellen namens Nothjung wegen Mangel an Legitimation. Er trug Briefe des Doktor Marx aus London bei sich und Anweisungen an eine Kölner Kommunistengruppe. Die Adressaten wurden sofort zu Köln in Untersu-

chungshaft gebracht. Es handelt sich um nicht weniger als den Umsturz des preußischen Staates, des Hauses Hohenzollern, Revolution etc., das heißt, nicht sofort. Marx spricht davon, in fünfzig Jahren etwa soweit zu sein, oder noch später, was die Anklage etwas weitgespannt erscheinen lassen könnte, zumal der Tatbestand des versuchten Umstürzens gerade was die Vitalität des Substantiellen betrifft, noch etwas Zusatzmaterial vertragen könnte, respektive müßte, sozusagen muß, weil mit den gefundenen Briefen eine Anklage kaum oder nur sehr schlecht, kurz überhaupt nicht. Die Staatsanwaltschaft hat also ein Dutzend Verhaftete, wir erwarten von der Polizei das Materielle. Ich werde verstanden. Das Recht verlangt Genüge. Europas Blick liegt kühl auf unserem Vorhaben. Freilich liegt darüber auch das wohlwollende Auge von Majestät.

Hinkeldey:

Seckendorf:

Hinkeldey:

Stieber:
Hinkeldey:

Stieber:
Hinkeldey:

Stieber:
Hinkeldey:

Hinkeldey:

Stieber:

Hinkeldey:

Stieber:

Hinkeldey:

Stieber:

Ebenso wie das des Allmächtigen, dessen Segen mein graues Haupt bedarf, soll ich der Gerechtigkeit ehrenvoller Diener sein. Ich hoffe, ich werde auch hierin verstanden. Ich danke, daß mir Exzellenz die Möglichkeit gab, den Sachverhalt vorzutragen. Herr Präsident! (Seckendorf ab) Erfassen Sie Ihre Aufgabe? Sie werden die Sachen, die uns in der Reisetasche des Nothjung fehlten, bei Marx in London holen. Offiziell stehen Sie während der Industrieausstellung der englischen Polizeibehörde zur Verfügung, Subjekte aus der preußischen Verbrecherwelt anzuseigen und Verdächtige ins Auge zu fassen. Sehen Sie sich dieser Aufgabe gewachsen? Wenn ich mir erlauben darf, freimütig und ohne Scheu ... Es ist Tischzeit.

Ich habe Bedenken, Exzellenz.
Die hatte ich auch.
Die Kompetenzen, Exzellenz! Es ist zu fürchten, daß meinerseitige Anweisungen von dienstälteren Assessoren, Exzellenz ... Richtig, das war mir entfallen. Sie fahren als Polizeirat nach London, die Ernennung liegt bei der Direktion. Noch was? Exzellenz, ich, ich ... Es ist Mittag, Mahlzeit!

Exzellenz!
Noch was, Sie fahren als Herr Schmidt. Ist doch recht? (Ab)
Zu Befehl, Exzellenz, Herr Schmidt.
(Greif und Goldheim treten auf.)

Goldheim:

Greif:

Stieber:

Ist's wahr, Herr Rat? (Er reicht Stieber die Hand.)

Nach London? Herr Rat?

(Stieber ergreift auch Greifs Hand.)

Nach London. Ziel: Auslieferung der Gruppe Marx en bloc. Wenn nicht, die Häupter, wenn nicht, geheime Briefe, substantiell, Vitalität, respektive Materielles. Deckname Schmidt. Aufbruch sofort, Lösung bekannt. Zur Weltausstellung, auf nach Engelland!

Vorhang

Siebentes Bild

(Ordonnanzoffizier in London vor der Industrieausstellung)

Ord.-Offizier:

Folgendes: Achtzehneinfünfzig. Erste Weltausstellung London. Europa staunt, was alles Englands Fabrikanten konnten. Anwesend Queen, Prinzgemahl (Haus Coburg-Gotha) und zwei Schock britische Exzellenzen, worunter preußischer Kronprinz nebst Gattin glänzen, nebst diversem Hochadel kontinentaler Monarchien, den ich nicht weiter erwähne. Queen eröffnet, 60 Orgeln, 800 Sänger, fünfzehn Fuß, drei Zoll hohe Echtkölnischwasserfontäne. Das ganze erstmalig im Palast aus Glas und Eisen, was zu sehen sechs Millionen Leute in den Londoner Hydepark reisen. Beschattet von einem halben Tausend teils berittener, teils geheimer Polizei, zu der in dieser Stunde Schmidt und die Seinen stoßen. Bühne frei!

(tritt auf): Meine Herren, um in der Weitläufigkeit Londons deutsche Kommunisten in kürzester Linie aufzuspüren, setzen wir uns auf die Spuren der drei Elemente deutschen Wesens: Bier, Bildung, Tabak. (Er teilt seine Subjekte ein.) Sie zu Marxens Bildungsverein in I.W. Masters Kaffeehaus, Farringdonstreet. Goldheim in Barclay's Bierhaus und in des Emigranten Kesslers Tabakladen. Greif, Sie schwingen sich dem deutschen Heimweh auf die Spur, ab in die Industrie-Ausstellung! Zu Siemens und Halske, Hoesch, Krupp, Stinnes, Haniel, dorthin wallfahrt der deutsche Arbeiter wie der Katholik zum Heiligen Rock von Trier. Eine gut funktionierende Maschine, und die rötesten Herzen klopfen einen Schlag schneller gegen die Hemdbrust.

(Greif ab)

Fleury!

Fleury: Herr Rat!
 Stieber (reicht ihm die Hand): Ich freue mich, Sie wohllauf zu finden, Fleury.

Fleury: Ich bin erfreut, daß es mir gelungen ist, einen Mann bei dem kommunistischen Archivar Dietz plazieren zu können. Er hat Zugang zum Postverkehr der Kommunisten.

Stieber: Glänzend, Fleury. Er beginnt sofort mit seiner Arbeit. Ich erwarte interessante schriftliche Revolutionsanweisungen, insbesondere von Marx, Nothjung und den in Köln bereits Eingesetzten. Substantielles. Ich werde verstanden. (*Er überreicht eine Karte.*) Hier werde ich residieren.

Fleury (nimmt die Visitenkarte und überreicht verschiedene Rechnungen): Meine Unkosten. Das Zimmer im Hause des Archivars mußte eingerichtet werden, ein wenig Garderobe für den Mann, Spesen diätischen Charakters.

Stieber (zahlt unlustig): Sie sind schon lange hier, wie?

Fleury: Ihr Vorgänger schickte mich vor acht Jahren nach London. (*Der Polizeipräsident Mayne nebst Dolmetscher tritt auf.*) Wer ist das?

Stieber: (mit abgewandtem Gesicht): Robert Mayne, der Polizeipräsident von London. (*Eilig ab*)

Stieber: Welch glücklicher Wind beflogt mein Geschäft! Zu Diensten Eurer Exzellenz! Vom Justizministerium seiner Majestät des Königs von Preußen, Polizeirat Doktor Wilhelm Carl Eduard Stieber.

Mayne: Mayne. (*Will weitergehen.*)
 Stieber: Exzellenz!

Dolmetscher: Herr Mayne eilt in den Gottesdienst. Der Erzbischof von Canterbury betet im Kreise der königlichen Kommissare für das Gelingen unseres großen, zivilisatorischen Werks.

Stieber: Nur eine hochbrisante Anzeige gibt mir die Kühnheit, Exzellenz hier zu belästigen. Soeben in London angekommen, gelange ich durch ein kühn geführtes Unternehmen zufällig in den Besitz eines Handzettels, in dem zu physischen Gewalttätigkeiten gegen unseren Kronprinzen aufgerufen wird. (*Er reicht Mayne ein Kuvert.*)

Mayne: Sir!
 (Der Dolmetscher nimmt das Kuvert, sie gehen weiter, Stieber ist überrascht. Mayne spricht mit dem Dolmetscher. Der Dolmetscher kehrt zurück.)

Dolmetscher: Hatten Sie Ausgaben?
 Stieber: Wie meinen?

Dolmetscher: Einen guten Vormittag.
 Stieber: Sir! (*Dem Dolmetscher und Mayne nachblickend.*)
 (Hirsch tritt in Eile auf.) Hallo, Herr Schmidt.

Hirsch: Hirsch, Sie lassen auf sich warten!
 Stieber: Ein ungünstiger Ort hier, Herr Schmidt.

Hirsch: Wann bringen Sie neues Material über Marx?

Stieber: Nächste Woche.

Hirsch: Nicht früher?

Stieber: Nein.

Hirsch: Und warum nicht?

Stieber: Wäre es nicht Sommer, und hätte Marx nicht sein Jackett zur Pfandleihe gebracht, bestünde die Chance, er zieht statt der schwarzen die gestreiften Hosen an, und statt des Jacketts den Mantel, denn er hat zwar zwei Hosen aber nur ein Jackett, und dann sähe ich ihn morgen in der Nationalbibliothek. Aber es war das Jackett. Also handelt es sich diesmal um größere Summen, ich schätze die Miete. Das nächste Honorar geht also an den Bäcker, und weil Marx noch nie in einer Woche zwei Honorare erhalten hat, kann er erst nächste Woche wieder auf die Straße.

Stieber: Und wenn er dann den Fleischer bezahlen muß?

Hirsch: Marx und Fleischer, da muß ich aber lachen, Herr Schmidt! Bis morgen. Ich kann mir nicht erlauben, mit Ihnen gesehen zu werden. (*Ab*)

Stieber: Ganz schön runtergekommen hier alles. Nun, man wird Stieber kennenlernen. (*Er geht ab.*)

Vorhang

Achtes Bild

(Greif. Ein Arbeiter mit seinem elfjährigen Sohn.)
 Arbeiter: Was hat dir denn am besten gefallen in der Ausstellung?
 Sohn: Der Stahlblock von Krupp — 42 Tonnen Stahl. So was hat noch keiner fertiggebracht in der Welt.

Arbeiter: Ja. (*Er hat die ganze Zeit den Greif beobachtet und der Greif ihn.*) Riechst du? Preußische Spione.

Sohn: Wollen wir nicht in Barclays Bierhaus?

Arbeiter: Nein.

Sohn: Warum gehst du nicht dorthin, Vater? Dort singen die deut-

Arbeiter:

schen Besucher jetzt den ganzen Tag. Das soll lustig sein.
Ja, mein Sohn, ich kenne das. Wenn der Weißwein oder das Bier über sie kommt, gibt's keine lautere Fröhlichkeit als ihre. Sie tragen weiße Hemden und singen in Terzen und Quarten und sind stolz auf ihre viele Seife. Du warst noch zu klein, als wir von dort weggingen.

*Sohn:
Arbeiter:*

Bist du traurig, wenn du an Deutschland denkst?
Keine Trauer, mein Junge, aber auch kein Fröhlichsein. Unsere Beziehung ist klar. Mein Steckbrief ist dort geschrieben, und einige Namen stehen bei mir zu Buche.

*Sohn:
Arbeiter:
Sohn:
Arbeiter:*

Denkst du oft an Deutschland, Vater?
Das Deutschland, an das ich denke, ist ein anderes.
Sind sie denn heute anders als sie damals waren?
Wahrscheinlich sind wir anders geworden. Wo sie singen, verschließt es uns den Mund, wo sie sorglos sind, werden wir wachsam, zornig, wo sie andächtig werden, wir schämen uns, wo sie stolz sind, und wo sie schlummern, liegen wir ohne Schlaf. Und denken an Deutschland.

*Sohn:
Arbeiter:*

Du sagst Deutschland, wie wenn sich einer eine Huckle aufläßt. Ich nur viel und werd' stark, das du's ertragen kannst, wenn du groß bist. Denn man wird's nicht los, mein Sohn, wohin du kommst, begegnet es dir. (*Er schnuppert hinter Greif her.*) Oder es war schon da. In Frankreich gegen die Revolution Deutsche, deutsche Scharfrichter, als Holland Republik werden wollte, deutsche Kontingente nach Griechenland, um die mieseste aller miesen Regierungen zu stützen. Und bis Portugal deutsche Polizisten, mit Hilfe deutscher Soldaten Polen beraubt, Krakau gemeuchelt, Venedig und die Lombardie geplündert. Es steigen ihnen Tränen in die Augen, wenn von deutsch die Rede ist. Und haben zugesehen, wie Schlesien niedergebrannt, Böhmen verheert, und gejubelt, als Österreich niedergeworfen wurde.

*Sohn:
Arbeiter:*

Tun sie's denn von sich aus, Vater? Du lehrst mich doch immer zu unterscheiden: Herrscher und Beherrschte. Freilich, mein Junge, sind sie beherrscht von einer Familie von Korporälen und Hanswurst. Aber ein bißchen weniger Hochmut dieses Volkes, und wir ersparten unserem Namen und den Leuten ringsum viel. Und jetzt weiß ich, wonach es riecht: nach Berliner Haarpomade. Jetzt schlag ich ihm in die Fresse, mein Sohn. (*Greif flieht.*)

Vorhang

Neuntes Bild

(*Stiebers Quartier in London. Halb heruntergekommene Gastzimmereleganz, halb Amtszimmer. Subjekte. Goldheim an einem Tischchen lesend und schreibend.*)

Stieber

(*ißt*): Was auf der Welt zusammengefressen wird! Spaghetti, Knödel, Kwas, Gulasch, Beef. (*Greif wird hereingewedelt, wie er aus der Ausstellung herausgewedelt wurde.*) Beobachten die uns noch immer? (*Greif beginnt wortlos Jacke und Hut zu säubern.*)

Stieber

(*ißt*): Wir leben hier wie auf einer Insel. Wie Aussätzige auf einer Insel leben wir. Haben Sie etwas vom Kronprinzen gehört? (*Greif schüttelt den Kopf. Das Subjekt gießt Bier ein, Stieber kostet und zeigt Widerwillen.*) Diese Leute gehören nicht nach Europa. (*Hirsch tritt ein.*)

*Hirsch:**Stieber:**Hirsch:*

Hallo, Herr Schmidt!
Verdammst spät, Hirsch!
Die Arbeit für Sie reibt mich auf, Herr Schmidt. Sehen Sie mich an! Ränder unter den Augen, die Hände zittern, ich schlafe nicht mehr. (*Er zeigt den Inhalt seiner Taschen, Hefte, Notizen, Bücher etc.*) Ein einziges Wochenpensum im Bildungscollege bei Marx. Und in einem fort Prüfungen bei Liebknecht oder Wolff oder wer gerade Zeit hat. Habe was für Sie. Radikalist! Der rote Katechismus. (*Er gibt Stieber ein rot eingebundenes Büchlein.*)

*Stieber:**Hirsch:**Stieber:**Hirsch:**Stieber:**Hirsch:**Stieber:*

(*essend*): Das macht den Fraß nicht besser.
England. Zweihundert Sekten aber eine Sauce.
(*auf das Büchlein deutend*): Von Marx?
Anonym. Man spricht von Heß.
Marxide?

Hirsch:

Teils. Marx nannte ihn einmal einen Steinesel.
Ausdrücke wie bei Shakespeare.
Wenn Sie da was brauchen, das Europäische Revolutionskomitee nannte er eine ganze Clique von Sozialesseln, Maulkriegern, Salbadern, Epistelscheißern und wanztige Trabanten einer Affenherde, den bekannten Philosophen Ruge einen Clown, Kunstreiter und literarischen Laxiermichel.

*Fleury:**Stieber:**Fleury:**Fleury:*

(*tritt ein*): Hallo! (*Übergibt Stieber Briefe.*)
Wann halte ich endlich einen Originalbrief von Marx in der Hand?

Herr Rat! Dietz ist der Archivar der Schapper- und Willich-

Hirsch:
Gruppe. Da Marx mit dieser Gruppe in Streit liegt, ist von ihm bei Dietz keine Post zu erwarten.
Marx nannte Dietz einen Kakerlak und windigen Kerl, der sich durch drei Revolutionen pißt.
Sagen Sie mal, was macht der Marx eigentlich, wenn er sich nicht streitet?
Lesen.
(zeigt einen Zettel vor): Sein Bücherabonnement.
Und wenn er nicht liest?
Dann schreibt er.
Wenn er egal liest und Bücher schreibt, wann will er dann Revolution machen?
Revolutionsmäßig, möchte ich sprechen, leben wir hier in einem Dilemma, Herr Schmidt. Der Marx weiß, wie man eine Revolution ins Haus kriegt, aber er sagt: Jetzt steht keine vor der Tür. Schapper und Willich sagen, die Revolution steht vor der Tür, aber sie wissen nicht, wie man's macht, daß sie eintritt. Da ist nicht durchzusehen.
(Stieber beginnt die Briefe zu lesen.)
Ich verstehe Ihre tiefe Enttäuschung über die Londoner Umsturzpartei, aber hier muß man fragen: Warum ist das so, Herr Schmidt? Nehmen wir zwei preußische Umstürzler. Der eine geht nach Paris, der andere nach London. Paris, da tut sich was, Herr Schmidt, die Champs-Elysées, der Montmartre, die wohlfeilen Austern, der Sozialismus, die Politik, und die Französinnen. Das hat Pep, Herr Schmidt. So eine Pariserin will erobert sein, da wird das Männliche auf den Plan gerufen, hopp hopp! Wo aber kommt es besser und mit mehr Glanz zur Wirkung als auf der Barrikade, in Pulverdampf und Gefahr? Und das reizt, Herr Schmidt, der Lohn ist süß, das Fleisch ist schwach, Eros und Umsturz, nicht umsonst wird La France als ein Weib mit entblößten Brüsten dargestellt, inmitten der Barrikadenkämpfer. Allons enfants!
Mäßig, mäßig! (Er reicht die Briefe an Goldheim weiter, der sie eingehend studiert.)
Und nun wenden wir uns dem Umstürzler zu, den es nach London verschlug. Hier herrscht Sitte, Herr Schmidt, hier heißt es: Erst heiraten, vorher ist nichts. Und unser Mann, jung, Sie verstehen, ledig, aber gesund, heiratet. Und dann zweimal in der Woche in den Klub und Umsturz lernen? Essig! Liebster Darling, kiss me to night, und später, oh see, the little children! Da muß Geld verdient werden, das schafft Besitz.

Stieber:
Und Besitz bremst Revolutionen ganz beträchtlich, weshalb zum Beispiel Hausbesitzer für Umstürze meist nur in sehr begrenztem Umfange zu gewinnen sind.
Herr Hirsch, als Marx hierherkam, war er verheiratet und hatte Schulden. Für den müßte eine Revolution ein wahrer Segen sein. Aber er macht ein Kind nach dem anderen, liest, schreibt. Aus.
Ich erkläre mir das damit, daß er von der deutschen Philosophie herkommt. Ich merke das an mir. Was war ich früher ein scharfer Hund, aber seit ich meinen Hegel studiere, bin ich wie ausgewechselt.
Wie bitte?
Dieses antithetische Hin und Her nagt größere Entschlüsse im innersten Mark an. Ist man bei der deutschen Philosophie nicht schon vorher verheiratet, kommt man nicht mehr recht zum Schusse.
Sie studieren den Hegel?
Vor zwölf Uhr nachts macht man sein Buch kaum zu, die einfacheren Lebensvorgänge verlieren sich da, Herr Schmidt! Das zehrt den Menschen aus!
Der eine liest Hegel, der andere bringt mäßige Briefe. Kein einziges Attentat wird hier annonciert, über das Haus Hohenzollern mittelmäßige Beschimpfungen. Wo bleibt das Material, Vitalität, aktiver Umsturz!
Ich bringe die Briefe, die es gibt.
Dann bringen Sie mir die Briefe, die es nicht gibt.
Das müssen Sie mir mal vormachen, Herr Schmidt.
Das mache ich Ihnen mal vor. Passen Sie auf. Ich ordne an. Erstens: Sie Fleury, fahren sofort nach Paris. Goldheim, Sie schreiben aktive Mord- und Umsturzbriefe. Die schicken Sie mit einem zuverlässigen Mann nach Paris an Fleury. Sie, Fleury, erhalten eine Adresse, dort schreibt man diese Briefe ab. Und sie schicken die Briefe als rote Revolutionspost nach London an Dietz. Dietz legt sie im Archiv ab, unser Mann holt sie dort heraus. Da wissen wir, was wir haben. Das ist der kürzeste und einfachste Weg. (Fleury ab)
Umsturzbriefe, Herr Rat, verlangen ein Fluidum, dem ich entrate.
Was haben denn die in Schlesien immer gesungen? Ihr Schurken all, ihr Satansbrut und irgendwas mit stricken. Tötet die Mächtigen dieser Erde!
Wer zittert um Mächtige, wenn Sie gestatten. Ja, wenn einer

Stieber:
Greif:

seinen Pfarrer ermordet, das versteht das Publikum, das ist wie wenn sich einer an seiner Großtante vergeht.
Hören Sie, Goldheim? Fragen Sie Greif.

Oder in der Literatur, da findet man immer was Lästerliches. Und mit bestialischem Gepolter in die Zellen der Schwestern, haha, wie die armen Tierchen nach ihren Röcken tappten und sich jämmerlich gebärdeten und das Gezeter und Lamento, und endlich gar die alte ... (*Alle sehen erstaunt zu Greif.*) Schiller.

Unmöglich. Aber das, hahaha, war gut, Goldheim, das sollten Sie nicht aus der Hand geben.

Herr Rat, der Kammerdiener des Kronprinzen sagt, Hoheit besuchen morgen eine Ausstellung, Kunstausstellung.

Kunstausstellung? Hat uns die englische Polizei eine Kunstausstellung gemeldet?

Nein, Herr Rat.

(zu Subjekt): Wo man weiß, was für eine Sorte Mensch sich in Kunstausstellungen aufhält! Sie melden mich dem Polizeipräfekten zu London. Und zwar mit Nachdruck. Ich verlange eine Unterredung. (*Subjekt ab*) Und Sie Hirsch, Sie schreiben Ihre Weisheiten ab sofort berücksichtig auf und fertigen ein Protokollbuch der Gruppe Marx an. Namen, Unterschriften, Material. Verstanden? Substantielles!

Vollkommen, Herr Schmidt! Es gibt bei Marx eine Menge hochinteressanter Sachen, die kein Mensch beachtet.

(*Alle Anwesenden mit Ausnahme von Hirsch befinden sich im Aufbruch. An wen auch immer Hirsch sich wendet, er findet kein offenes Ohr.*)

Zum Beispiel woher bei Marx diese Kampfwut kommt. (*An Goldheim gewandt*): Ich bitte Sie, dieser Mann hat Furunkel am Gesäß. Wenn Sie und ich Gottes freie Natur genießen, sitzt er in der Nationalbibliothek, liest ökonomische Bücher und hat Furunkel auf der Sitzfläche, wenn das nicht die Haltung verschärft!

(*Goldheim geht. Hirsch wendet sich einem anderen Subjekt zu*): Den Laien mag das überraschen, aber ich nenne das moderne Sicht. Der Mann ist überhaupt nur von der Psyche her zu erfassen.

(*Das Subjekt geht ab. Hirsch bemerkt es nicht und spricht weiter zu ihm:*)

Zum Beispiel darf man das Nationale nicht vergessen. Marx ist nun einmal ein Deutscher, ein studierter Mann, ein echter

Stieber:

Subjekt:

Stieber:

Subjekt:

Stieber

Hirsch:

Hirsch:

Gelehrter, aber er weiß, er wird niemals Professor werden. Das soll einen deutschen Intellektuellen nicht auf die Barrikaden treiben? So blättere ich Ihnen diesen Marx Seite um Seite auf.

(*Er bemerkt, daß niemand mehr da ist, sucht nach Gesprächspartnern und wendet sich ans Publikum.*)

Oder kennen Sie die Sache, wie Marx erfährt, daß Willich mit seiner Wirtin ein Verhältnis hatte? Eine zauberhafte Geschichte. Es fing damit an, daß ... (*Er betrachtet die Uhr.*) Es ist ja schon halb. Ich muß ins College. Und heute ist der Staat bei Hegel. Wie man sich so verplaudert.

Vorhang

Zehntes Bild

(*Vor dem Vorhang.*)

Greif:

Goldheim:

Herr Goldheim, ich bin etwas ratlos. Wie verhält sich ein preußischer Polizeibeamter in einer Kunstausstellung?

Mein Lieber, jede Veranstaltung mit Kunst verliert bei näherem Hinsehen ihren Schrecken. Betritt der preußische Polizeibeamte eine Kunstausstellung, sichert er sich erst einmal nach allen Seiten ab. Er erkundet, wieviel Zugänge zu den Bildern vorhanden sind und wie man sich nötigenfalls zurückziehen kann. Seine Aufgabe zerfällt in zwei Teile: Sehen und hören, wovon das Zweite wichtiger sein kann als das Erste, denn leicht schließt der erfahrene Polizeibeamte aus den Äußerungen gegenüber einem Kunstwerk auf die Haltung gegenüber Majestät. Für den preußischen Polizeibeamten kommt es also zuvörderst darauf an, unter Kunstkennern nicht aufzufallen. Darum: gleichen Sie sich in Ihrer Haltung den Kennern und Kritikern soweit wie möglich an! Für den Anfang empfehle ich Ihnen die versonnene Haltung. (*Er führt sie vor.*) Sie ist besonders in der Abteilung für Stilleben anzuwenden. Etwas mehr Eindringen in den Gegenstand verlangt die andächtige Haltung. (*Er führt sie vor.*) Für geistige Bilder und intime Gruppen. Oder die lebenskräftige Haltung (*führt sie vor*), für Landschaften, gebirgige besonders, oder heroische Straßenzüge. Für die Porträtabteilung steht noch diese zur Verfügung (*er führt sie vor*), besonders wenn höhergestellte Persönlichkeiten abgebildet und anwesend sind. Diese Hal-

tung wird immer angenehm vermerkt. Und sind Sie nun noch in der Lage, etwas Treffendes zu bemerken, ist alles zum Besten. Etwas: Sehr bemerkenswert dieses lebenskräftige Bild eines höheren Offiziers. Die schwierigen Verzierungen an der Dienstkleidung als auch die Orden sind mit viel Geschmack und vielem Geiste behandelt.

Greif:
Goldheim:

Das ist glänzend.

Bemerkungen über die Porträtmalerei zahlen sich immer aus, denn unter allen Gattungen wird sie heutzutage vorzugsweise begünstigt aus leicht begreiflichen Gründen, auch wie der Gelehrte sagt, darum, weil diese Malerei ein sehr kräftiges Mittel ist, die Bande der Hochachtung und Liebe nebst allen anderen sittlichen Beziehungen zwischen uns und den porträtierten Persönlichkeiten zu unterhalten, woraus heilsame Wirkungen auf die Gemüter entstehen sollen.

Greif:
Goldheim:

Wieviel sich doch allein über ein Porträt von sich geben läßt. Da sollten Sie erst unsere Kritiker lesen! Aber wir müssen uns eilen.

Greif:
Goldheim:

Um Himmelswillen! Nehmen wir an, ich stehe nichtsahnend und beobachte, und plötzlich sagt mein Nachbar: Was halten Sie von diesem Bild? Oder noch schlimmer, was halten Sie von *diesem* Bild?

Goldheim:

Teufel! Am besten, Sie halten sich zu Beginn in der Abteilung für Historienmalerei auf. Auf historischen Bildern passiert immer was, da gibt auch der Titel gewisse Ideen ein.

Greif:
Goldheim:

Wie frei Sie sich in der Materie bewegen!

Zur Plastik, Architektur und Malerei fällt einem preußischen Polizisten eigentlich immer etwas ein. Es kommt darauf an, wie man dem Einfall Ausdruck verleiht. Hier zum Beispiel verrät sich ein Talent für großartige Formen, mit Bedauern allerdings bemerkt man einen unangenehmen Ockerton und übertriebene Farbbetonung in der Behandlung der Baumgruppen. Zum Beispiel.

Greif:
Goldheim:

Was, bitte, bemerkt man an den Baumgruppen?

Übertriebene Farbbetonung oder auch Formbetonung. Diese Worte gebraucht der Kunstschneller fleißig und stets mit dem Ausdruck von Abscheu, denn unter der Betonung von Farbe und Form verbirgt sich mancherlei Bedenkliches. So ein Farb- und Formbetonner entfernt sich nämlich leicht von Farbe und Form der wirklichen Natur, und da im Schlechten, wie wir Kriminalisten nur allzu gut wissen, kein Stillstand eintritt, kann es leicht dahin kommen, daß ein solcher Maler eines

Tages in aller Unschuld und Unbefangenheit den Himmel grün, die Bäume blau und die Pferde rot malt.

(lacht laut und herzerfrischend): Blaue Bäume und rote Pferde! Die will ich mir gleich mal aufschreiben.

Nein, nein. Der kluge Polizist hält sich da heraus. Dafür haben wir Fachleute, gewisse Schulen, die Akademie, und so weiter. Jetzt fühle ich mich schon viel sicherer. Über einen grünen Himmel lässt sich immer ein Wörtchen mitreden. Gehen wir!

Wenn aber einer widerspricht?

Dann sage ich, ich habe das danebenhängende Bild gemeint. Und wenn er sagt, er hätte auch das nebenhängende Bild gemeint?

Dann sage ich, ich habe das ironisch gemeint. Vorsicht! Was, wenn der Mann auf ein Bild dort drüber zeigt? Dort drüber? Da sage ich: Das Bild hängt ungünstig. Sie gefallen mir.

Oder ich sage: Der Rahmen dieses Bildes ist höchst unvorteilhaft. Oder: Der Preis ist angemessen.

Glänzend.

Dieser dagegen ist unangemessen. Oder: zu gelb. Und wenn er mir weiter dämlich kommt, frage ich mal kurz nach seinem Namen. Wissen Sie, Herr Assessor, seit diesen Leuten mit den roten Pferden laß ich mir nicht mehr bange machen. (*Beide ab*)

Vorhang

Elfes Bild

(Maynes Arbeitszimmer. Der Polizeipräsident und der Dolmetscher lesen Zeitung. Im Vorzimmer Greif und Stieber.)

Stieber: Sehn Sie Greif, kaum schlage ich mit der Faust auf den Tisch, öffnet sich der Sesam, und Herr Mayne findet für mich Zeit. Herr Rat wollen auf Biegen und Brechen?

Der kräftige, preußische Ton findet überall in der Welt das Ohr des Mannes. Was dieser Herr zu hören bekommt, Greif, das, will ich gerne glauben, bekam er noch selten zu hören. Spesenmäßig ziehe ich eine positive Bilanz. Man zahlt uns sehr anständig.

Sechs Millionen Besucher, da kommt auch was rein! Wie es heißt, will man den Reingewinn einer Gesellschaft für Naturwissenschaften zum Geschenk machen. Daran ersehen Sie, wie weit dieses Land heruntergekommen ist.

Greif:

Ich kann, Herr Rat, die Naturwissenschaften betreffend, Ihre Sorge in vollem Umfange nicht teilen. Der elektrische Telegraf zum Beispiel ist polizeilicherseits durchaus zu begrüßen.

Stieber:

Na schön, die Steckbriefe sind schneller am Ziel, aber das holen die Eisenbahnen wieder ein. Ich vermisste Weitsicht für Zusammenhänge, Greif. Es ist das Ansteckende, das von den Naturwissenschaften ausgeht.

(Goldheim tritt auf und überreicht Stieber Briefe.)

Goldheim:

Aus dem Archiv Dietz.

Stieber:

Jetzt sind es sechzig. (Während er einen Blick in die Briefschachten wirft, spricht er weiter, zu Greif): Glauben Sie mir, Greif, wo die Naturwissenschaften erst einmal anfangen, da hören sie so schnell nicht wieder auf, und sie verseuchen mit ihren Methoden alles andere rundherum. Sechzig geheime Schriftstücke, Briefe, Papiere, das muß einem willigen Staatsanwalt reichen.

Dolmetscher:

Der Herr Mayne läßt bitten.

Stieber:

Ihm wird nichts geschenkt.

Mayne:

Sir!

Stieber:

Sir! Ich danke für die Gelegenheit, Exzellenz sprechen zu dürfen. Als Vorgesetzter der preußischen Polizeimannschaft lege ich entschiedenen Protest dagegen ein, daß erstens die Bewegungen seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen nicht an mich gemeldet, und daß zweitens die von mir überreichten Morddrohungen seitens englischer Behörden nicht genügend, und wenn, dann in leichtfertigster Weise behandelt werden. (Zum Publikum): Der Ton mag ihm neu sein.

(Dolmetscher: übersetzt in einem Englisch, das dem der alten englischen Schauspieler aus der ersten Zeit des Tonfilms entlehnt ist. Es hört nicht auf. Mayne hört andächtig zu. Stieber bemerkt mit Unruhe, wie seine volle Schrotladung als Griesbrei ankommt.)

Stieber

(nach neuem innerem Anlauf): Ich sehe mich daher gezwungen, erstens, um über diese Vorfälle Bericht zu erstatten, und zweitens, um neues und erdrückendes Material gegen die Umsturzpartei vorzulegen, umgehend nach Berlin zu reisen.

(Der Dolmetscher übersetzt wie oben.)

Stieber

(beiseite): Nun bin ich gespannt, was er darauf zu antworten weiß.

Mayne

(erhebt sich mit Würde): Fare well.

Stieber:

(Ein Diener bringt Hut, Stock, Paletot.)

Exzellenz, ich wage nicht zu verstehen.

Dolmetscher

(liest von einem Blatt, das ihm Mayne überreicht): Der Polizeipräfekt von London beeindruckt sich, dem Herrn Polizeirat Doktor Stieber für seine aufopferungsvolle Arbeit Dank zu sagen. Da das große zivilisatorische Werk der Weltausstellung so glänzende Erfolge zeigt, der Friede nicht gestört, der Handel gewaltig gefördert und den Ausstellern, die preußischen eingeschlossen, zu keinen Klagen Anlaß gegeben wurde, schätzt sich der Polizeipräfekt glücklich, die Dienste einer größeren Zahl ausländischer Polizeibeamter nicht mehr in Anspruch nehmen zu müssen. (Er übergibt Stieber das Schreiben.)

Sir!

Aber die Verbrecher, Exzellenz!

Blieben weiter unter der Erwartung. (Mayne ist ausgefertigt.) Zu dieser Stunde beginnt ein Gottesdienst, in dem die Direktion der Ausstellung dem Allmächtigen dankt, daß er unsere Gebete um Erfolg in so umfassender Weise erhört hat. Kommen Sie, Herr Rat.

(Mayne und der Dolmetscher verlassen den Raum, Stieber wird sanft hinausgeschoben.)

Exzellenz, ich habe soeben neue Beweise erhalten!

(Man hört Glocken.)

The Lord calls!

(mit dem Entlassungspapier und dem Marx-Brief in der Hand. Er ist wieder bei Greif und Goldheim angelangt): Exzellenz! (Mayne und Dolmetscher sind abgegangen.)

(schreit Mayne nach): Sehen Sie sich vor, daß die Roten die St. Pauls-Kathedrale nicht in die Luft sprengen und die anglikanische Geistlichkeit beider Konfessionen nicht am Seil zur Schlachtbank geführt wird, aber nein, seien Sie unbesorgt! Daß dieses Unheil nicht über England kommt, dafür steht die preußische Polizeimannschaft auf Posten, ob es ihr Albion dankt oder nicht! Wir gieren nicht nach Dank, aber wir vergessen auch nicht! Statt uns die Roten auszuliefern, hat man uns entlassen. Schon dieserhalb wird Preußen England ewig hassen. (Er stampft mit dem Fuß auf.)

(Glocken klingen, die preußische Polizeimannschaft fährt in die Versenkung. Im letzten Augenblick kommt Hirsch angehetzt. Sein Auge ist blau unterlaufen, er macht einen lädierten Eindruck.)

Hirsch:

Herr Schmidt, alles ist verloren! Ich bin rausgeschmissen bei Marx, man hat mich mit Ihnen gesehen. Wie soll ich das Protokollbuch schreiben?

Stieber: Mit Phantasie, Herr Hirsch, ich werde es brauchen!
Hirsch: Ich kann mir doch das Protokoll nicht aus den Fingern saugen!
Stieber: Saugen Sie es aus Ihrem Gehirn.
Hirsch (*lüftet den Hut*): So hat man mich zugerichtet in einem Bildungsverein. (*Die Versenkung fährt weiter.*) Haben Sie doch ein Einsehen! Herr Schmidt! Lassen Sie mich nicht allein. (*Zum Publikum:*) Und ich war glänzend auf den Start bei Hegel vorbereitet!

Vorhang

Zwölftes Bild

(*Hinkeldeys Kabinett. Ein kleiner Tisch, auf dem Stiebers winzige Diebesbeute aus London liegt.*)

Hinkeldey: Herr Polizeirat!
Stieber: Exzellenz!
Hinkeldey: Das ist also Ihre Londoner Beute.
Stieber: Sechzig aktuelle Piecen geheimen Inhaltes.
Hinkeldey: Wünschen Sie, daß ich dies Ihrem allerhöchsten Auftraggeber als Ergebnis weitermelde?
Stieber: Das sind sechzig hochaktuelle Piecen geheimsten Charakters. . . der Gruppe Schapper-Willich! Im Stadtgefängnis zu Köln aber sitzen Leute der Gruppe Marx.
Stieber: Zum Beispiel, wo vom Abschlachten der Geistlichkeit beider Konfessionen die Rede ist.
Hinkeldey: Das schreiben unsere Pariser Leute an Schapper, aber nicht an Marx.
Stieber: Meine Agenten zu London, Exzellenz, sind in den Besitz schwerwiegenden Materials gekommen, über alle Äußerungen der Gruppe Marx, ein Protokoll, ein Protokollbuch, ein Originalprotokollbuch, voll von Revolutionsanweisungen, geheimen Fäden nach Preußen, Vorschläge für zukünftige Revolutionsregierungen, namentlich, direkte Hinweise auf das Haus Hohenzollern. Marxmäßig, Exzellenz, schöpft die Polizei wieder aus dem Vollen.
Seckendorf: Eine Anklage gegen die Gruppe Marx wegen Komplotts und Umstürzen der preußischen Staatsverfassung ist mit diesem Material nicht zu erheben, Herr Rat.
Hinkeldey: Sie müssen von neuem los, Stieber, und ich wünsche Ihnen, mit besserem Erfolg. Ich erwarte brauchbares Material. (*Zu Sek-*

Seckendorf: *kendorf:)* Und Sie stellen sich in Zukunft ein bißchen weniger zimperlich an.
Ich diene dem König, indem ich das Gesetz erfülle. Mein Haupt ist grau geworden in diesem Dienst. Gelänge dem Wunsche selbst eines Königs, mich zu bewegen, dem Gesetz auch nur in einem einzigen Punkte nicht Genüge zu tun, ich verlöre die Ehre meines Lebens, Exzellenz, von Ewigkeit zu Ewigkeit. (Seckendorf ab mit Würde)

Dahamwa die Scheiße. Ein liberaler Anklageverteilter. Majestät war nicht davon abzuhalten. Verlöre die Ehre meines Lebens. An mir bleibt's hängen. (*Zu Stieber:*) Aber Sie verlören noch ein bißchen mehr. (*Ebenfalls ab*)

(*nach vorn:*) Eingekebert in meine Seele dein Auftrag, du guter König; en bloc die Umstürzler nach Preußen, wenn nicht: Häupter, wenn nicht: ihre Briefe, geheimen Schriften, Papiere. (*Er zeigt die Piecen vor. Schreit:*) Was hat man denn Besseres gegen die Kölner Kommunisten? Was denn! Ach Mutter, warum folgte ich nicht deinem Rat und zog den Rock des Priesters an. Wie ruhig, Mutter, könnten wir leben! Ach, Vater, warum hast du dem leichtfertigen Knaben alle Gedanken an Polizei nicht ausgezüchtigt mit heiliger Rute! Wir säßen um den runden Tisch im Erker, der Dompaff pfiff, die Mutter nähte und ich läse in den Evangelien. Am Anfang war das Wort . . . alle Dinge sind durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist . . . von seiner Fülle haben wir alle genommen, und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns . . . ward Fleisch und wohnte unter uns. Welch seltsame Verquickung! Erinnerung, wohin drängst du mich? Vater, rufst du aus deinem Grab bei Merseburg an der Saale mir Rettung zu? Papieriges Wort, wehrlos, spröd und brüchig, muß Fleisch werden und unter uns wohnen zu Köln und zeugen wider Marx. Greif! Goldheim! Hirsch Kronzeuge gegen Marx. Nun meine Herren, Vorschläge!

Er ist unser Mann. Wir klopfen an seine Tür und sagen: Hirsch! Sie sind ein rheinpreußischer Wechselbetrüger, wir haben Sie aus dem Gefängnis stifteten lassen, dafür haben Sie unterschrieben, unseren Anordnungen immer und überall Folge zu leisten, kommen Sie also bitte sofort nach Köln und sagen Sie vor Gericht dies und jenes aus.

(*Greif und Stieber wechseln einen Blick.*)
 Lieber Goldheim, Hirsch hat zwar mangelhaft Gewissen, aber zureichend Verstand. Nach Köln kommt der, wenn ihn der

Rhein tot anschwemmt oder gefesselt in einer Polizeikalesche. Tot brauchen wir ihn nicht, steht also die Frage, wie praktizieren wir Hirsch in eine Polizeikalesche? England liefert ihn uns nicht aus.

Goldheim:

Aber Frankreich liefert aus. Wir locken ihn nach Paris. Dort spielen wir ihn dem Polizeipräsidenten von Paris, Herrn Calier, in die Hände, stellen danach die rheinpreußische Identität des Hirsch fest, zeigen den Steckbrief vor, Wechselbetrug, und die Pariser Behörden liefern ihn uns in einer Polizeikalesche noch Köln.

Greif:

Lieber Goldheim, soll der Polizeipräfekt den Hirsch verhaften, muß der Hirsch etwas begangen haben. Da er aber nicht verhaftet werden will, wird er von sich aus auch nichts begehen. Lieber Greif, das fände sich leicht, aber ich brauche in Köln nicht einen zufällig ergriffenen früheren Wechselbetrüger Hirsch, vor dem Gericht zu Köln muß in Handfesseln erscheinen Hirsch, der frühere Vertraute und Kampfgenosse von Marx, der Mann aus dem engeren Kreis! Er muß also in Paris während einer Aktion verhaftet werden, deren Delikatesse darin besteht, daß sie einerseits seine Gefährlichkeit in ein brennendes Licht stellt, ihm selbst aber andererseits nicht als gefährlich erkennbar ist.

Goldheim:

Verteufelt.

Stieber:

Wahr gesprochen. Und darum eröffnet sich Ihnen eine Kombination, die kleinere Geister verwirren mag, aber das Gelingen der politischen Polizei im Falle Marx allein sichert. Die Pläne sind groß und fordern Verwegenheit. Greif, mit dem nächsten Schiff nach London. (*Zu Greif:*) Sie sagen dem Hirsch, Fleury liefert uns schlechte Handschriften. Ohne Hirsch kommen wir in Paris nicht weiter. Hirsch soll also sofort nach Paris. Hirsch nennt sich in Paris... Greif, Sie hatten Realschule, was heißt Hirsch französisch?

Greif:

Le boef, der Ochse, la vache, die Kuh, das Pferd heißt le chevall.

Stieber:

Hirsch nennt sich in Paris Cherval. Sobald unser Cherval in Paris eintrifft, beordere ich ihn zu mir, Fleury arbeitet uns zu, gewisse Vorbereitungen treten in Aktion und drei Tage später haben wir ihn in Köln, und ich will Ihre Theorie der Grundrente auswendig lernen, Herr Marx, wenn die Aussagen meines Hirsches Cherval, der bei Ihnen den Hegel und bei uns die Polizeivorschrift studiert hat, nicht dazu angetan sind, mit Ihrem Namen, Herr Marx, in Zukunft den Leibhaftigen ans

Weihwasserfaß und die unfolgsamen Kinder Europas in ihre Bettchen zu scheuchen.

Vorhang

Dreizehntes Bild

(*Stiebers Wohnung in Paris. Bett, Waschtoilette, Tür zu einem Nebengelaß. Mariechen liegt noch im Bett. Stieber zieht sich an.*)

Stieber: Mariechen, schlafst du? Der entscheidende Tag sendet sein Licht durch die Fensterläden.

Marie: Mußt du denn auch heute diesen Leuten hinterherjagen?

Stieber: Marie, wir sind dienstlich hier.

Marie: Ich glaube, mich hat etwas gestochen, höher. Noch höher. Noch.

Stieber: Da ist nichts. Der Dienst beginnt.

Marie: Sind diese Leute denn wirklich so schlimm?

Stieber: Du fragst, weil du dir nicht vorstellen kannst, wie die Welt aussähe, wenn es nach denen ginge.

Marie: Sprachst du damals nicht von drei oder vier Monaten? Jetzt dauert es schon fast ein Jahr. Wie lange dauert's denn nun in Wirklichkeit?

Stieber: Den Kommunismus in Deutschland zu vernichten? Also jetzt ist September, bis Mai, Juni wird man rechnen müssen. Und jetzt aufstehen, anziehen!

Marie: Wie wäre denn die Welt, wenn es nach denen ginge?

Stieber: Die stellten die Welt auf den Kopf. Du klingelst. Wo bleibt die Konfitüre, Minna? Gnädige Frau, wir haben in Mittelasien einige Millionen Leute entdeckt, die seit fünfzig Jahren Hunger haben, da wurde die mitteleuropäische Konfitüre nach Mittelasien geschickt. Oder du willst dir ein Paar Schuhe kaufen. Bedaure, in Südamerika müssen zur Zeit fünfundzwanzig Millionen oder fünfundvierzig Millionen Leute barfuß laufen, die letzte Lieferung wurde nach Südamerika umgeleitet.

Marie: Meine Schuhe?

Stieber: Deine süßen Schuhe. Aber damit ist es ja nicht getan. In Mittelasien gewöhnt man sich an, Konfitüre zu essen, in Südamerika besteht man auf Schuhen, eines Tages verlangen sie Anzüge wie wir und bald möchten sie wohnen wie wir, und Taschentücher und Schuhcreme, und Mittag- und Abendessen, kurz alles, was der Mensch so braucht, muß neu verteilt werden. Für hundert Millionen Leute. Herr Marx und seine

Roten schreckten davor nicht im geringsten zurück, das kannst du mir glauben.
 Und sie verteilen auch die Weiber neu?
 Das haben sie schriftlich festgelegt. Die machten sich's einfach. Statt ins Bordell zu gehen und zu bezahlen, wie man es von einem anständigen Menschen erwarten kann, käme der Kutscher zur Frau Fabrikantin Borsig, los in die Betten, und der Knecht zur Freifrau von Bötzow, ab ins Heu. Da fielen alle Schranken. In den Lokalen nur aufpeitschende Tänze. Besonders Walzer. Und die Bücher! Obszön, voll frivoler Szenen, ohne Trost der Seele, Sieg und Helden. Idyllen gar wären da unbekannt. In den Theatern spielte man in einem fort aufrreizende Stücke über Bauern und Politik, wie den Tell und den Egmont. Und wie die Mode aussähe, davon will ich gar nicht sprechen. Kaum, daß die Scham bedeckt wäre. Aufstehen, anziehen!

Immer Dienst! Dienst!
 Ich glaube, hier schätzt du die Dienstreise als solche nicht richtig ein. Zu unrecht ist dem Gedächtnis des deutschen Menschen entrückt, daß er zum Beispiel das bedeutende Gedicht „Über allen Gipfeln ist Ruh“ der Dienstreise eines thüringischen Ministerialbeamten verdankt, wobei ich freilich gerne zugeben will, daß wir von unserer Dienstreise nichts Ähnliches nach Hause bringen werden.

Aber vielleicht eines dieser paillettierten Handtäschchen, die wir gestern sahen?

(Es klopft, Stieber öffnet, Fleury tritt ein.)

Fleury, ich freue mich, alles läuft wie vorgesehen. Das ist Fleury, Marie, er wird in der Stunde, da ich abwesend bin, für dein Wohlergehen sorgen.

Madame!
 Sehr angenehm!
 Die Leute sind auf ihrem Posten?

(Fleury pfeift. Die versteckten Polizisten zeigen sich kurz.)

Hirsch wird in wenigen Minuten hier sein.
 Sobald hier alles vorüber ist, setzen Sie sich nach London ab.
 (den Hut hinhaltend): Ich werde eine Droschke nehmen müssen. Eine Eildroschke. Es ist Sonntag, da gilt doppelter Tarif.

(Stieber zahlt.)

So long, Madame.
 Sehr erfreut.
 Meinerseits. (Ab)

Vertraue ihm. Er ist unser bester Mann, spricht ein gewandtes Französisch, gepflegt englisch, sogar etwas Irisch, ein Mann von Welt.

Und trotzdem ein gefährlicher Bursche, nicht?
 Und ob.
 Aber du befiehlst ihm.
 Allen.
 Ich hätte vor dir Furcht bis aufs Mark der Knochen.
 Ich wirke mit meinem Blick. Wie ich meine Männlichkeit voll in dich treffen lasse ohne Rücksicht, das spiegelt das Auge, es ist frei und stark. Mein Blick greift an, trifft voll und besiegt. Mein Raubtier.

(Es klopft, Stieber öffnet. Hirsch tritt ein.)
 Einen sehr schönen guten Morgen, mein Lieber. (Schließt die Tür ab, steckt den Schlüssel ein.) Herr Hirsch.

Sehr angenehm.
 Habe was für Sie. Das Originalprotokollbuch.
 Hirsch! Wir wissen, was wir Ihnen verdanken. Aber auch Sie wissen, was Sie uns verdanken. Wir benötigen Ihre Dienste.
 Nichts lieber.
 Nicht hier in Paris.
 Ich reise gern.

Das wissen wir. Darum glauben wir auch, daß es Sie nach so langer Zeit der Abwesenheit wieder einmal nach Rheinpreußen verlangt. In Köln am Rhein beginnt in wenigen Wochen ein Prozeß, bei dem uns einige durch Sie persönlich getätigte Aussagen viel Arbeit abnähmen. Nach stattgehabtem Auftritt Ihrerseits verlassen Sie Preußen in der von Ihnen gewünschten Richtung. (Hirsch lacht, als kitzelte ihn einer.) Damit sich in unser Gespräch kein Mißverständnis einschleicht, Herr Hirsch, hier lesen Sie zwei Dutzend Namen preußischer Personen, wie Sie, die Wechsel gefälscht haben, wie Sie, und wie Sie von französischen Behörden an Preußen ausgeliefert wurden, denn bei Wechselbetrug muß, mein Lieber, muß ausgeliefert werden. Wir fordern Sie auf, nach Köln zu kommen.

Nehmen wir einmal an, ich mache da mit. Was nützt es? Jeder Spatz pfeift in Köln vom Dach, Hirsch oder Cherval ist Stiebers Mann.

Das war auch unser Gedanke, weshalb wir vorschlagen, Sie der Form halber als roten Revolutionär durch die französische Polizei verhaften und an uns ausliefern zu lassen. Ich bitte um Rückäußerung.

Marie:
 Stieber:

Stieber:

Marie:
 Stieber:
 Marie:
 Stieber:
 Marie:
 Stieber:

Hirsch lächelt und streichelt Stieber über den Scheitel. Er steht auf und geht zur Tür. Stieber folgt ihm, zieht den Schlüssel aus der Tasche, öffnet.)

Stieber: Wie Sie wollen. Was halte ich in der Hand? (Zeigt das Protokollbuch, er schreit in das Treppenhaus:) Wer sind Sie? So kommen Sie nicht davon!

Hirsch: Stieber, was soll das?

Stieber (knöpft seine Uhr ab): Hilfe, Diebe au voleur! (Wirft die Uhr ins Vorderhaus.)

Hirsch: So ist das! Jetzt schlage ich dich tot. (Es spielt sich ein Kampf ab.)

Stieber: Polizei! Diebe!

(Polizisten werden sichtbar. Musik. Marie eilt ihrem Gatten zu Hilfe, Hirsch beißt sie in die Brust. Er wird von Polizisten überwältigt.)

Stieber (zum Publikum. Große Haltung eines Politikers): Diese Tat stellt die Häupter des Weltkommunismus erneut in ein brennendes Licht. Hausfriedensbruch, Morddrohung, Vergewaltigung am hellen Tag. Vor der entsetzten Öffentlichkeit entfaltet sich das grause Panorama der roten Verschwörung gegen Eigentum, Recht und Gesetz. Das Material gegen die rote Partei ist heute erdrückender denn je, ich danke Ihnen.

Hirsch: Gnädige Frau, das ist die beschissenste Phänomenologie, die ich je gesehen habe.

Stieber: Man hat an allem, was ich unternahm, gemäkelt. Dies Unternehmen nenn' ich mit Kristall gehäkelt.

(Stieber ab. Marie winkt ihm lange nach.)

Marie: Mit wieviel weniger furchtsamem Herzen ließe ich ihn seinem gefahrenvollen Berufe, hätte er mir einen Sohn geschenkt, und ich könnte jetzt sein Ebenbild herzeln und küssen. Aber so tief er auch und rücksichtslos seinen Blick in mich wirft, irgendwie trifft er nicht richtig.

Fleury (klopft von außen): Fleury!

(Marie öffnet.) Ich sehe Verwüstung.

Marie: Hirsch! Zerriß mein Kleid und biß. Hier!

Fleury: Madame! Und der Gemahl?

Marie: Zur Haft mit dem Rasenden.

Fleury: Wahrhaftig ein Biß. (Er verschließt die Tür.)

Marie: Sie sprechen auch das Deutsche vorzüglich.

Fleury: Ich stamme aus der Dresdner Gegend. So wütete er?

Marie: Und schrie, der Unverschämte! Ich schlag euch tot.

Fleury: Der Gatte aber griff zu?

Marie: Hart. Oh Gott! Mein Herz! Ich fürchte in eine Ohnmacht zu sinken.

Fleury: Sinken Sie, Madame, sinken Sie. (Umarmung)

Vorhang**Zwischenspiel**

(Musik)
Nothjung

(in Fesseln): Das Spiel macht Spaß, mich freut es, wenn man lacht. Jedoch: die Sache hat sich keiner ausgedacht. Was unsre Schauspieler hierorts trieben hat der Autor in deutschen Archiven abgeschrieben. Was sich hier über die Bretter schleicht und stürzt, ist deutsche Historie. Nur ein bißchen verkürzt. Wir möchten euch den Spaß an dieses Preußenkönigs Schweineireien nicht versauen, leicht käm' euch nämlich Zähnekirschen an, Wut, Haß und blankes Graun, (er zeigt seine Fesseln vor) stör niemand sich daran, jedoch bedenkt, daß es die Späße Stiebers waren, die wir bezahlten mit rund sechsunddreißig Zuchthausjahren. Ich sage es nur, daß, wenn danach den Spaß des Spieles ihr bemefst, wir dies mit unserm Leben zahlten, nicht vergeßt. Ich weiß, Madame, der Platz war teuer, und sie lachen lieber. Los gehts! Auftritt von rechts, Herr Schmidt, alias Stieber. (Ab)

Vierzehntes Bild

(Hinkeldeys Kabinett. Ein Morseapparat tickt.)

Stieber: Exzellenz!

Hinkeldey: Herr Rat.

Stieber: Nach eilig durchreister Nacht trete ich vor Exzellenz und melde. In drei Tagen ist bewußter Cherval alias Hirsch als Kronzeuge gegen Nothjung, Marx und Genossen in preußischer Hand. Polizeipräfekt Carlier erwartet Auslieferungsantrag. Ende der Meldung.

Hinkeldey: Der elektrische Eiltelegraf meldete soeben, daß ein Cherval alias Hirsch in der vergangenen Nacht aus Paris nach London

geflohen und dortselbst als Agent des Herrn Calier Quartier genommen hat. Ende der Meldung.
(*Goldheim und Greif stützen Stieber.*)

Seckendorf: Herr Präsident, es empfiehlt sich, andere Verhaftete zu beschaffen. Oder anderes Material. Oder einen anderen Kriminalrat. Am besten, Sie beschaffen sich einen neuen Oberstaatsanwalt. (*Er setzt an, den Schauplatz mit Würde zu verlassen.*) (*Intermezzo: Ein Leuchten aus der Mitte der Bühne setzt ein. Der König auf dem Thron wird sichtbar.*)

König: Seckendorf!

Seckendorf: Majestät!

König: Das ist ja nicht gerade freundlich, Seckendorf.

Seckendorf: Bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüttel vom Gesetz.

König: Komm'se mal her, näher, noch näher.

(folgend der königlichen Aufforderung): Himmel und Erde mögen vergehen, aber das Recht, Majestät, das Recht muß bleiben stehen.

König: Herauf zu mir. Höher.

Seckendorf: Ich kenne nur zwei Wegezeiger meiner Taten, das sittliche Gesetz in mir und den gestirnten Himmel über mir.

König: Neben mich! Na?

Seckendorf: Über mir der gestirnte Himmel, in mir das sittliche Gesetz.

König: Dein letztes Wort, unbeugsamer Seckendorf?

Seckendorf: Mein letztes, Majestät.

König: Adieu Seckendorf, Adieu Hoffnung!
(*Seckendorf schreitet die Treppen vom Thron herab.*)

Seckendorf: Ein Sieg des Rechts, der schönste Lohn für Bürgerstolz vor Königsthron. (*Er ist wieder dort angekommen, wo er stand, als ihn der König rief.*)

König: Seckendorf, was siehst du'dort?

Seckendorf: Wo?

König: Dort.

Seckendorf: Ah, ist das nicht mein lieber Kollege, der Oberrichter Bornkessel aus Düsseldorf?

König: Ein unbeugsamer Mann, Seckendorf, halsstarrig wie du, wie du zu keinem Entgegenkommen bereit.

Seckendorf: Ein Mann, wie ihn Majestät in ganz Düsseldorf nicht besser finden kann.

König: Ist es denn aber Düsseldorf, wo er zu Gericht geht?

Seckendorf: Nein, es sieht anders aus.

König: Ist es nicht irgendwo ganz hinten in Hinterpommern? Oder

sogar in Gumbinnen, oder in den Masuren. Siehst du, er vergaß, daß ich dort besonders aufrechte, kompromißlose und unbeugsame Richter brauche. Dort ganz besonders. Leb wohl, Seckendorf.
(wendet sich dem Thron zu): Majestät!
(Der Thron läßt sein Licht verlöschen: Ende des Intermezzos.) Haben Sie nicht gehört? Das Originalprotokollbuch und die Briefe, ein bißchen fix Ihre Leute in London und Paris! Wie lange wollen Sie das preußische Publikum noch auf den Prozeß warten lassen! (Ab)
Klotzen Sie ran, Herr Rat! (Ab)
Jawohl Exzellenz. (Zu *Greif und Goldheim:*) Was stehen Sie herum? Klotzen Sie ran!

Hinkeldey: Jawohl ranklotzen. (Beide ab)

(In schneller offener Verwandlung wird das Zeugenzimmer des Gerichts zu Köln errichtet. Stieber übt sein Verhalten vor Gericht.)

Stieber: Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, die Wahrheit zu sagen und nichts als die Wahrheit... Herr Zeuge, erheben Sie die rechte Hand und sprechen Sie mir nach... nichts hinzuzufügen, nichts zu verschweigen... So wahr mir Gott helfe... Bei Gott dem Allmächtigen... danke Herr Zeuge. Hohes Gericht!
(Zeugen treten auf.)

Die Zeugen. Mäßiges Material. Mal wem was mitgeteilt, mal was gehört, mal wen mit wem gesehen. Nichts Substantielles, aber nicht zu umgehen.

Erster: Ich bin erstaunt, Herr Zeuge, auch Sie hatten mit dem Kommunismus zu tun?

Zweiter: Mein Gott, Herr Zeuge, man war jung, Prometheus wohnte einst in uns allen.

Dritter: Gewisse Enttäuschungen, die man bei den Kommunisten durchmachte, freilich, lassen sich nicht vergessen, Herr Zeuge.

Vierter: Wissenschaftlich soll dieser Marx ja inzwischen schon einige Male widerlegt sein.

Erster: Marx konnte in den vierziger Jahren nicht wissen, wie die Welt in den fünfziger Jahren aussieht.

Vierter: Natürlich ist die Welt nicht so wie sie sein sollte. Natürlich müßte dies und das anders sein. Aber so wie die Radikalen sich das vorstellen, geht es auch nicht. Was richten die mit ihrer Politik aus? Genau das Gegenteil von dem, was sie wollen.

Wenn es hier zu Lande in der letzten Zeit immer reaktionärer zugeht in der Politik, bedanken können wir uns bei den linken Radikalen. Nein, so geht das nicht! Druck erzeugt Gegendruck, meine Herren. So war das in Deutschland, und so wird das bleiben.

Zweiter:

Sie sagen radikal. Was ist radikal? Ein Wort. Wir sagen alle dasselbe Wort, aber sagt das Wort uns allen dasselbe? Darum geht es aber. Mit gewissen neuen Worten hat ja dieser Marx die Sache so durcheinandergebracht. Zum Beispiel Klasse, Klassenkampf. Das klingt nach was, dafür könnte man sich engagieren. Nun nehmen Sie mal statt Klasse das Wort Schicht. Derselbe Sinn. Aber Schichtenkampf ist Blödsinn. Das Wort deckt den Fehler auf. Und von daher erledigt sich dieser Marx ganz von allein.

Dritter:

Die ganze soziale Frage erledigt sich von allein. Zum Beispiel Kinderarbeit. Mit wem man sprach — Kinderarbeit, Kinderarbeit. Und plötzlich kommt ein Gesetz, in Bergwerken dürfen Kinder unter Tage erst vom neunten Lebensjahr an arbeiten und nicht länger als zehn Stunden. Ein Gesetz, und die ganze Frage löst sich von allein.

Polizist:

Zur Zeugenvernehmung!

(Die Zeugen marschieren ab.)

Stieber:

Das sind die Tüttel, ich bin das Gesetz. Diese sechzig Piecen in meiner Hand und das Protokollbuch der Gruppe Marx, dem Fleury in London noch gewisse revolutionäre Pikanterien hinzufügt, mit diesen zwei Geschossen erlege ich Herrn Marx samt kölnischen Genossen.

Dokumente über Stieber

Zusammengestellt von Günther Rücker

Der erste Kommunistenprozeß ging über die Bühne. Es wurden sechsunddreißig Jahre Zuchthaus ausgesprochen. Der Herzenswunsch des Preußischen Königs war in Erfüllung gegangen.

Friedrich Wilhelm IV. am 11. November 1851 aus Bellevue an den Preußischen Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel:

„Bester Manteuffel!

Ich habe den Kinkelschen Fluchtbericht soeben hier gelesen. Dies hat mich auf einen Gedanken gebracht, den ich nicht gerade unter die lauteren klassifizieren will. Nämlich den, ob Stieber nicht eine kostbare Persönlichkeit ist, das Gewebe der Befreiungsverschwörung zu entfalten und dem preußischen Publikum das lange und ersehnte Schauspiel eines aufgedeckten und (vor allem) bestraften Komplotts zu geben?

Eilen Sie also mit St's Anstellung und lassen Sie ihn sein Probestück machen, ich glaube, der Gedanke ist folgenreich, und ich lege großen Wert auf seine sofortige Realisierung ...

Verbrennen Sie dies Blatt.

Es ist keine Minute zu verlieren.

Vale!

Friedrich Wilhelm“

(Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn von Manteuffel, hg. v. H. v. Poschinger, Bd. I, Berlin 1901, S. 328.)

Stieber hinterließ Aufzeichnungen der verschiedensten Art. Im folgenden zitieren wir wörtlich aus:

„Denkwürdigkeiten des Geheimen Regierungsrathes Dr. Stieber. Aus seinen hinterlassenen Papieren, bearbeitet von Dr. Leopold Auerbach. Berlin, Verlag von Julius Engelmann, 1884.

Rudolfstadt, Fürstl. priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff).“

a) Stieber über seine ersten Erfolge als Landschaftsmaler Schmidt.

„Am folgenden Tage (25. Februar 1845) ließ sich Stieber vom Polizeipräsidium einen Paß auf den Namen des Landschaftsmalers *Wilhelm Schmidt*, der zur Übung seiner Kunst nach Hirschberg und Umgegend reise, ausstellen (Stieber beschäftigte sich in seinen früheren Jahren zu seinem Vergnügen mit Landschafts-

und Porträtmalerei) und fuhr noch an demselben Tage nach Hirschberg ab. Dort setzte sich Stieber sofort mit dem Denunzianten, einem Arbeiter *Herrmann*, welcher die ganze Sache bei der Regierung angezeigt hatte, in Verbindung. Der Denunziant stellte auch dem Kommissar einen Mann vor, der selbst von dem Tischlermeister *Wurm* in Warmbrunn zur Teilnahme an der Verschwörung aufgefordert worden und zugleich eine schriftliche Proklamation erhalten hatte, die dem Stieber zur Verfügung gestellt wurde.

Die Proklamation schilderte in den lebhaftesten Farben die Glückseligkeit und Genüsse der Reichen im Gegensatz zu den Leiden und dem Elend der Armut, sie suchte nachzuweisen, daß dieser Unterschied der Stände weder in den Grundsätzen des Rechts, noch in denen der Religion seine Rechtfertigung fände, und stellte die Vernichtung der Reichen als einziges Hilfsmittel hin. Diese Hilfe sollte durch eine geheime Verschwörung geschaffen werden, zu welcher sich gleichgesinnte Männer mit einem feierlichen Eide verbinden sollten.

Der Stil der Proklamation ließ erkennen, daß sie kein ungebildeter Mann gemacht haben konnte, und es wurde von dem Denunzianten und seinem Geährsmann der Fabrikbesitzer *Schlöffel* in Hirschberg, eine in der Gegend sehr bekannte und geachtete Persönlichkeit (*Schlöffel* hat später in den Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 eine bedeutende Rolle gespielt und lebte sodann in Amerika als politischer Flüchtling), als der Verfasser der Proklamation bezeichnet. Außerdem bezeichneten sie den Tischler *Wurm* als Haupt und eine Anzahl von Arbeitern als hervorragende Mitglieder der gefährlichen Verbindung. Nach etwa achttägigen Recherchen hatte Stieber, welcher als Landschaftsmaler Schmidt auftrat, Umstände ermittelt, welche die Angaben der Denunzianten bestätigten und insbesondere in bezug auf *Schlöffel* ergaben, daß er auffällig viel mit Arbeitern verkehrte ...

Von den an der Hirschberger Verschwörung beteiligten Personen wurden sechs Personen, darunter der Tischler *Wurm*, wegen Hochverraths unter Anklage gestellt, von denen *Wurm* zum Tode und die Übrigen zu mehrjährigen Zuchthausstrafen verurtheilt wurden ...“

b) Wie Stieber seinen Vorgesetzten überlistet und zu seinem ersten Orden kommt.

„*Hinckeldey* war selbstverständlich nicht besonders erfreut über das persönliche Herantreten Stiebers an den Monarchen, aber er vermochte nicht hindernd dazwischen zu treten und machte demzufolge gute Miene zum bösen Spiel. Er zeigte sich dem Polizei-Direktor Stieber als freundlicher, entgegenkommender Chef in allen Fällen, in denen ein Nichtentgegenkommen wirkungslos gewesen wäre, dagegen unterließ er es, in geeigneten Momenten für seinen Kriminal-Direktor bei dem vorgesetzten Ministerium Auszeichnungen zu beantragen. Die Folge war, daß Stieber trotz seiner erfolgreichen Tätigkeit im Kriminaldienst bis zum Jahre 1854 keinen preußischen Orden besaß.

Als im Herbst desselben Jahres einmal Stieber beim Könige Vortrag über Kriminalsachen hielt, machte der König, wahrscheinlich dadurch, daß auf Stiebers Uniform sich kein preußisches Ordensabzeichen befand, aufmerksam geworden, die Bemerkung:

Sagen Sie einmal, Stieber, Sie haben wohl noch gar keinen Orden, wie kommt dies? —

Nein, Majestät, erwiederte Stieber, eine solche von mir sehnlichst gewünschte Auszeichnung ist mir noch nicht zu Theil geworden, wahrscheinlich hat sich mein Chef, der Herr Generaldirektor v. *Hinckeldey*, noch nicht veranlaßt gesehen, eine derartige Auszeichnung für mich zu beantragen.

Auf die weitere Frage des Königs, ob nicht neuerdings etwas von Stieber ausgeführt worden, was zu einer Ordensverleihung Anlaß böte, erwiederte Stieber, daß er über die Kommunisten-Verschwörungen, welche in den Jahren 1851 und 1852 von ihm in Gemeinschaft mit dem hannoverschen General-Polizei-Direktor Dr. *Wermuth* ermittelt worden, im amtlichen Auftrage gemeinsam mit Dr. *Wermuth* ein Buch geschrieben habe (Die Kommunisten-Verschwörung des 19. Jahrhunderts. Berlin 1853 und 1854), dessen zweiter Band von kurzem im Buchhandel erschien sei, und daß er diesen zweiten Band Sr. Majestät überreichen wolle. (Als Stieber im vorhergegangenen Jahre den ersten Band dieses Werkes dem Könige überreicht hatte, übersandte der König dem Direktor Stieber als Zeichen der Anerkennung eine goldene Tabatière.)

Der König sprach seine Genehmigung aus, und Stieber ließ ein Exemplar des Werkes prachtvoll einbinden, welches er sodann, unter strikter Beobachtung des Instanzenganges, dem Polizeipräsidenten v. *Hinckeldey* überreichte, mit der Bitte, das Exemplar Sr. Majestät zu übergeben und geneigtet den Antrag daran zu knüpfen, dem Verfasser Stieber eine Ordensauszeichnung zu Theil werden zu lassen. Herr v. *Hinckeldey* versprach dies und nahm das Exemplar an sich. Fast zwei Monate vergingen, ohne daß dem Stieber von seiten des Königs irgend eine Äußerung zuging, und gegen Ende des Jahres 1854, als Stieber wieder dem Könige Vortrag hielt, fragte ihn der König, warum er das in Aussicht gestellte Buch noch nicht überreicht habe. Stieber erwiederte, daß er bereits vor mehreren Wochen dem Polizeipräsidenten ein Exemplar behufs Überreichung an Se. Majestät übergeben habe.

Nun, versetzte der König, so schicken Sie mir umgehend direkt ein Exemplar Ihres Werkes, uneingebunden, so wie es vom Druck kommt.

Dem königlichen Befehle gehorchend, sandte Stieber sofort ein uneingebundenes Exemplar an den König von Potsdam, und schon nach wenigen Tagen erhielt Stieber durch einen Kabinettskurier die erfreuliche Botschaft, daß ihm der Rothe Adlerorden verliehen sei. Nach Empfang dieser frohen Kunde begab sich Stieber zu dem noch nicht davon in Kenntnis gesetzten Herrn v. *Hinckeldey*, theilte diesem mit, daß der König ihm (Stieber) den Rothen Adlerorden verliehen habe, und sprach seinen Dank dafür aus, daß der Herr Präsident durch Über-

reichung des Buches an den König ihm diese Auszeichnung verschafft habe. Herr v. Hinckeldey, ganz verlegen wegen des mit Unrecht ihm gezollten Dankes, war gezwungen, denselben abzulehnen, und mußte sich wegen seiner Vergeßlichkeit, da er das Buch dem Könige gar nicht überreicht hatte, entschuldigen.“

c) Wie Stieber vor Gericht die Zeit des Kommunistenprozesses charakterisierte.

„... ich will nicht etwa für ungesetzliche Handlungen Schutz der Krone fordern. Allerdings haben wir Polizeibeamte unter Herrn v. Hinckeldey im *Stande der konstitutionellen Unschuld* gelebt.“

d) Stieber schreibt Feldpostbriefe an Mariechen. Zuerst aus Österreich. 1866.

„... Ich erbrach nun ein anderes Haus, quartierte mich ein und versuchte auf einem alten Polsterstuhl zu schlafen, aber in wenigen Viertelstunden lag ich wieder unter stöhnenden Verwundeten, denen wir nichts reichen konnten, da wir nichts hatten. Ich rückte also wieder aus und brach ein drittes Haus auf, wo ein altes zitterndes, schmutziges Böhmen-Weib zum Vorschein kam ... Mittags gegen 11 Uhr (am Tage nach der Schlacht) kam Herr v. Bismarck auf dem Markt zum Vorschein. Ich konnte nicht umhin, auf ihn loszustürzen, ihm die Hand zu drücken und meine Freude darüber auszusprechen, daß er unversehrt geblieben. Er war sehr freundlich und ich kann wohl sagen gerührt. Gleich darauf begegnete mir Herzog von Ujest. Ich bat ihn um ein Stück Brod für meine Trainsoldaten. Er betheuerte mir, er habe selbst keinen Happen genossen. Nun denn, sagte ich, will ich Euer Durchlaucht, den reichsten Mann im Lande, traktieren, Sie können bei mir eine Tasse schwarzen Kaffee trinken. Man kann sich hieraus ein Bild von den hiesigen Zuständen machen.

Gleich darauf kam Prinz Karl die Straße entlang. Er drückte mir mit Thränen in den Augen die Hand und erzählte mir die ganze gestrige Schlacht. Die Garde hat furchtbar verloren, namentlich das 1. Garde-Regiment. Ein Bataillon hat alle Offiziere verloren, so daß ein Feldwebel das Bataillon geführt hat. Bei der Erzählung drehte sich der Prinz um und weinte bitterlich. Der Prinz hat wohl eine Stunde lang mit mir geplaudert und mir Alles ganz speciell erklärt. Herr Hiltl aus Berlin, der als Berichterstatter hier ist, war auch dabei. Hier hört auch aller Unterschied der Stände auf ...“

e) Stieber erlebt, wie sich große historische Momente in der Wirklichkeit vollziehen.

„Ich verkehre sehr oft in den finsternen geheimen Gängen des weitläufigen Schlosser von Nikolsburg, in welchem Napoleon I nach der Schlacht von Austerlitz gewohnt hat, und es ist höchst interessant, wenn mir dann bald ein österreichi-

scher, bald ein italienischer, bald ein französischer, bald ein preußischer Diplomat über die Bühne huscht, und wenn ich alle diese verschiedenen Gesichtszüge studire. Dazwischen erscheinen manchmal wie ruhig leuchtende Meteore unser König, unser Prinz Karl, Herr v. Bismarck und Herr v. Roon. Ich hatte vorgestern Abend gerade im Portal des Schlosses zu thun, als zwei ziemlich dürfte Landkutschen und eine Wiener Droschke Nr. 382 vorfuhren und die vier österreichischen Friedensunterhändler brachten. Es waren der Kriegsminister Graf Degenfeld, der österreichische Gesandte in Berlin Graf Karolyi und die Legationsräthe v. Brönnner und Kufstein. Ich selbst führte die Herren den Schloßgarten hinauf. Es war ein großer historischer Moment, der die Landkarte von Europa bedeutend verändern wird, als die Abgesandten des stolzen Hauses Lothringen, des Kaisers von Österreich, an der Thürschwelle des ehemaligen Vasallen, des Burggrafen von Nürnberg, erschienen, um den Frieden zu erbetten und die Schonung der Stadt Wien zu erflehen, in der die Grafen von Hohenzollern einst beim Kaiser Hofdienste zu verrichten hatten. Es geschah dieses Ereigniß noch dazu in dem eroberten Schlosse des österreichischen Reichministers. Der König nahm die Gesandtschaft erst am anderen Tage an, Herr v. Bismarck aber hielt noch an demselben Abende mit Herrn v. Karolyi, der ihm früher in Berlin so stolz begegnete, ein vertrauliches Zwiegespräch bei einer Kanne Bier, welches ein Kanzleidiener, der mit mir den Schloßberg herabstieg, in einem irdenen Krug holte, den mir das Dienstmädchen (in Berlin) nicht zum Waschwasser vorsetzen durfte. Es ist wunderbar, wie unscheinbar sich solche große historische Momente in der Wirklichkeit vollziehen ...“

f) Stieber schreibt Feldpostbriefe an Mariechen. Jetzt aus Frankreich. 1870/71.

„Gestern hat auf einem Dorfe Gorze ein französischer Bauer auf einen Wagen mit preußischen Verwundeten geschossen. Der Kerl ist gut angekommen, zwei Verwundete hatten noch gute Füße, sie sind sofort in das Haus gesprungen und haben den Kerl gefaßt. Man hat ihn mit einem Strick unter den Arm an demselben Hause aufgehängt und dann mit 34 Kugeln langsam todtgeschossen. So hing er gestern den Tag mit zwei Posten Militär als warnendes Beispiel. — Ich habe bei Todesstrafe das Läuten der Glocken in der Stadt und 3 Meilen Umkreis verboten, damit die Bande nicht Sturm läutet kann; namentlich die Pfaffen sind unsere Gegner. Ich habe alle Glockenstränge abschneiden und die Treppen der Kirchtürme abhauen lassen, hier hört aller Spaß auf ...“

Obwohl wir uns hier sehr anständig benehmen, und wir Deutsche so gutmütige Kerle sind, daß es uns furchtbar sauer wird, grausam und grob zu sein, so saugen wir doch das Land furchtbar aus. Alle Pferde und Wagen, alles Vieh nehmen wir fort, alle Eisenbahnen zerstören wir, seit Wochen bringt nun schon der dritte Theil aller französischen Eisenbahnen keinen Pfennig ein. Alle Lebensmittel nehmen wir für uns, Massen von Wein und Bier werden vernichtet, alle

Alleen und Bäume werden geschlagen, alles transportable Holz zu Bivouakfeuern verbrannt. Alle Läden sind geschlossen, alle Geschäfte ruhen, alle Fabriken stehen still. Es muß ein furchtbare Gefühle für die stolzen Franzosen sein, wenn sie unsere Soldaten in ihren besten Zimmern hausen, in ihren Betten liegen sehen, während sie in der Küche und in kleinen Nebenräumen auf Stroh liegen und die fremden Eindringlinge noch bedienen und füttern müssen. Dabei benehmen wir uns noch möglichst höflich. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, so in einer fremden Wohnung beliebig in den Schränken herumzuwirthen und zu nehmen, was man freilich nicht entbehren kann. Ich repräsentire hier in unserem Ressort die Energie und Grobheit, Herr v. Zernicki (der Adjutant Stiebers) die Liebenswürdigkeit und Höflichkeit. Die glückliche Mischung hat uns in der Regel durchgeholfen. Dabei haben wir noch immer unseren Humor bewahrt, und Gott wird weiter helfen.“

g) Wie Stieber und Bismarck das Reich schmiedeten.

„Bismarck ist überaus gnädig gegen mich. Er läßt mich manchen Tag fünf bis sechs Mal rufen. Alle Morgen, wenn er Kaffee trinkt, muß ich zu ihm kommen und mit ihm plaudern, wie es in Rheims aussieht. Er verhandelte immer persönlich mit mir und ist sehr offen über alle Dinge gegen mich. Auch der König wird täglich freundlicher gegen mich. Die vornehmsten Herren nehmen keinen Anstand, mich zu besuchen. Alle haben Anliegen und Wünsche, und ich verstehe es, Gott sei Dank, allen gefällig zu sein.“

„Der kommandirende Offizier führte Herrn Favre mit seinen Begleitern in's Schloß zu mir, wo ich gerade die Wache hatte. Einer der beiden Legationssekretäre überreichte mir seine Karte mit dem Verlangen, Graf Bismarck oder Baron Keudell zu sprechen. Die Friedensverhandlungen haben die ganze Nacht gedauert, währenddessen ich die Parlamentäre zu beaufsichtigen hatte.“

„Die Friedensunterhandlungen sind völlig abgebrochen, Graf Bismarck hat dem Herrn Jules Favre einfach erklärt, als dieser Alles bewilligte, nur keine Provinzen abtreten wollte:

Ich will und muß Elsaß und Lothringen, so weit es deutsch ist, haben, und soll ich noch drei solcher Armeen nach Frankreich schicken, und soll der Krieg drei Jahre lang dauern, und soll die Welt veröden, ich will einmal Ruhe vor Frankreich haben und mit Frankreich Abrechnung halten!“

„Es gibt hier Fasanen so groß wie die Pfauen und so zahlreich wie die Sperlinge. Bismarck hat drei Hähne geschossen. Ich habe ihn selten so vergnügt gesehen. Da alle Jagdgewehre bei Todesstrafe fortgenommen und verbrannt sind, alle

Schießvorräthe vernichtet sind, so war es unmöglich, Jagdgewehre und Munition zu schaffen. Mein Ingenium mußte wieder aushelfen, und bald kam ich mit zwei kostbaren Lefauchex-Gewehren mit Patronen an, deren Versteck wir kannten. Wir trieben die Fasanen wie Schafherden, und Bismarck schoß drei prächtige Hähne. Ich glaube, Napoleon kann ihm nicht mehr Spaß gemacht haben, als der eine herrliche Hahn, den er vom Baum herunterholte.“

„Manchmal schauderte es mich ordentlich, wenn ich die wütenden Blicke der Franzosen um mich sehe und ich stets den geladenen Revolver an mein Herz drücken muß. Wie sehne ich mich nach geordneten, friedlichen Zuständen, nach meinen unschuldigen, harmlosen Kindern, nach wohlwollenden freundlichen Menschen.

Ich habe mir gestern vom ersten besten Holzplatz zwei Fuhrten Holz holen lassen, da ich drei Kamine heizen muß. Natürlich vom Bezahlen ist keine Rede. Der Maire muß mir Oel und Licht liefern. Alles Pferdefutter, alle Fuhrwerke werden fortgenommen. Wenn das Monate lang dauert, ist eine solche Stadt rein ruinirt und hat noch große Schulden. Dabei liegen noch an 1000 Verwundete in der Stadt und an 300 brodlose Arbeiter müssen ernährt werden. Revoltieren die Arbeiter, so schießen wir zwischen und machen mit der Stadt keine Umstände.“

„Unser Bismarck, ist wirklich eine Gnade Gottes für Preußen; er weiß, was er will, er kennt keine Rücksicht und Schonung. Wir verstehen uns beide sehr wohl, und mit Recht habe ich ihm neulich bei einer Unterredung sehr trocken erwidert: Excellenz, Mangel an Rücksichtslosigkeit ist mir noch niemals zum Vorwurf gemacht worden . . . Man erholt sich manchmal ordentlich, mit einem so klaren, aber völlig rücksichtslosen Manne zu verhandeln.“

„Favre und Bismarck saßen so gemütlich auf dem Sopha, als ich in das Zimmer hineinblickte, wie alte Freunde, die sich lange nicht gesehen; ich kann nach der ganzen Situation nur annehmen, daß man über den Frieden verhandelte. Mein Heimweh tröstete sich doch bei diesem Anblick, der die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in diesem Augenblick beschäftigt und außer mir nur wenigen Sterblichen vergönnt ist.“

„Der reichste Mann der Welt ist der Pariser Rothschild, das schönste Land der Welt ist Frankreich. In diesem schönsten Land besitzt der reichste Mann das schönste Schloß, welches vielleicht jemals existirt hat. Die Pracht des Schlosses ist so groß, daß der König, als wir ihn gestern einführten, erstaunt sagte: So was kann unser Einer nicht haben, das kann nur Rothschild.“

b) Stieber über die Franzosen und neuerliches Heimweh.

„An jeder Straßenecke steht ein Feldgendarm, jedes Haus, jedes Fenster ist beobachtet, jedes Thor besetzt, die geringste verdächtige Erscheinung wird sofort schonungslos bis auf's Hemd durchsucht. Jeder, dessen Nase uns nicht gefällt, wird sofort verhaftet. Das Arresthaus ist so gefüllt, daß ich kaum weiß, wo ich die Gefangenen noch lassen kann. An Aufmerksamkeit fehlt es nicht. Dabei äußerlich immer freundlich, immer liebenswürdig mit vielem Wortschwall, wie es der Franzose wünscht, und immer baar bezahlt, denn Geld haben wir genug. Dabei hin und wieder einmal einer todgeschossen, auch einmal ein Dutzend zu Fuß in eine deutsche Festung geschickt, wobei unterwegs die Hälfte fortläuft, die andere Hälfte aber genügend abschreckend wirkt.“

„So saßen wir andächtig beisammen, wie die ersten Christen, und feierten unseren Gottesdienst im Stillen. Denn die Franzosen haben keine Weihnachten und keine Christbäume. Unwillkürlich entfuhr mir der Ausruf: Nanu wünscht' ich nur, meine Familie käme heute Abend zum Besuch zu mir. Da riß es plötzlich an der Klingel, und der Bursche vom Geheimrath Schneider, der urkomische Pommer Holtze, brachte mir das liebe, herrliche Bild, welches Dein gutes Herz für mich als Weihnachtsgeschenk ersonnen. Meine ganze Familie kam wirklich zum Besuch. Zwar waren es nur stumme Gäste, aber die lieben treuen Züge, welche für mich das Sinnbild aller meiner Gedanken und Wünsche verkörpern, sprachen deutlich genug zu mir. Gott, wie lange muß ich fort sein, daß sich die jüngsten Kinder so verändert haben! Herzblatt ist mir ganz unbekannt, Hanne auch sehr verändert, Lümmel ist reizend, Trude und Clara zum Erschrecken ähnlich, Rosa auch ein Hauch des Himmels, Paul vortrefflich, nur scheint mir seine Figur etwas zu lang, und Anna scheint mit etwas zu alt. Wunderbar ist Gretchen und Dein Bild. — Ich kann Dir nicht sagen, welche Freude Du mir gemacht hast. Ich war ganz sprachlos, nur Du bist fähig, mir ein solches Glück zu ersinnen. Das ganze Hauptquartier bewundert dieses herrliche Bild, namentlich die Gruppenpirung ist herrlich. Das ist Leben, das sind keine Holzpuppen. Ich lasse mir das Bild schön einrahmen, einen Kasten dazu machen, er soll mich auf allen meinen Reisen begleiten. Dieses Bild hat die Wehmuth von mir genommen, welche mich erfüllte, daß ich das Fest so fern feiern mußte. Ich war so erfreut, daß ich sofort noch am Abend einige Gefangene, deren Leben auf dem Spiel stand, und deren Familien mich den ganzen Tag belagert hatten, frei ließ und die Verantwortung hierfür auf mich nahm.“

„Wir haben in den letzten Tagen den Parisern viel Schaden gethan. Die ganze Vorstadt St. Denis ist zerschossen und in Brand gelegt, Paris selbst brennt auch auf dieser Seite an mehreren Stellen. Man hat bereits ein Dekret erlassen, daß jeder Einwohner in Paris berechtigt ist, bei seinem Nachbar nach Lebensmitteln

zu suchen. Hierin liegt der reine Kommunismus, die Anarchie, die Aufhebung des Privateigentums . . .“

i) Stieber vertritt 1871 in Versailles bei der Kaiserkrönung das Deutsche Volk.

„Ich mußte die Reichstagsdeputation dem Könige vorführen. Es war ein schöner, wahrer Sommertag, dabei Sonntag Nachmittag. Ganz Versailles war auf den Beinen, und die ganze Armee war vertreten. Alle Formalitäten einer Thronrede fanden statt. Mein ganzes Polizeipersonal war zu Fuß und zu Pferde in Funktion. Es war wie in Berlin bei Eröffnung der Kammern, oder bei einem großen Hoffest. Nur die vierzig Equipagen, in welchen die Deputation mit der Kaiseradresse vorfuhren, bildeten ein wunderbares Gemisch von Feld-, Polizei-, Post- und erbeuteten französischen Wagen. Statt Kutscher fungirten Soldaten, Postillone und Schutzleute. Dennoch war es ein großer historischer Moment, als diese Deputation mit dem Präsidenten des Reichstages in des Königs Palais in Versailles einfuhr, um dem Hause Hohenzollern die Kaiserkrone zu bringen. Vom Mont Valerien wurde gerade stark geschossen, wunderbare Dekoration, mehrere preußische Batterien zogen vorüber und spielten zufällig: Was ist des Deutschen Vaterland? Mir war das Arrangement aller Einrichtungen zugefallen, eine schwere Arbeit. Es ging aber Alles an der Schnur. In Berlin kann es bei einem Hoffeste nicht besser gehen, man hat mir allgemein Komplimente gesagt. Mit dem Präsidenten Simson habe ich persönlich viel verhandelt. Es ist wunderbar, daß ich noch mit dem deutschen Reichstage habe korrespondiren müssen. — Die Kaiser-Deputation fährt heute ab, sie hat in anliegendem Briefe von mir Abschied genommen, hebe den Brief auf. Mir hat die Deputation viel Arbeit gemacht, um ihr einen anständigen Empfang zu bereiten. Die Hof- und Militärpartei war ziemlich kühl, ich vertrat hier die Civilpartei und das deutsche Volk. Wunderbare Zeiten!“

Ulrich Greiwe Nachrichten aus einer Springer-Redaktion

Zur Problematik journalistischen Bewußtseins

„Herr Ulrich Greiwe, geboren am 12. März 1945, gehörte vom 1. Juli 1968 bis zum 31. Dezember 1968 unserem Hause an.“

Herr Greiwe war als Redakteur in der Lokalredaktion der BZ tätig und wurde in diesem Ressort vorwiegend mit Reportagen betraut. Wir bestätigen Herrn Greiwe, daß er die ihm übertragenen Aufgaben zu unserer Zufriedenheit ausführte. Er erwies sich als guter Journalist mit rascher Auffassungsgabe, der bei allen Kollegen beliebt war. Mit dem heutigen Tage verläßt uns Herr Greiwe auf eigenen Wunsch. Für seinen weiteren Berufs- und Lebensweg wünschen wir ihm alles Gute.

Berlin, den 31. Dezember 1968

Ullstein GmbH.

ppa. Erdmann

ppa. Pehle“

Das Zeugnis erhielt ich Anfang Januar 1969. Am 9. Mai 1968 hatte ich mich vorgestellt. „Sie sind mit Wagen?“ fragte Herr Caro. Ich sei mit dem Zug. „Und Sie haben die Absicht, länger in Berlin zu bleiben?“ Die einzige Alternative zu München sei für mich Berlin. Meine abgeschlossene Handwerkslehre in der deutschen Journalistenschule interessiert Herrn Kogge. „Das ist doch das Friedmann-Institut?“ — „Ja.“ — Dann hätte ich beim ‚Münchener Merkur‘ und bei der ‚Abendzeitung‘ gearbeitet, und nun wollte ich länger in Berlin bleiben.

Bei Ochsenfleisch mit Kartoffeln und Mohrrüben und Meerrettichsoße gewinne ich den Eindruck, man sieht in mir jemanden, der taugt, in den Kreis der BZ-Redaktion aufgenommen zu werden. Das also sind die Köpfe des 330 000-Auflagenblatts: Chefredakteur Kogge, sein Stellvertreter Caro. „Wünschen Sie Bier?“ — „Ja.“ — „Wünschen Sie Kaffee?“ — „Ja.“ — „Guten Appetit.“ Kogge resümiert. „Wo Sie dann speziell eingesetzt werden — Ihre Begabungen, Ihre besonderen Begabungen —, das stellt sich ja dann im Laufe der Zeit heraus. Sie wissen, wir sind in der letzten Zeit besonderen Anfeindungen ausgesetzt, aber die BZ gilt als die Zeitung, die in besonderer Weise die Sympathien der Bevölkerung genießt. Wir machen hier mehr Teamwork. Gerade bei den Osterunruhen mußten wir das noch verstärken.“ Kogge und Caro verlassen den Club im 18. Stock. Es kommt Günter Mücke, laut Impressum Leiter der Lokalredaktion. „Unser Durchschnittsalter: etwa dreißig Jahre.“ Er ist seit 1957 in der BZ-Redaktion, sechs Jahre davon als Polizeireporter. Weltkriegsgedienter Berliner,

sympathische Nachrichtensprecherstimme. Wir stehen am Ostfenster. „Wir sind von oben unabhängig, bis auf die vier Leitsätze. Was soll das Gerede vom Monopol? Schließlich haben wir noch vier andere Tageszeitungen, die nicht aus unserem Haus stammen. Drei Fernsehprogramme, die westdeutschen Zeitungen kann man hier auch kaufen, und die Ostprogramme kann man hier auch empfangen. Das vergißt man gern allzu leicht.“ — Den Text kenne ich doch? Joachim Freyburg, Information Berlin, aus der hauseigenen Propagandazentrale, also. „Vielleicht werden wir bald ein Computer-Archiv bekommen. Die Pläne liegen bereits in der Schublade“, hatte Kogge gesagt. „Kosten?“ frage ich. — „Zweihundert Millionen.“ — Nun ja, rund 900 Millionen erwirtschaftet der Springer-Konzern im Jahr. „Und schicken Sie Kogge Ihre Reisekostenrechnung. Das geht dann in Ordnung.“

Die Vorgespräche im 18. Stock sind beendet. 15 Stockwerke tiefer sitzt die BZ-Redaktion. Das Verlagshaus Axel Springer informiert:

„Direkt an der Mauer, welche die deutsche Hauptstadt in zwei Teile zerrissen hat, auf dem Boden des alten Berliner Zeitungsviertels, wurde das Verlagshaus Axel Springer nach Plänen der Architekten Dr. Melchiorre Bega und Dr. Gino Franzini, Mailand, und der Professoren Franz-Heinrich Sobotka und Gustav Müller, Berlin, in siebenjähriger Bauzeit errichtet. Die Gesamtkosten für den Bau und seine technischen Einrichtungen belaufen sich auf rund 120 Millionen Mark. Etwa 2000 Arbeitsplätze im Hause selbst und weitere rund 1300 außerhalb machen das Berliner Haus der Springer-Gruppe zu einem beachtlichen Wirtschaftsfaktor der Stadt.“

Die redaktionelle Arbeit der Zeitungen und Zeitschriften aus dem Verlagshaus Axel Springer ist grundsätzlich frei. Redakteure und Mitarbeiter sind lediglich gehalten, sich an vier Leitsätzen des Hauses zu orientieren, die für alle Mitarbeiter verbindlich sind:

Eintreten für die Wiederherstellung der deutschen Einheit;

Aussöhnung zwischen Deutschen und Juden;

Ablehnung jeder Art von politischem Extremismus;

Bejahung der sozialen Marktwirtschaft.“

Dazu sagte der Verleger Axel Springer in einer Rede: „Die erwähnten vier Grundsätze bestimmen unseren Standort, mehr nicht. Ich habe bei der Einweihung meines Berliner Hauses (Oktober 1966) gesagt, daß Zeitungen zwar an der Politik teilhaben, aber nicht Politik machen sollen. Zeitungen haben die Politik zu begleiten, sie zu erklären, sie zu kritisieren, sie zu fordern. Sie haben eine Meinung zu haben, die der einzelne mag oder nicht mag. Aber Zeitungen dürfen nicht die Politik ersetzen wollen. Dies würde zur Zersetzung der Politik führen.“

HOCHHAUS:

20 Stockwerke

78,50 m hoch — 70 m lang — 14 m breit

Stahlbetonskelettbau mit vorgehängter Fassade aus bronzeeloxiertem Leichtmetall.

Vollklimatisiert.

ENTHALT:

Geschäftsleitung, Redaktionen, Anzeigenabteilungen, Verwaltung, Journalisten-Klub (im 18. Stock), Nachrichtenabteilung und Fotolabor.

Chemigraphie.

Personenverkehr mit vier vollelektronisch gesteuerten Fahrstühlen und Paternoster (höchster Europas).

LANGBAU:

142 m lang, mit zwei Querflügeln von 40 bzw. 20 m Länge, viergeschossig.

DARIN SIND UNTERGEBRACHT:

Zeitungshochdruck-Rotation mit acht 48 Seiten fertigenden Rotationsmaschinen vom Typ Wood-Albert.

Stereotypie.

Vertriebsabteilungen.

Elektronische Datenverarbeitung.

Druckereileitung und Hausdruckerei.

Kantine.

Betriebsärztliche Station.

EINGANGSHALLE:

Hochhaus und Langbau sind durch eine 30 m lange und 23 m breite Eingangshalle verbunden.

An die Halle schließen sich an: im Erdgeschoß Bild- und Textarchiv.

Im 1. Stock die Setzerei.

UND NICHT ZULETZT:

Zahl der täglich im Verlagshaus Berlin gedruckten Zeitungsexemplare:

rund 800 000.

Monatlicher Verbrauch an Zeitungspapier: etwa 3000 Rollen (rund 2600 Tonnen).

Monatlicher Verbrauch an Druckfarben: 42 Tonnen.

Zahl der Telefonanschlüsse: etwa 900.

1. Juli 1968. „Blick auf zu den Sternen. Hab acht auf die Gassen“, sagt Axel Cäsar Springer in der Nachfolge Wilhelm Raabes. Wie macht man das bloß, durch die nicht zu öffnenden Fenster in diesem ca. 20 m langen Monsterbüro, das die Redaktion der größten Zeitung Berlins beherbergt? Es riecht nach industrieller Produktion von Zeilen. Obwohl lindgrüne und braune Farben dominieren, herrscht kalte Ordnung. Die Tische stehen ausgerichtet in Dreierformation. Gummibäume trennen das Lokalressort von den anderen, zwei Landkarten zerteilen

den Großraum, als wäre alles für die Werbefotografie für einen Neckermann-Katalog hergerichtet. Einzige Lichtblicke fast: die Sprüche zum Kompensieren, dort an der Wand. Ein Ausschnitt aus ‚Bild‘: „Gehaltserhöhungen nur für Schlanke.“ Und aus dem ‚Tagesspiegel‘ ein Feature zum Thema: „Vom groben Unfug der Spesenzettel.“ Dann wieder aus der ‚Bildzeitung‘: „Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Schütz war nicht weniger begeistert: ‚Der ganze Senat und ich sind glücklich, daß Berlin durch Hertha BSC auf einem wichtigen Teilgebiet, nämlich dem Sport, die Zugehörigkeit zum Bund untermauert hat.‘“ Auch das gehört dazu: „Bürsten Sie Ihren?“ Aus dem Länderspiegel der ‚Zeit‘ geschnitten. Und dazu: „Sicher ist sicher. Der Gummikavalier.“

2. und 3. Juli 1968. Mücke hat die erste Überraschung für mich. „Wir fahren morgen an der Mauer lang und schenken unseren Polizisten Coca Cola. Die sind immer ganz gerührt. Im Winter kriegen sie von uns heißen Tee. Kleine public relations-Tour. Aber wir machen nichts für die Zeitung. Nur so.“ Polizeireporter Kollege B. führt mich zu einer der metergroßen Berlinkarten und fährt mit dem Finger über die Geographie. „Sucht nach der besten Route, wo viele sind.“

21.30 Uhr, acht Stunden nach Dienstbeginn. Mein Blick bleibt an der in Fraktur gesetzten Volksweisheit hängen drüber an der Wand: „Durch Arbeit versaut man sich den ganzen Tag.“ Mücke streicht um mich herum, er will mich früher abhauen lassen, einhundertfünf Minuten früher als gewöhnlich. „Und sammeln Sie Ortskenntnisse morgen.“ Ich sammle. Die Tour an der Mauer, inszeniert von der Werbeabteilung, ist langweilig. „War mal wieder ‘ne gute Idee von Axel Springer“, meint ein Posten.

17. Juli. Vergangene Nacht wurde ein Mann etwa dreißig Meter vor der Mauer fluchtunfähig geschossen. N., der als Polizeireporter von der Bildzeitung zur BZ wechselte — vorher war er Chef vom Dienst bei dem antikommunistischen Untergrundblatt ‚Tarantel Press‘ — klagt: „Unsere Jungen in der Redaktion sind alle gleichgültig geworden. Früher, da waren wir kurz danach draußen. Da klappte das. Heute — die Jungs in der Redaktion sind alle Beamte geworden.“ N.’s Vorliebe gilt action im Bild. „Mann, stell dir vor. Wenn das Bild auch nur qualitativ zweitrangig wäre — der Vopo kniet über seinem Opfer. Das mit Teleobjektiv und im gespenstischen Scheinwerferlicht.“

Wir verlassen die Bernauer Straße, zurück zur Redaktion. Auf der Fahrt schildert N. eine Sache, mit der er bis heute nicht fertig wird. Da war einmal ein Wilfried T., der vor ein paar Jahren über die Mauer flüchtete und für den N. eine Sammlung organisierte. „DM 40 000,— bis DM 50 000,—“? — N. weiß es nicht mehr genau, und der Wilfried T. sei „heute einer der Hauptmacher bei der APO“. N. telefoniert mit einem Polizeibeamten in irgendeinem Revier. Es dreht sich um den Autotod eines, wie es heißt, tablettenüchtigen, depressiv veranlagten Lehrers. N. am Hörer, Gesicht bewölkt bis trüb. „Wir sind unter Umständen sehr schnell bei der Hand, wenn es darum geht, Verantwortlichkeiten festzulegen. Wir wehren uns dagegen, daß Dinge hier leichtfertig behandelt werden, wo es um

Menschenleben geht. Wir wollen natürlich, wenn wir uns mit einem Menschenleben befassen, das auch optisch untermauern.“

24. Juli 1968. Nach 20 Uhr füllt abendliche Gelassenheit den Redaktionsraum. Es herrscht Sauregurkenzeit für Journalisten. Irgendwo in Berlin brennt es vor sich hin. Nichts für uns. In der Skala reizauslösender Geschehnisse sind Brände im BZ-Barometer tief gesunken. Als ich Sch. konsultiere, damit er mir helfe, aus der 72 Mitglieder umfassenden Liste des Zentrums Berlin für Zukunftsforschung interview-werte Mitglieder herauszufischen, bläst er zur Vorsicht. „Am besten nichts Politisches.“ Er weiß, was ich vor habe. Berlin 1980!

6. August, da der Papst sich von der Antibaby-Pille nicht besonders angetan zeigt. Quiz in der BZ-Redaktion. Auf einem einmal gefalteten DIN A 5-Blatt stehen fünf Namen: Cassius Clay — Christine Keeler — Paul Montini — Martin Luther King — Rosemarie Nitribitt. „Kennst du die alle?“ fragt einer. Der Name Montini bringt einige in Unsicherheit. Ihnen wird die andere Seite des Faltblattes gezeigt. „Erstaunlich, aber bezeichnend für Sie, daß sie zwar alle prominenten Nutten und Neger kennen, nicht aber den Papst.“ Großer Heiterkeitserfolg.

30. August 1968. „M. nun infizieren Sie den Herrn Greiwe nicht auch noch.“ Die väterliche Empfehlung Mückes geht an den Kollegen M., der wieder einmal einige provozierende politische Bemerkungen von sich gegeben hat. Mücke meint, die Welt sei beschissen. Wir hatten konkreter gefragt. Die griechische Militärdiktatur — warum wird sie im Westen geduldet? Mückes Erwiderung kommt zaghaft. Welche Alternative bot sich denn? Doch entweder der Kommunismus oder das, was wir jetzt haben. Von den Folterungen kein Wort. Die Grausamkeit bleibt verschollen. Mücke: „Die NATO braucht die Südflanke, schon wegen der Türkei, die am meisten vom Kommunismus bedroht ist.“ M. verurteilt die Duldung der griechischen Faschisten durch die Regierung in Bonn. Achselzucken ist die Antwort. Mücke nennt sich ein gebranntes Kind. Man wisse nur zu gut, die Jugend wolle alles zum Besseren wenden. Dabei würde Marx hüpfen. Er würde doch unsere soziale Marktwirtschaft, lebte er heute noch, als die Erfüllung seiner Ideen ansehen. „Wir versuchen hier, das Beste aus der beschissenen Welt zu machen.“

Sonntag, der 1. September, ‚Tag der Deutschen‘. M. hat den Bericht über die Feierlichkeiten in der Waldbühne geschrieben. Gegen 1 Uhr nachts lade ich ihn zu einem Drink in den ‚Blue Mirror‘ an der Kolonnenstraße ein. Zum ersten Mal erfahre ich, was ihn eigentlich in die BZ-Redaktion getrieben hat: Die aus Erfahrungen gewonnene Einsicht, daß Studentendemonstrationen in den Zeitungen des Hauses nicht korrekt vermittelt werden. Das war im letzten Herbst. Damals bat er um Versetzung in die Redaktion. M. gehörte zum Führungs-nachwuchs des Springer-Verlags. M. drückt plötzlich herum. „Ich hätte schon vor ein paar Tagen auf die bedenklichen Zusammenhänge zwischen dem Kriegsanfang und dem gefeierten Tag der Deutschen hinweisen sollen. Das war mein Fehler, das

war mein Fehler. Dann hätte Mücke den Anfangspassus des heutigen Berichts besser begriffen.“ Der Anfang der ersten Fassung lautete: „Ausgerechnet mit der Alexis Sorbas-Melodie des griechischen Patrioten Mikis Theodorakis begann gestern in der Waldbühne der ‚Tag der Deutschen‘. Mücke drängte auf einen anderen Beginn und setzte sich durch.“

4. September 1968. Kogge ist eben eingetroffen. S. ergreift das Wort: „Malte, was hältst du davon, daß in den Schulen das Dritte Reich unter den Tisch fällt?“ Kogge in Moll: „Ich halte es für tödlich, daß in den Schulen nicht gesagt wird, was mit unseren Verwandten und Nachbarn damals geschah. Es ist übel schon deshalb, weil ja eine Epoche die andere bedingt.“ Im Zusammenhang mit der Rede Außenminister Brandts vor der Genfer Abrüstungskonferenz erkundigt sich Kogge bei M., und schließlich auch bei mir nach Stresemanns Funktionen. Meine Gedächtnisausbeute ist spärlich. Kogge unterläßt die Oberlehrerpose auch dann nicht, als ich darauf hinweise, schulmeisterlicher Eklektizismus habe der politischen Einsicht der Deutschen wohl noch nie Vorschub geleistet. Viel besser sei es doch, Vorgänge zu deuten und Zusammenhänge klarzumachen. Daher kommt doch die tief verwurzelte Überdrüssigkeit in den Schulen. Kogge hüllt sich in Schweigen. Ich erwähne kurz entschlossen das Interview des NPD-Chefs von Thadden, in dem er von der großzügigen Unterstützung der NPD durch die Industrie zu protzen beliebte. „Was würden Sie sagen, Herr Kogge, wenn Sie jemand um Nachhilfeunterricht zur politischen Rolle der deutschen Industrie damals und heute bittet?“ Kogge überlegt: „Das gab es natürlich immer, in den Königshäusern schon. Die Rüstung arbeitet mit Politikern zusammen, aber man muß natürlich auch bei ihnen die andere Seite sehen. Diejenigen nämlich, die auch auf dieser Seite gelitten haben ...“ Er zieht einen Themenschwenk vor. „Schauen Sie sich die Geschichte Polens an, was denen alles widerfahren ist — geteilt, einmal da und da, das ging über viele Jahrhunderte so. Die Wiedervereinigung — es kann noch zwanzig, dreißig Jahre dauern, noch zwanzig, dreißig Jahre.“ Die Geschichte verfolgt den BZ-Chef Kogge offenbar wie ein uneheliches Kind. „Merken“, sagte er plötzlich, quasi mit Doppelpunkt und Zeigefinger. „Merken, Klaus Mehnert, ‚Der deutsche Standort‘. Gibt's unten in der Bücherei.“ 18.15 Uhr. „Greiwe, der oberste Dienstherr möchte Sie sprechen.“ — „Mich? Der oberste Dienstherr? Wer ist denn das?“ Der stellvertretende Lokalchef Sch. grüsst. „Herr Kogge höchst selbst. Mit anderen Worten: Sie möchten bitte zu Herrn Kogge kommen.“ Er erwartet mich im Zimmer seines Stellvertreters, schaut mich an, als sei ich eben über die Mauer gehüpft, und schießt los: „Sie haben da einen Brief an den ‚Spiegel‘ geschrieben.“ Ich hatte geschrieben:

„Als sogenannter Springer-Redakteur empfehle ich, sich zum Abschluß der märchenhaften Diskussion um die Etikette für das zweite deutsche Gesellschaftssystem, die seit 1965 hierzulande 357 861 Pressezeilen verschlungen hat, auf die ‚sogenannte Sowjetzone‘ zu einigen.“

Berlin

Ulrich Greiwe, BZ-Redakteur

Also gestehe ich. „Ja, das stimmt.“ Zum ersten Mal sehe ich so etwas wie Neugierde in den Augen des Chefredakteurs. „Ja, ich habe diesen Satz an den ‚Spiegel‘ geschrieben, und zwar, weil ich in den letzten Jahren sehr genau verfolgt habe, wie die Diskussion um das Problem der DDR, ob in Anführungsstrichen oder nicht, verlaufen ist, und ich meine, daß in gewissen Presseorganen zuviel Raum benutzt wurde für das Gänselfüßchen-Dilemma. Ich bin der Auffassung, daß man um die DDR nicht ohne Not Gänselfüßchen machen sollte.“ Kogge unwirsch: „Wollen Sie sich denn gegen meine Ausführungen im ‚Spiegel‘ stellen?“ — „Nein, das war keineswegs meine Absicht.“ — Kogge: „Dann gut. Die Gretchen-Frage wollte ich nur mal gestellt haben.“ Schaltpause. Dann fährt der BZ-Chefredakteur fort: „Schade, daß mir der Brief erst heute zu Gesicht gekommen ist. Da steht auch drunter: ‚BZ-Redakteur, wenn auch, als sogenannter Springer-Redakteur‘. Das habe ich nicht sehr gern. Und, ich würde Sie bitten, Herr Greiwe, daß, wenn Sie Briefe an andere Presseorgane senden, Sie vorher zu mir kommen, damit wir da in Ruhe darüber sprechen können — in kollegialer Weise. Ich meine, ich unterhalte mich gern mit Ihnen darüber. Nur jetzt nicht. Da bin ich etwas in Eile.“ — „Gut, Herr Kogge, ich würde mich gern mal mit Ihnen darüber unterhalten — in Ruhe.“ Der Chefredakteur schaut gelangweilt. Fahre fort: „Ich will Sie natürlich nicht belasten. Nur wenn Sie mal Zeit haben. Darf ich noch etwas sagen zum ‚sogenannten Springer-Redakteur‘. Ich habe was dagegen, wenn man Mitarbeiter des Hauses immer gleich mit dem Verleger identifiziert.“ Am Ende des Abends, Caro mit feinem Gespür fürs Höhere: „Man sieht Sie in letzter Zeit immer nur im Sessel hängen.“

7. November 1968. D. hat in Erfahrung gebracht, daß „unser Verlag“ Demonstrationsfotos vom Landgericht an die Information-Division der amerikanischen Alliierten verscheuern will. Man weiß, daß diese Informationsdivision eng mit dem CIA zusammenarbeitet. D. hat bei der Demonstration sehr klare und anspruchsvolle Bilder geschossen. Er ist außer sich. „Das ist eine Sauerei. Man wird hier ja regelrecht verkauft, ohne daß man es will.“ Er interveniert bei Caro. Der weiß keinen Rat. „Ich kann nicht ja und nicht nein sagen, aber wenn die sowas von mir verlangen würden, ich würde auch nein sagen.“ Würde er? Könnte er? Zum ersten Mal hatte ich im August erfahren, daß im Haus eine ominöse Sonderabteilung existiert, bezeichnenderweise „Abteilung Panik“ genannt. Unter anderem unterhält die Gruppe allem Anschein nach V-Männer in linksrevolutionären Organisationen wie dem Republikanischen Klub. Mir kommt ein etwa 50zeiliger Bericht zu Gesicht, der als Adressaten das Springer-Büro aufweist. Darin wird von einem Heinz Krüger, Redakteur bei den ‚Nürnberger Nachrichten‘, berichtet, er habe im Berliner RC dazu aufgerufen, Springers Tätigkeiten weiter zu verfolgen und in der Aktivität gegen den Springer-Konzern nicht zu ermatten.

15. November. Ich erfahre zu meiner Überraschung, daß das Wort „Kassandra-Rolle“ der BZ schlecht zu Gesicht steht. Lokalchef Mücke klärt mich auf: „Mensch, Junge, die BZ ist groß damit geworden, daß sie sich für alle Berliner

klar und verständlich ausdrückt. ‚Kassandra-Rolle‘ — das Wort kennen nicht alle unsere Leser.“ Ich bin da nicht so sicher. Wenig später mit Kogge in dessen Dunkelkammer, einem spärlich möblierten Raum, ohne persönlichen Flair. Beruhigende Dämmerung, sozusagen alles auf Sparflamme. Kogge schaut mir angemessen in die Augen. „Ganz abgesehen von Ihrem Leserbrief an den ‚Spiegel‘ — den nehme ich Ihnen nicht einmal übel —, aber von Ihnen muß so langsam mal was kommen. Sie sind nun lange genug in der Lokalredaktion.“ Kurze Pause. „Oder wollen Sie lieber in ein anderes Ressort? Daß Sie sich da wohler fühlen.“ — „Ins Allgemeine? Nee, ich bin kein Feuilletonist.“ Als ich daraufhin schweige, fällt ihm wieder mein Leserbrief ein. „Kommen wir doch nochmal zur Anerkennungsfrage zurück.“ — „Schön, ich will ja nicht lang ausholen. Nur das. Ich habe da mal einen ganz interessanten Artikel in der ‚Welt‘ gelesen. Der beschäftigte sich mit den unterschiedlichen Sprachen in den beiden deutschen Gemeinschaften — den verschiedenen Sprachen, mit denen man hier und drüben seine Umwelt und seine Funktionen innerhalb der Gesellschaft beschreibt — Eigenarten der beiden ideologischen Sprachen in Deutschland und deren Folgen für die Gestaltung der entsprechenden Gesellschaften. Ich fand das Thema einer größeren Diskussion in der Presse wert. Das und ähnliches scheint mir viel wichtiger als die Diskussion um die Gänselfüßchen.“ Kogge, nun übelnehmend und barsch. „Ich glaube, Herr Greiwe, Sie sind ein Mystiker. Sie mystifizieren doch alles.“

17. November 1968, 10 Uhr. Im Europa-Palast drängen sich Menschen schlängen. Mehr als 1000 Mitarbeiter der Berliner Springer-Besitzerländer haben sich zur alljährlichen Betriebsversammlung in dem riesigen Kino im Stadtteil Neukölln eingefunden. Jeder erhält anschließend DM 20,—. „Früher kam da kein Schwanz. Erst, seitdem es die Piepen gibt. Die Gewerkschaft besteht nun mal darauf.“ Die großen Bosse, mit Ausnahme von Springer, sind eingekehrt, nehmen die erste Reihe nahezu ein. Peter Tamm — wenn Springer stirbt, erbte er aller Voraussicht nach die Geschäfte — Peter Tamm, draufgängerischer, begabter Machtmacher, geht ans Rednerpult: „In unserem Land ist zunehmend eine Stimmung zu beobachten, die gegen große Unternehmen, und gegen die größten von ihnen besonders, gerichtet ist. Das fortschreitende Industriezeitalter, der Trend zu immer größeren Gebilden von Industrie und Wirtschaft ist vielen Menschen unheimlich. Aber das industrielle Massenzeitalter, in dem wir bereits leben, verlangt auf der einen Seite immer mehr Großbetriebe mit Massenfertigung, die allein in der Lage sind, die großen Mengen der Güter, die gebraucht werden, rationell und preisgünstig herzustellen. Es begünstigt auf der anderen Seite den kleinen und kleinsten Betrieb mit einem spezialisierten Herstellungsprogramm.“ Flinke, kurze Blicke vom Manuscript. Die Worte läßt er auf der Zunge zergehen, so bedachtsam kommen sie. Gleich hinterher die zuckenden, entschlossenen Blicke. „Die Erfolge unserer Wirtschaft beruhen auf dem Ideenreichtum der Initiative des Einzelnen. Aber im Falle unseres Hauses, im Falle Axel Springer, soll aus politischen Gründen offenbar genau das Gegenteil geschehen. Das ist noch vorsichtig

ausgedrückt. Wenn ich mir z. B. den Entwurf des Bundespresse-Rahmengesetzes anschau, den die Industriegewerkschaft Druck und Papier eben vorgelegt hat, wenn das Wirklichkeit werden sollte, dann hat eine freie Presse in unserem Land aufgehört zu bestehen.... Dann ist eine verlegerische Betätigung, wie wir sie verstehen, eine verlegerische Initiative, die Neues schafft auf dem Gebiet der Zeitungen und Zeitschriften, nicht mehr möglich. Im Vorspruch zu diesem Entwurf heißt es: „Die öffentliche Aufgabe der Presse kann nicht von wirtschaftlich orientierten Verlegern und Redakteuren zugleich wahrgenommen werden. Es bedarf der säuberlichen Trennung zwischen publizistischem und wirtschaftlichem Interesse. Und da nicht das Letztere, sondern allein das Erstere für den Staat und die Gesellschaft von ausschlaggebender Bedeutung ist, müssen die Redaktionen zu Trägern der öffentlichen Aufgabe deklariert werden.“

Der Herausgeber und Chefredakteur des der SPD nahestehenden „Darmstädter Echo“, Hans Reinowski, sagt dazu: „Ein solches Gesetzesvorhaben ist dem totalitären Schriftleitergesetz des klumpfüßigen Reichspropagandaministers Josef Goebbels wie aus dem Gesicht geschnitten. In diesem am 4. Oktober 1933 erlassenen Strangulierungsgesetz gegen die Pressefreiheit in Deutschland wurde ebenfalls eine säuberliche Trennung zwischen publizistischem und wirtschaftlichem Interesse vorgenommen. Damit war Deutschlands Presse gleichgeschaltet, die Pressefreiheit war tot.“ Soweit der Chefredakteur Hans Reinowski. Wir aber, liebe Mitarbeiter, wollen nicht, daß es bei uns wieder soweit kommt. Deshalb wenden wir uns mit aller Entschiedenheit gegen diesen Gesetzesentwurf.

Im übrigen, der Bundesverband der Zeitungsverleger äußert sich dazu wie folgt: „Verleger und Redaktionen tragen gemeinsam die Verantwortung für die Freiheit der Presse und für die Erfüllung ihrer öffentlichen Funktionen... Jeder Versuch einer anderen Darstellung, die eine Ausgliederung des Verlegers aus seiner publizistischen Verantwortung verfolgt, widerspricht dem Grundgesetz und den tatsächlichen Gegebenheiten nach Erfahrung und Praxis. Die Zeitung ist eine in sich geschlossene Einheit, die durch Verselbständigung einzelner Teile, wie z. B. die Redaktionen, nicht auseinandergerissen werden kann, ohne Schaden zu nehmen.“

Ich glaube, dem ist nichts hinzuzufügen. Ich gestehe es offen: Wir alle in der Geschäftsleitung, die wir uns ständig bemühen, den Katalog der sozialen Leistungen unseres Hauses weiter auszugestalten, wir sind enttäuscht von der Haltung der IG Druck und Papier und ihren Angriffen unserem Haus gegenüber. Und Sie selbst, meine Damen und Herren, haben dies seinerzeit am Anfang des Jahres in einem offenen Brief an die IG Druck und Papier zum Ausdruck gebracht. Wir hatten erwartet, daß uns die soziale Haltung unseres Hauses den Arbeitnehmern gegenüber gerade von dieser Seite besser honoriert werden würde. Die Geschäftsleitung, meine Damen und Herren, sieht es als ihre vornehmste Aufgabe an, die Arbeitsplätze, Ihre Arbeitsplätze, zu erhalten. Diese Aufgabe hat absoluten Vorrang. Denn es kann einmal der Tag kommen, an dem gesicherte Ar-

beitsplätze in einem gesunden Unternehmen wichtiger sind als noch mehr Spezialleistungen auf irgendeinem Sondergebiet. Die Tages- und Sonntagszeitungen, die großen Programmzeitschriften und Buchverlage — das ist der Kern des Verlagshauses Axel Springer. Ihn wollen wir bewahren. Ihn wollen wir ausbauen. Gerade dieses Letztere, das Ausbauen, ist von der größten Wichtigkeit für uns alle geworden.“

Protest hat sich nicht geregt. Die Selbstherrlichkeit dieser Rede hat dennoch gewiß nicht nur mich verstört. Als ersten treffe ich W. vor dem Europa-Palast. Ich überfalle ihn: „Das war doch ein Musterbeispiel moderner, subtiler Demagogie. Ich kenne das Schriftleitergesetz nicht, aber ich bin sicher, daß der Entwurf der IG Druck und Papier andere Ziele hat und andere Bedingungen schaffen will. Wir sollten das in der Redaktion prüfen, uns das alles verschaffen, wir sollten das alle lesen.“ W., den Kopf gesenkt: „Wir geben uns viel zu leicht zufrieden in der Redaktion. Ja, überall. Schauen Sie, ich bin im Grunde genommen ein unpolitischer Mensch. Aber was wir am 1. Mai in der Redaktion erleben mußten, als es zwei Mai-Kundgebungen gab und die Politik uns die ganze Berichterstattung vermasselt hat, das hat mich doch ein bißchen stutzig gemacht.“ Ich sage: „Wissen Sie, was mich am meisten bewegt: Geht nicht unsere schöne Pressefreiheit hierzu lande an unserer Selbstbeschränkung zugrunde? Wir reden immer von der gefährlichen Konzentration, und am meisten reden wir Journalisten darüber. Aber was sind wir denn, was tun wir denn täglich? Bei der BZ gibt's ja nicht mal eine lokale Konferenz, wo sich alle Redakteure über die Aufgaben unterhalten. Gedankenaustausch.“ W. ist ernster geworden: „Ich will jetzt wissen, was in dem Entwurf von der Gewerkschaft steht. Und wir sollten uns alle mal zusammensetzen.“

Am Sonntagnachmittag in der Redaktion sporadische Dialoge über die Betriebsversammlung. Die Details sind verflogen. Der Gesamteindruck verleiht die meisten nur zur Erkenntnis der Ohnmacht, der Alltag hat uns wieder. Dennoch entstehen Zusammenrottungen, kleine zwar, aber dennoch demonstrativ. Man ist konsterniert von der Tamm-Rede. Nach Dienstschluß hat es eine Gruppe in die „Drehscheibe“ verschlagen, eine außerparlamentarische Kneipe, jüngst neben der Extradienst-Redaktion eröffnet. Holzige Atmosphäre, zähe Stimmung. Sie lockert sich erst, als die nächste, nächtliche Saufstation ausgemacht werden soll. Aber wie? Der stellvertretende Lokalchef Sch. ist darauf bedacht, alle anwesenden Redaktionsmitglieder — fünf an der Zahl — zu sich zu schleppen. „Auch Campari gibt's. Wenn der M. noch Hunger hat, holen wir unterwegs Wurst, und meine Frau brät sie dann. Das geht ohne weiteres.“ Seine Betörungsversuche mißlingen. W. weigert sich, nach Spandau zu Sch. zu fahren. „Wie soll ich danach mit dem Auto heil nach Hause kommen?“ Schließlich kennt er sich am besten. Murren in der Runde. Sch. versucht, uns noch einmal für seinen Vorschlag einzunehmen. „Mit dem Verstreichen der Zeit und dem Bier, was wir hier wegsauen, wird die Sitzbank auch nicht weicher.“ Er hat recht. Dreißig Minuten hält der

Spaß an. Spaß? Der Ernst, vorerst verdrängt, nimmt Gestalt an. Man wollte schließlich in Ruhe diskutieren. M. tippt wieder jenes gewisse Etwas an, das heute morgen gegen 11 Uhr zu schwelen begann. Ein kritisches Feuer, kritische Gefühle ergreifen einige. Warum: Die morgendliche Szene „Tamm vor dem opernhaft beleuchteten Samtvorhang, die sechzehn Betriebsräte im Rücken“, ist nicht vergessen. Kein Widerspruch, keine demokratische Unerschrockenheit hatte sich Tamm geboten. Doch die Fragen tauchen dennoch aus der Stille. Wir fünf versuchen zaudernd über jene Schwelle zu treten, dahinter das demokratische Engagement liegt. Die Frage „Was ist innerbetriebliche Demokratie?“ geht um. Die Gesichter leben auf. Macht wird abgetastet. Können wir uns in der Redaktion gegen irgend jemand drinnen zusammenschließen? Wir müssen etwas tun, unser Berufsleben erneuern. Die Entdeckung, daß die Demokratie im Betrieb krankt, ist zu einleuchtend, als daß sie nicht jeden hier in den Bann der Solidarität schlagen könnte. Warum lassen wir uns die Vormundschaft des Herrn Tamm eigentlich bieten? Dermaßen ungeprüft und masochistisch. Schließlich sind Informationen das höchste Gut des Journalisten. Oder? Richten wir uns danach, nach innen wie nach außen. Warum sollen wir uns nicht zu einer eigenen Meinung zum Presserahmengesetzentwurf und zum Schriftleitergesetz verstehen? Warum eigentlich nicht? Einer wird konkret: „Rufen wir doch so etwas wie eine Redaktionsvollversammlung ein. Jeder ist stimmberechtigt, die Boten wie die Sekretärinnen der BZ. Verfassen wir eine Resolution gegen Tamms umstrittene, brüskie, diskussionslose Diffamierung eines offenbar redlichen Entwurfs. Aber zunächst natürlich: freien Lauf für die Meinungsbildung in der Redaktion. Jeder muß sich informieren können.“ Also wird beschlossen, den Gesetzentwurf der Gewerkschaft zu beschaffen. Ein anderer soll die arbeitsrechtlichen Bestimmungen besorgen. Bereits jetzt wird darauf aufmerksam gemacht, die Chefredaktion könnte im Fall eines Falles den Versuch unternehmen, sich während des Informationsprozesses — zu dem Entwurf soll an jeden eine Kopie des Artikels 5 des Grundgesetzes ausgeteilt werden — einzelne herausgreifen, um sich für Gegenmaßnahmen zu rüsten. Deshalb keine isolierten Gespräche mit Kogge, Caro oder Mücke. Immer zwei Zeugen dabei. W. erfaßt Skepsis. „Meint Ihr, daß in der Gesamtredaktion die nötige Mehrheit für eine eventuelle Resolution zustande kommt? Die haben doch alle Angst.“ Aber der Geist der Demokratie geht zum ersten Mal hier um in einer Springer-Redaktion. Das ist viel. Wie oft geschieht derartiges in- und außerhalb deutscher Zeitungsredaktionen?

Montag, 18. November. Was in der Nacht die heile BZ-Journalistenwelt, in der Konflikte sonst nur wie Eintagsfliegen umherschwirren, gefährdete, scheint verflüchtigt. Man ergibt sich dem Tageskram, schreibt seine Kurzgeschichte für die morgige Ausgabe, taucht, permanent nach Zerstreuung suchend, ins Tagesgeschehen ein und wieder auf, trocknet sich ab, als gelte es, Widersprüche abzustreifen. Das Familienleben muß zu guter Letzt auch noch bewältigt werden. Man traut sich also nicht, die massive Auseinandersetzung zu beginnen, mag spüren, was

es heißt, ins Ungewisse einzutreten, in den Raum der Tabus, die diesem Arbeitsverhältnis innewohnen. Offene Autoritätsverleugnung formulieren? Wie werden sich die Kollegen in einer solchen Situation des plötzlichen, wenn auch wohlbedachten Ungehorsams verhalten, wenn es heißt, diese scheinbare Ordnung, diese trügerische Harmonie hier in der Redaktion — Herr Kogge, Herr Caro, Herr Mücke — basiert auf einer hierarchischen Selbstverständlichkeit, die von Zeit zu Zeit überprüft werden sollte, und zwar von den Menschen, die in dieser Zeitung schreiben? Ist das ungerecht? Wer bedroht hier eigentlich die Demokratie? Wir wollen mitbestimmen in der Redaktion, ohne jene schleichenden Repressalien, die wir alle kennen. Gedenken wir der Worte des Verlegers und fragen wir: Hört die Sensation des Guten da, wo es um Geld geht, auf? Soll die Pressefreiheit das Einkommen des Verlegers schützen oder die Geistesfreiheit der Journalisten? Ich habe den dumpfen Verdacht, daß sich innerhalb dieses unerbittlich wohltrainierten Verlagshauses nichts ändert. Ich habe den Verdacht, daß innerhalb dieses Hauses liberale Kritik keinen Nutzen verheiße. Ich habe den Verdacht, daß sich jener aufmuckende Teil der BZ-Redaktion wieder im Bett der Selbstbeschränkung vermummt. „Sag mal, M., was wird denn nun aus unserer Sache?“ — „Ich weiß nicht, ich hab jetzt keine Zeit. Ich hab hier noch soviel zu tun.“

Freitag, 22. November. Aus der „Berliner Morgenpost“: „Das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik erhielt gestern der Chefredakteur der BZ, Malte Till Kogge.“

25. November nachts. Noch in der Redaktion. Neue Zweifel an den journalistischen Gewohnheiten sind ausgebrochen. Was ist das eigentlich, der Staat? Wann und warum gerät uns eigentlich diese Bezeichnung, diese einheitsstiftende Bezeichnung ‚Staat‘ so leicht unter den Griffel? Man beschließt, sich gegen Mitternacht in der Wohnung eines Lokalredakteurs wiederzusehen. Angekommen. Bier vorzüglich in Krügen, der Genuß ist perfekt. Nun pendelt das Gespräch allmählich auf jenes Melancholische, ganz und gar Bitterernste: Was bin ich? Was sind wir eigentlich? Einer wirft ein, die Unternehmer seien doch die radikale Minderheit. Prost, trinken wir erst einmal einen! Einmüttigkeit herrscht, was den Teufelskreis betrifft, in dem die Journalisten stecken. Sie dürfen zwar, quasi platonisch, an den Genüssen des Establishments teilhaben, aber die Machtinstrumente, abgesehen vom Wort, das jedoch erst durch die Reaktion der Adressaten Bedeutung erlangt, bleiben ihnen versagt. Und wie stellen sich den BZ-Redakteuren jene Unterprivilegierten dar, für deren Morgenlektüre sie Tag für Tag sorgen? Wir geben ihnen Ersatzbefriedigung in Form von frisierten Geschichten aus ihren Lebensbereichen. Die Kritik bleibt immer eine individuelle, um ja nicht Widerstand gegen herrschende Strukturen formulieren zu müssen. Und weiter. Es kommt doch nicht von ungefähr, daß in dieser Leistungsgesellschaft laufend von individueller Tatkräft gequatscht wird? Jeder sei seines Glückes Schmied. Wir haben nämlich wohlweislich eines verlernt, was direkt demokratisch ist: Solidarität.

rität, Solidarisierung. Das ist doch Mehrheitsbildung, oder hat jemand in der Schule jemals was von Solidarisierung gehört? Stirnrunzeln. Man ist gepackt. Hurra, wir können uns noch freidenken. Sich freidenken — Schule — die Gedanken sind frei — blinder Antikommunismus — und bei uns? Morgen, so beschließt die Redakteursrunde gegen vier Uhr, sollen in der Redaktion vier weitere Kollegen angesprochen und für Mittwoch nach Dienstschluß zu einer Auseinandersetzung in die Genthiner Straße geladen werden. Ich zitiere noch aus einem Vortrag, der vor einem bedeutenden deutschen industriellen Gremium gehalten wurde. Thema: „Die Massenmedien in der Gesellschaft von morgen.“

„Nach den heute gültigen Prognosen wird es das Schicksal künftiger Generationen sein, das Wissen für ihre Lebensgestaltung und für ihr berufliches Schaffen vorwiegend aus der Vermittlung der Massenmedien zu beziehen. Das Zeitalter der Medien wird also gekennzeichnet sein durch totale Abhängigkeit des Menschen von gelenkten und zurechtgemachten Darbietungen der Massenmedien. Ihre Institutionen werden daher eine das Leben bestimmende Macht über das Leben der Menschen ausüben.“

Am 27. November, einem Mittwoch, wird von sechs BZ-Redakteuren ein Katalog von siebzehn Themen ausgebrütet. Es wird beschlossen, jeweils einmal in der Woche einen Vortrag zu hören, der von Redaktionsmitgliedern gehalten und diskutiert wird. Alle BZ-Beschäftigten sollen eingeladen werden. Das Vorlesungsprogramm teilt sich in spezielle und allgemeine Themen. Zu den speziellen zählen: Aufgabe des Betriebsrats, Redakteur im Springer-Verlagswesen, Hierarchie der Redaktionen, Position des Volontärs, Leseranalyse der BZ, Sprache der BZ, Bewertung der BZ-Geschichten, die innere Struktur des Verlagshauses Springer, Berlin, im Hinblick auf die BZ. Dazu an allgemeinen Themen: Berliner Pressegesetz, juristischer Standort des Journalisten, Pressefreiheit, historische Entwicklung der Pressegesetze, die gesellschaftliche Funktion des Journalisten, die Stellung der Frau im Journalismus, die Entwicklung des Bildjournalismus, Manteltarifvertrag, Fachjournalisten und Allgemeinjournalisten, die technologische Entwicklung in der Massenkommunikation, die Entwicklung der Kritik am Springer-Konzern.

28. November, einen Tag später. Es ist kurz nach 19 Uhr. M. unterbreitet dem stellvertretenden Chefredakteur den Themenkatalog. Caro: „Ja, dann macht mal schön kritische Redaktion.“ Kein direkter Einwand. Über sein Gesicht huscht ein wissender Ausdruck. Bäumt euch nur auf. Die Karawane zieht doch weiter! „Ich für mein Teil will dabeisein. Warum nicht?“

Indessen spricht sich das Vorhaben nur zäh herum. Wer nicht am Prozeß der Vordiskussion teilgenommen hat, tut sich schwer, den Sinn des Ganzen zu begreifen.

29. November. Mit Schrecken lesen einige BZ-Redakteure den rosa unterlegten Leitartikel des Bild-Chefredakteurs Boenisch. Schlagzeile: „Minenjunge ist ein Westdeutscher. Die Zone sagt, er lebt.“

Der Wortlaut des Boenisch-Leitartikels:

„Montag, 25. Nov., — 16.48 Uhr: Eine Mine explodierte. Einem 16jährigen werden beide Beine zerfetzt. Er ruft: ‚In Gottes Namen — holt mich raus! Hört ihr mich nicht? Ich muß verbluten.‘ Sie hörten ihn, aber sie lassen ihn liegen, bluten und leiden. Bis 20.30 Uhr.

Es ist unwichtig, in welche Richtung er von Deutschland nach Deutschland wollte. Unwichtig auch, warum und weshalb. Wichtig ist nur, daß er ein Mensch ist, 16 Jahre jung, nicht sterben will und um Hilfe fleht.

Dienstag, 26. Nov. Fernsehen und Rundfunk melden, was sich an der Zonengrenze bei Coburg zugetragen hat. Und was machen unsere Proteststudenten? Sind sie zur Zonengrenze unterwegs? Keineswegs. Sie sind bis 23 Uhr in der Universitätsstadt Tübingen damit beschäftigt, ‚die Stimme Amerikas endlich zum Schweigen zu bringen‘. Sie demolieren das Amerika-Haus, reißen Bücher aus den Regalen und verbrennen sie.

Mittwoch, 27. Nov. Wir warten noch immer auf den Protest unserer Berufs protestierer, die gegen einen sympathischen Dichter aus dem Senegal genauso schnell zu mobilisieren sind wie gegen einen unsympathischen Oberst aus Griechenland.

Donnerstag, 28. Nov. Wo sind unsere Ho-Ho-Ho-Chi-Minh-Rufer? Haben sie Angst vor der Zonengrenze? Ist ihnen der nahe Weg zu weit? Fürchten sie schiessende Vopos? Sind sie traurig, daß sie sich bei einem stummen Protest an der Zonengrenze mit der westdeutschen Polizei nicht prügeln können? Oder sind sie zu erschöpft und zu enttäuscht, daß es ihnen nicht gelang, in der Toilette des Amerika-Hauses Feuer zu legen?

Ein deutscher Student, und sei er auch nur im ersten Semester, müßte wissen — spätestens nach dem Einmarsch der Russen in Prag —, daß er hier nur demonstrieren kann, weil es die Amerikaner gibt. Sonst wäre er in der FDJ.

Und 60 Millionen Deutsche sollten wissen, daß ihre Söhne das Recht zur Demonstration haben, aber nicht das Recht zum Vandalismus. Es ist schlimm genug, daß die Väter dieser Söhne zugesehen haben, wie die jüdischen Landsleute umgebracht wurden. Es ist genauso schlimm, wenn die Söhne mitansehen, wie ihre Landsleute an Mauer und Stacheldraht umgebracht werden. Man redet viel in unserem Land davon, daß man Verständnis für die Revolte unserer linken Jugend haben müßte.

Ich bekenne: ich will kein Verständnis mehr haben für Steinwerfer, Bücherverbrenner und Brandstifter. Ganz gleich, wem sie Steine an den Kopf werfen, wessen Bücher sie verbrennen und wessen Häuser sie anstecken.

PETER BOENISCH

Jetzt plötzlich sollen 60 Millionen Deutsche wissen, daß ihre Söhne das Recht zur Demonstration haben. Ich sage zu Mücke: „Solche Aggressionen, wie Boenisch sie auf 16 Millionen Bild-Leser abgeladen hat — mit demokratischem Journalismus hat das nichts mehr zu tun. Das geht nicht nur die Bild-Redakteure und Boenisch was an.“ Mücke geht auf und ab. „Nein, das ist ganz einfach dumm,

ganz einfach dumm.“ Den Lokalchef der BZ erregt allem Anschein nach aber viel tiefer der Berliner-Bild-Aufmacher von heute: „Sexskandal im Postamt 11. 130 Beamte unter Verdacht, 4 entlassen, 13 gemäßregelt, unzüchtige Sendungen geöffnet und bestohlen.“ 1966 sei das Ding geschehen. Es habe sich dabei um Postkartenpornographie und um viel weniger entlassene Postbeamte gehandelt, als Bild nun am 29. November 1968 seine Leser glauben machen will. M. macht große Augen. Er hat sich gerade Peter Boenischs radikalen Antiradikalismus zu Gemüte geführt. Mücke schmunzelnd: „Was schaust du mich so groß an? Bin ich der Boenisch?“ Frau Großberg, Redaktionssekretärin, pummelig und auf die netteste Weise geschwätzig, fragt mich, was Faschismus sei. „Hier wird in der letzten Zeit soviel davon geredet.“ M. hat Caro ein DIN A 4 Blatt mit folgendem Inhalt vorgelegt: „Arbeitsthemen, Leitthema: Der juristische und gesellschaftliche Standort des Journalisten. Kritische Analysen und Standortbestimmungen.“

1. Der juristische Standort

- | | | |
|------------|---|---------|
| 4. 12. 68 | Zeitungsgeschichte von 1648 bis 1968 | Greiwe |
| 11. 12. 68 | Historische Entwicklung der Pressegesetze in ihren gesellschaftlichen und juristischen Auswirkungen | Sch. M. |
| 18. 12. 68 | Berliner Pressegesetz und Zukunftsentwicklungen wie das Bundespresserahmengesetz | D. W. |
| 8. 1. 69 | Juristischer Standort des Journalisten und der gesamten Presse. Zusammenfassung und Übersicht | |

Vorläufiger Tagungsort: Berlin 30, Genthiner Straße 30 b, 1. Stock Privatstraße, Einfahrt gegenüber Möbel-Hübner neben Möbel-Mathews. Telefon: 13 06 49. Tag und Zeit: jeweils Mittwoch, 23.30 Uhr. Dauer der Vorträge: ca. 30 Minuten, anschließend Diskussion.“

Nachdem er von den ersten Themen unterrichtet worden ist, hat der stellvertretende BZ-Chefredakteur eine Kehrtwendung beschlossen. Caro findet die Bestrebungen, eine kritische Redaktion zu schaffen, nicht gut. Über seine Motive äußert er sich nicht. An diesem Abend diktierte ich meine Kündigung, um die Frist von einem Monat zu wahren. Sie hat folgenden Wortlaut:

„Ulrich Greiwe, Berlin, den 29. 11. 1968

Chefredaktion, z. Hd. Herrn Kogge

Sehr geehrter Herr Kogge,

da mir neue Aufgaben angetragen wurden, bitte ich Sie, mich zum 1. Januar 1969 von der BZ zu befreien.

Hochachtungsvoll

Unterschrift.“

1. 12., ein Sonntag, kurz nach 14 Uhr. Caro: „Sie wollten mich am Freitagabend sprechen.“ — „Ja, Sie wissen es wahrscheinlich schon? Ich habe Herrn Kogge meine Kündigung hingelegt.“ Caro meint, wir schieden ja nicht im Zorn. „Viel-

leicht können Sie mal als freier Mitarbeiter für uns arbeiten.“ Etwa um 17 Uhr bittet Chefredakteur Kogge um meinen Besuch. Noch beim Händedruck erklärt er, meinem Wunsch könne entsprochen werden. „Nur diese Formulierung da, ‘mich von der BZ zu befreien’ . . .“ Pause. Er blickt mich fragend an. Sein Gesicht ist in einem bedenklichen Zustand. „Schreiben Sie meinetwegen ‚bitte ich Sie, mich zum 1. Januar 1969 aus meinem Vertrag zu entlassen‘. Ich meine, daß das später nicht irgendwo steht.“ Als S. von meiner Kündigung Wind bekommt, meint er: „Der hat Glück, der kommt raus.“ Z. ist betroffen, als ich ihn frage: „Haben Sie hier jemals den Menschen kennengelernt, hier in der Redaktion? Oder nur Redakteure, die nun mal für die BZ arbeiten?“ Er nickt leicht und meint dann traurigen Blicks: „Darüber sollten wir doch nochmal in Ruhe reden.“ Er ist seit sechs Jahren in der BZ-Redaktion.

Montag, 2. Dezember 1968. Beide Köpfe der BZ sitzen gemeinsam vor mir, zu Gericht sozusagen. Kogge peilt mir geradewegs in die Augen. Caro bereitet sich, von nervösem Husten unterbrochen, auf den gezielten Auftritt vor. Caro legt los: „Sagen Sie mal, Herr Greiwe, haben Sie jemals gesagt, in einem Haus, wo die ‚Bildzeitung‘ und die ‚Morgenpost‘ erscheint, könne man doch nicht arbeiten?“ Ich erwähre prompt: „Am letzten Freitag habe ich lediglich zu Herrn Mücke geäußert, das, was der Herr Boenisch da am gleichen Tag in der Bildzeitung von sich gegeben hat, gehe nicht nur die Bild-Redakteure was an.“ Kogge barsch: „Aber Sie wissen doch selbst wahrscheinlich genau, daß die Redaktionen getrennt voneinander arbeiten.“ Nahezu nahtlos kommt Caros nächste Frage: „Haben Sie jemals geäußert, Sie wären nur zu uns gekommen, um mal zu prüfen, was denn an der Kritik am Springer-Konzern so stimme? Finden Sie das nicht alles recht seltsam?“ Am Ende eine freudige Überraschung: „Ich bitte Sie, sich ab Freitag als beurlaubt zu betrachten. Das wäre der 8. Dezember.“

Gespräch mit Prof. Dr. Peter Adolf Thießen (DDR) Voraussicht will Verantwortung

Frage: Professor Thießen, in Ihrem ersten *Forum*-Gespräch fordern Sie, der eigenen Institution im Denken stets einen Schritt voraus zu sein. Die Parteiführung organisiert das im ganz großen Maßstab: Prognose der Wirtschaft und Gesellschaft bis 1980 und darüber hinaus bis zum Jahre 2000, um die notwendigen nächsten Schritte wissenschaftlich zu konzipieren. Was halten Sie für die gegenwärtig entscheidende Aufgabe bei der Vorbereitung der Produktionsweise der Jahrtausendwende?

Thießen: Den Durchbruch zu den neuen Strukturen in der Wirtschaft! Er ist mit wenigen Ausnahmen überhaupt noch nicht gewagt worden. Die Richtung hat Walter Ulbricht schon viel früher gewiesen. Es geht nicht um Teillösungen: hier eine neue Anlage, dort ein Automat. Ganze Verfahrenszüge und Technologien müssen völlig neu ausgedacht werden. Wir brauchen in jedem Bereich den *schonungslosen* Vergleich zum höchsten erreichbaren Weltstand. Und in gewissen Fällen können wir ihn auch schon bestimmen. Für die Chemie zum Beispiel — ich greife diesen Zweig willkürlich heraus — heißt das, einen nicht sehr großen Fächer höchstwertiger Werkstoffe aus Rohstoffen wechselnder Zusammensetzung herzustellen, und zwar in einem voll automatisierten und regulierten Fließprozeß. Die Zukunft gehört ohne jeden Zweifel den Fließverfahren.

Frage: Die Zukunft ja; aber ist das für heute und die kommenden Jahre nicht zu hoch gegriffen?

Thießen: Ich weiß, manch einer wird mich der Utopie bezichtigen. Aber das ist leider schon keine Utopie mehr. In der Welt wird bereits so gearbeitet, z. B. in einigen sowjetischen Betrieben, bei DuPont in Amerika oder — nicht ganz so qualifiziert — bei einigen der IG-Nachfolgefirmen. Wenn heute bei DuPont Investitionen gemacht werden, sagen wir für die Herstellung einer Gruppe hochmolekularer Werkstoffe der allerletzten Generation, dann entfallen davon dem Werte nach ungefähr zwei Drittel auf BMSR. Bei einigen Nachfolgekonzernen der I. G. Farben sind es zur Zeit etwa 40 Prozent. Verständlicherweise bin ich nicht berechtigt, hier Zahlen aus den Spitzenunternehmen der Sowjetunion zu nennen. Aber die Investräger neu zu errichtender oder zu rekonstruierender Produktionsstätten sollten sich eingehend mit dem Welthöchststand auf diesem Gebiet befassen.

Auf eines möchte ich dabei noch aufmerksam machen: Der notwendige Schritt zur neuen Struktur hat nichts mit Experimenten in der Profilierung zu tun. Wir sind ein Teil des sozialistischen Kontinents. Und daraus haben sich die Profile unserer Volkswirtschaft ergeben. Darüber brauchen wir uns nicht mehr zu

streiten. Die Profile liegen fest, sie sind Gesetz, und zwar für eine Reihe von Jahren! Es wird in Diskussionen z. B. bei der Hochschul- und Akademiereform immer wieder der Fehler gemacht, so zu tun, als gäbe es dieses Koordinaten- system nicht. Meinungen darüber, daß diese Profile nicht richtig eingeschätzt sind, existieren natürlich, unter Wissenschaftlern, unter Technikern. Ich wage zu behaupten: Sie sind unerheblich! Wir können unmöglich jetzt einzelnen überlassen, was kollektiv und sorgfältig überlegt worden ist wieder zu zerfasern.

Frage: Innerhalb der Profile aber sind alle bisherigen Strukturen und Verfahren prinzipiell in Zweifel zu ziehen, wenn der Übergang zur Automation bewältigt werden soll?

Thießen: Unbedingt: Überall dort, wo die Automatisierung konventionellen Verfahrenszügen und Technologien aufgepropft wurde oder wird, sind die Erfolge unbedeutend. Die Geräte und Verfahren müssen den Erfordernissen der Automatisierung angepaßt werden. Es wird verlangt werden, im Laboratorium oder im Rechenzentrum aus der großen möglichen Zahl von Verfahren diejenigen herauszufinden, die auf den Automaten passen. Eine solche Aufgabe wird ungewohnt sein. Aus meiner Arbeit in der Sowjetunion aber weiß ich auch, wie schnell man sich umstellen kann. Wir waren als Chemiker bzw. Physikchemiker daran gewöhnt, für Verfahren, die wir gefunden, die wir ausgewählt hatten, in den Laboratorien im nachhinein entsprechende Technologien zu suchen. Nun auf einmal standen wir vor der Notwendigkeit, für einen zwangsläufig automatisierten und mechanisierten Prozeß — denn die Kernverfahrenstechnik kann nicht konventionell gehandhabt werden — die nötigen Verfahren zu ersinnen. Zunächst schien es einen zu erschlagen, diese Denkweise war neu. Doch dann begannen wir zu entdecken, wie ungeheuer interessant das ist.

Frage: Es existiert offensichtlich ein enger Zusammenhang zwischen dem Niveau einer Produktion bzw. der Produktivkräfte und dem Grad der Verflechtung von Wissenschaft und Technik. Auf allen Gebieten, wo es noch heißt: hier Wissenschaft, da Technik, ist der Weltstand noch in einiger Ferne.

Thießen: Ohne Zweifel wird die Generation, die um die Jahrtausendwende das wirtschaftliche Geschehen bestimmt, die Diskussion über das Verhältnis von Grundlagenforschung und Entwicklungsarbeit oder über die Teilnahme der Forschung an der Ausarbeitung von Technologien überhaupt nicht mehr verstehen. Die Technik, die sich maximal mit der Wissenschaft verbindet, ist selbst ein Anreger neuer Erkenntnis. Die beiden Entwicklungskurven werden sich überlagern und häufig überschneiden, einmal „zieht“ sozusagen die Wissenschaft, ein andermal die Technik.

Frage: Wird dabei die Wissenskurve entsprechend ihrer Exponentialfunktion ständig weiter ansteigen? Reicht unser Instrumentarium aus, das ins Gigantische wachsende Wissen zu erfassen?

Thießen: Das ist eine offene Frage. Bis zum Jahre 2000, glaube ich, auf jeden Fall. Zu einem späteren Zeitpunkt jedoch nimmt die Anstiegsrate wahrscheinlich

ab. Diese Möglichkeit ist nicht auszuschließen. Aber das bedeutet nicht, die Anforderungen an den einzelnen und an die Gesellschaft könnten sich verringern. Sie steigen. Das Instrumentarium muß ständig erweitert werden. Irgendwann müssen wir uns mit einer Mathematik befassen, die es in diesem Augenblick nicht gibt, z. B. mit der mathematischen Beherrschung von Mehrkörperproblemen in brauchbaren Näherungen. Die gibt es noch nicht, wäre aber sehr nötig für die Lösung wichtiger wissenschaftlicher Fragen z. B. der Plasmaphysik und Plasmachemie. Das nur nebenbei, für später. Blandaktuell ist jedoch die Orientierung unserer Ausbildung auf den wissenschaftlich denkenden und arbeitenden Menschen in 30 Jahren: disponibles und variables Grundwissen und die Fähigkeit, sich jeden Spezialanforderungen so gut und so schnell wie möglich anzupassen. Vielleicht wird es mir manch einer verübeln, wenn ich Ihnen sage: Die Elektronik z. B., die heute einer zu studieren beginnt, ist in dem Augenblick unmodern, wenn er mit dem Studium fertig ist. Das können Sie mit Sicherheit annehmen. Der moralische Verschleiß jeder Fachrichtungsausbildung wird in Zukunft immer mehr zunehmen; deshalb kann die Forderung Walter Ulbrichts, sich darauf einzurichten, ein Leben lang zu lernen, gar nicht ernst genug genommen werden.

Frage: Die Hochschulreform trägt diesem objektiven Entwicklungsprozeß Rechnung. Die Absolventen der siebziger Jahre werden schon einen hohen Grad der geforderten Disponibilität besitzen. Wie vermag sich aber die Mehrzahl der im Arbeitsprozeß stehenden Werktätigen ohne Hoch- und Fachschulbildung dem künftigen Produktionsniveau anzupassen? Wenn wir von sprunghafter Steigerung der Arbeitsproduktivität sprechen, folgt daraus nicht auch, daß das Tempo der Qualifizierung wesentlich beschleunigt werden muß?

Thießen: Das Problem kommt erst noch auf uns zu, vor allem mit der zunehmenden Automation. Die gegenwärtige Arbeitskräftelage verdeckt dem oberflächlichen Betrachter die objektiv notwendigen Aufgaben auf diesem Gebiet. Wer heute im Zuge der Automatisierung aus einem Produktionsabschnitt ausscheidet, findet zur Zeit noch an anderer Stelle entweder die gleiche Arbeit oder aber zumindest eine Tätigkeit mit ähnlichem geistigen Niveau, selbst wenn er „umschulen“ muß. Das wird sich aber rasch ändern, und zwar in dem Maße, wie wir auf breiter Front zu den neuen Strukturen übergehen. In diesem Moment erweist sich die bisher übliche Art der Weiterbildung als völlig überholt. Die Zeit der kleinen Verbesserung und Anpassung ist dann vorbei. Zugleich wird es aber Aufgaben, die hohes und höchstes Niveau verlangen, in Hülle und Fülle geben. Manch ein Kaderleiter, der nicht prognostisch denkt, wird aus allen Wolken fallen. Der gegenwärtige Fehler besteht darin, daß wir oft den Leuten die vor ihnen stehenden Aufgaben nicht zeigen oder nicht zeigen können. Und das liegt meistens an der Rückständigkeit in der Entwicklung unserer Verfahrenstechniken und an mangelnder Voraussicht.

Frage: Die Perspektive des Nachwuchses ist durch unser einheitliches Bildungs-

system abgesichert. Für viele Werktätige aber, die — sagen wir — das vierzigste Lebensjahr überschritten haben, wird es schwer werden, sich bis zum Fachschulniveau — das ist wohl bald Minimum — weiterzubilden. Das sozialistische Interesse unserer Gesellschaft verbietet es aber, die älteren Jahrgänge im üblichen Qualifizierungsmodus gewissermaßen „auslaufen“ zu lassen.

Thießen: Ja, das würde zu sozialen Konflikten führen. Aber die sozialistische Gesellschaft ist ja in der Lage, vorausschauend solche Konflikte zu vermeiden bzw. ihre rasche Lösung zu organisieren. Die Methoden der Qualifizierung, wie sie gegenwärtig meist betrieben werden, sind ungenügend. Das Lebensalter spielt doch nur insofern eine Rolle, als man nicht erwarten kann, daß sich die Älteren noch mal primitiv auf die Schulbank setzen oder der Familie und dem gesellschaftlichen Leben die Zeit durch permanente Fernstudien entzogen wird. Man muß neuartige Methoden ersinnen. Wir werden z. B. mit modernen Lern- und Prüfungsgeräten testen können, wofür sich die Menschen interessieren, wofür sie besonders geeignet sind — oft wissen sie das gar nicht. Die Betriebe oder Gruppen von Betrieben, die zur neuen Struktur übergehen, stehen vor dem Muß, sich selbst die Leute heranzubilden, die in den neuen Kategorien zu denken gewohnt sind. Die Qualifikation wird eine innerbetriebliche Angelegenheit und bleibt nicht mehr vorwiegend persönliche Feierabendbetätigung. Das gehört zum Strukturdurchbruch.

Frage: Qualifizierung wird also auch zu einer Frage der Investitionspolitik, unmittelbar.

Thießen: Leider ist sie nicht immer weitsichtig genug. Wir erleben es doch noch alle Tage bei der auftragsgebundenen Forschung. Nach landläufigen Methoden sind aus den Forschungsinstituten Anregungen, die wirklich strukturbestimmend sind, kaum oder nur schwer unterzubringen. Wenn von einem Betrieb oder Kombinat verlangt wird, mal zwei oder drei Jahre lang Geld zu geben für Dinge, die erst 1972 oder 1973 Gewinn bringen, so finden Sie heute schwerlich jemanden. Das ist sträfliche Kurzsicht. Die eigenverantwortlichen sozialistischen Produzenten müssen im Rahmen der Staatsplanung eine ökonomische Politik entwickeln, die in der Lage ist, auch notwendige Durststrecken zu überwinden, um die großen Schritte gehen zu können, die uns dem Gegner überlegen machen. Dazu gehört die Entwicklung und Nutzung unseres wissenschaftlichen Potentials. Zur Zeit bleibt unser disponibles Potential hinter dem Westdeutschlands zurück. Aber das latente Wissenschaftspotential ist dank unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung weitaus größer, und das kann in wenigen Jahren zu disponiblem Potential werden, in dem Maße, wie wir diesen Prozeß prognostisch steuern und alle Vorzüge des Sozialismus voll ausnutzen.

Frage: Das verlangt ebenso die allseitige Entwicklung der sozialistischen Lebensweise. Steht denn die heute noch allgemein vorherrschende Art und Weise der persönlichen Haushaltung den gewaltigen Bildungsforderungen nicht im Wege?

Thießen: Zur Zeit ist das noch so, leider. Wir lassen zum Beispiel den Frauen

in der Qualifizierung allerorts größtmögliche Unterstützung zukommen, weil sie durch den Haushalt doppelt belastet sind. Das ist gut und notwendig, aber es löst das Problem im Prinzip nicht, ebensowenig vermag das die sich weit verbreitende begrüßenswerte Sitte ihrer Ehepartner, ein Großteil der Hausarbeit zu übernehmen. Die Belastung selbst muß auf ein Minimum reduziert werden. Und wenn Sie genau hinschauen, haben wir es daheim mit äußerst rückständiger, so gut wie gar nicht arbeitsteiliger Tätigkeit zu tun. Tagsüber im Betrieb hochqualifizierter Spezialist und abends gezwungenermaßen Allroundmaker auf Vormanufakturniveau. Es wird nicht jedermann Sache sein, alle Tage in Gemeinschaftsverpflegung zu essen. Aber wir müssen verstärkt darauf Kurs nehmen, das sozialistische Gemeinschaftsleben in den Häusern und Wohngebieten auch materiell zu begründen. Es kauft sich doch nur deshalb jeder eine Waschmaschine, die meist an mehr als sechs Tagen in der Woche als ungenutzte Investition herumsteht, weil die gemeinschaftlichen Einrichtungen nicht attraktiv genug sind. Jede Diskussion über die baldige Möglichkeit, die private Hausarbeit im Sinne der Persönlichkeitsentwicklung zu rationalisieren, hat natürlich keine ernsthafte Grundlage, solange wir den heutigen Stand sozialistischer Gemeinschaftseinrichtungen akzeptieren. Die Produktivkraftentwicklung in Industrie und Landwirtschaft wird uns zwingen, zu diesem Thema konzentrierte Überlegungen anzustellen, d. h. verantwortungsvoll die Potenzen der sozialistischen Eigentumsverhältnisse zu nutzen.

Frage: Die Vorzüge, alle Vorzüge des Sozialismus voll zu nutzen, wird immer mehr eine strenge Pflicht in der Auseinandersetzung mit dem Imperialismus. Die Partei der Arbeiterklasse fordert eine „bedeutende Erhöhung des Niveaus der gesellschaftsprognostischen Arbeit in der DDR“ (Kurt Hager, 10. Plenum). *Thießen:* Ich habe das aufmerksam verfolgt und möchte im völligen Einverständnis damit die Gesellschaftsprognose bewußt in den Vordergrund rücken. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an eine noch viel zuwenig beachtete Bemerkung Walter Ulrichs, wonach die Ökonomie Mittel zum Zwecke der Gesellschafts- und Persönlichkeitsentwicklung ist, nicht umgekehrt. Man könnte sich folgendes Gedankengebäude zusammenzimmern: Die notwendige Entwicklung einer wissenschaftlich fundierten bzw. mit der Wissenschaft aufs engste verflochtenen Technik braucht günstigste Bedingungen. Und weil es einzig die sozialistischen Formen sind, die diese Bedingungen mit einem Minimum an Widersprüchen schaffen, werden wir uns für ihre Entfaltung interessieren. Diese Ableitung ist von mir nicht etwa frei erfunden. Sie gefällt mir ganz und gar nicht. Sie riecht nach einer Technokratie mit sozialistischen Begleiterscheinungen. Ausgangspunkt aller prognostischen Überlegungen muß die humanistische, die ideologisch begründete Zielstellung sein. Wo man sozialistische Gesellschaftsformen nur in Erwägung zieht, um technisch vorhersehbare Entwicklungen bestmöglich zu verwirklichen, hat das Konvergenzdenken durchaus einen realen Boden. Das ist nicht von der Hand zu weisen.

Frage: Wer nicht von der Position der Arbeiterklasse ausgeht, prognostiziert leicht an der realen Gesellschaftsentwicklung vorbei.

Thießen: Das stimmt, aber wir können das nicht lediglich als persönliches Pech solcher Leute ansehen. Das Tempo unserer sozialistischen Entwicklung hängt doch von den Aktivitäten jedes einzelnen ab. Außerdem: Es genügt schon lange nicht mehr, sich auf politischem Gebiet grundsätzlich zum Klassenstandpunkt zu bekennen und in der täglichen Arbeit naiver Technokrat zu sein. Ich will Ihnen erläutern, was ich damit meine. Es ist damit zu rechnen, daß um die Jahrtausendwende Kraftfahrzeuge mit Verbrennungsmotoren für den Verkehr in größeren Siedlungsgebieten nicht mehr zugelassen werden können. Ja, mehr noch. Das individuelle Auto persönlichen Eigentums wird aus verkehrstechnischen Gründen mit der Zeit verschwinden. Dann kommt erst die hohe Zeit der sehr kultivierten öffentlichen Verkehrsmittel aller Arten mit einer viel größeren Beweglichkeit als heute. Wenn uns an diesem Problem nur technische und ökonomische Notwendigkeiten erregen, so sind wir keinen Deut besser als spätkapitalistische Futurologen. Für uns ordnet sich das Verkehrsproblem wie alle anderen scheinbar nur technischen Angelegenheiten in die planmäßige Entfaltung sozialistischer und später kommunistischer Gemeinschaftsbeziehungen ein. Es kann uns doch nicht gleichgültig sein, ob nach etwa 50 Jahren sozialistischer Entwicklung unserer Gesellschaft „Klein, aber mein“ noch das beliebte Haustier ist.

Oder nehmen wir das Informationsproblem. Wir werden einmal ein sich über das ganze Land erstreckendes Computernetz haben, das von jedem Ort aus nach allen möglichen Informationen befragt werden kann. Wir sind gegenüber einigen anderen Staaten noch weit davon entfernt, denn wir haben sehr spät damit angefangen. Wir holen jetzt auf. Aber es kann uns dabei nicht nur an günstigen Voraussetzungen für eine hochwissenschaftliche Produktion gelegen sein, sondern ebenso an einer neuen Stufe der sozialistischen Demokratie.

Frage: Werden wir nach Ihrer prognostischen Sicht die wesentlichen technischen und bildungsmäßigen Voraussetzungen für eine nach wissenschaftlichen Prinzipien lebende und arbeitende Gesellschaft in den nächsten 30 Jahren schaffen können?

Thießen: Um nicht festgenagelt zu werden, sage ich nur: Ich bin sehr optimistisch. Fest steht jedenfalls, daß es um die Jahrtausendwende den Wissenschaftler alten und heutigen Stils nicht mehr geben wird. Es wird überhaupt nur noch wissenschaftlich gedacht und gearbeitet werden. Die Intelligenz, gleich aus welcher Klasse sie hervorgegangen ist, hört unter sozialistischen Verhältnissen dann auf, eine soziale Schicht zu sein. Hier sehen Sie wieder den politischen Charakter jeder Prognose im Bereich der Gesellschaft und die ungeheure Verantwortung, die wir dabei tragen. Nehmen Sie nur die Gefahr des Elitendenkens. Durch Spitzenleistungen menschlicher Betätigung ist die Möglichkeit der Herausbildung elitärer Gruppen immer vorhanden, auf jeden Fall noch in der Epoche des sehr notwendigen und fruchtbaren Prinzips: „Jedem nach seinen

Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung.“ Unter der jungen Generation gibt es das Schichtbewußtsein schon auffallend weniger. Aber das ist nicht automatisch so gekommen, sondern nur durch die zielstrebige Erziehung und Bildung. Wenn der Durchbruch zu den neuen Strukturen gelingen soll, müssen wir jetzt jede Art des elitären Denkens ausmerzen.

Frage: Sie sprachen von einer neuen Stufe der sozialistischen Demokratie. Teilen Sie die Auffassung, daß die möglichst große Zeiträume umfassende Prognose sowohl der Gesellschaftsbeziehungen insgesamt wie auch speziell der Technik die Entwicklung sozialistischer Demokratie ungemein fördert, weil sie Sachkenntnis großen Stils und wissenschaftliche Einsichten für nahezu alle ermöglicht?

Thießen: Das kann man sicher so formulieren; denn Voraussicht verlangt nicht nur Verantwortung, sondern macht Verantwortung, die Tragweite besitzt, erst voll möglich. Ich wiederhole: Ich gebe der ideologisch begründeten Gesellschaftsprognose den Vorrang. Darunter versteh ich eine wissenschaftliche Vorausschau, die sich an der humanistisch-sozialistisch-kommunistischen Zielsetzung orientiert und mit Marxscher Exaktheit politökonomisch nachgewiesen werden kann. Damit werden wir alle Spekulationen über eine Konvergenz mit der spätkapitalistischen Ordnung, wie sehr auch technische Parallelen dazu verführen, endgültig ad absurdum führen. In der wissenschaftlichen Klarheit aller über den sozialen, politökonomischen und technischen Werdegang unserer gesamten Gesellschaftsepoke — so weit möchte ich einmal bewußt gehen! — liegen meiner Meinung nach gewaltige Kräfte der Masseninitiative und der schöpferischen Ideen, die nie eine Utopie, sei sie noch so kühn gewesen, hat wecken können. Ich glaube, an dieser Klarheit wird dank der Unnachgiebigkeit der Sozialistischen Einheitspartei schon überall in der zwanzigjährigen Republik gerungen. Aber: Es wird noch ein hartes Brot werden.

Hitzer: Meine Generation — ich war 1945 zehn Jahre alt — hat in der Schule und an der Universität gelernt: die Sowjetunion, die Kommunisten haben Deutschland gespalten. Mit nicht geringem Erfolg wurde uns beigebracht, daß diese Politik Schritt um Schritt, gleichsam in Salamitaktik, zur heutigen Lage und den politischen Spannungen führte. Damit begründen die herrschenden Kreise der Bundesrepublik nach wie vor ihre Weigerung, die DDR völkerrechtlich anzuerkennen. Gegenwärtig erleben wir nun, daß die DDR ihren 20. Jahrestag feiert und in vielerlei Veranstaltungen, mit Berichten und Erinnerungen für ihre Bürger und für alle Welt bekanntmacht, wie und warum der Staat DDR entstanden ist. Die Bundesrepublik Deutschland dagegen läßt recht wenig an Einzelheiten darüber wissen, wie es zu ihrer Gründung kam. Nachdem seinerzeit das Wort umging, sie sei in Washington gezeugt und in Rom geboren, hat man heute noch den Eindruck, daß die Väter dieses Kindes Bundesrepublik ihre Rolle nicht für sehr legitim halten.

Sie, Genosse Reimann, sind einer der wenigen deutschen Politiker, die seit 1945 entscheidende Phasen der Entwicklung aus nächster Nähe erlebt haben. Heute, da mit der Nüchternerkennung der Resultate des Zweiten Weltkriegs schon wieder der Friede bedroht ist, müssen wir uns fragen: Waren nicht damals, nach 1945, unter dem unmittelbaren Eindruck der Kriegskatastrophe, Voraussetzungen eines wirklichen Neubeginns gegeben? Wie konnten sie genutzt werden, wie wurden sie verspielt?

Reimann: 1945 hatte die Anti-Hitler-Koalition den Faschismus niedergerungen. Daran hatten die Streitkräfte der Sowjetunion den größten Anteil. Sie kamen von der Wolga, trieben die faschistischen Divisionen vor sich her, mit den schwersten Verlusten beiderseits, und kamen nach Berlin. So wurde der faschistische Militär- und Staatsapparat zerschlagen.

Wir wurden aus den Konzentrationslagern befreit. Bei uns in Sachsenhausen haben wir alle uns geschworen — Sozialdemokraten, Kommunisten, Christen, Professoren — ich werde nie den Kameraden Verweilen vergessen, den Professor aus Heidelberg —, wir alle haben uns geschworen: Wenn wir diese Hölle überstehen, dann werden wir ein Vaterland schaffen, in welchem die Nation

wirklich selbst bestimmt. In welchem die Menschen selbst bestimmen. Und nicht, wie das bisher gewesen ist, eine Handvoll Monopole — der Imperialismus — über das deutsche Volk bestimmt. Dann kamen wir raus aus den Lagern und gingen in unsere Heimat. Ich kam ins Ruhrgebiet.

Wir Kommunisten brauchten damals die Partei nicht erst zu schaffen: unsere Partei war da. Die Genossen, die aus den Zuchthäusern, Gefängnissen und Konzentrationslagern kamen, wir alle haben gemeinsam angefaßt, um unsere Partei möglichst schnell aktionsfähig zu machen. Und das haben wir auch sehr schnell geschafft. Wir hatten eine Partei, die unter den fürchterlichen Bedingungen des Faschismus illegal gekämpft hatte. Opfer haben wir gebracht, aber ich spreche nicht von Opfern, sondern es geht mir hier darum, was wir taten, nachdem wir in unsere Heimat zurückkamen, was wir taten, um die Werke, um die Schachtanlagen wieder in Gang zu bringen. Das war ja alles abgesoffen. Die Schachtanlagen standen mehr oder weniger unter Wasser, durch die Kriegseinwirkungen. Und die Bergarbeiter, die Kommunisten und Sozialdemokraten sind es gewesen, die diese Schachtanlagen wieder aufgebaut haben. Und genauso ging das bei Krupp, mit der Gute-Hoffnungs-Hütte und mit vielen anderen Betrieben. Und dann wurden die örtlichen Organe, die Stadtverwaltungen, später auch die Landesregierung zusammengesetzt, gemeinsam von fortschrittlichen Menschen, von Arbeitern, Sozialdemokraten und Kommunisten, von fortschrittlichen Bürgern. Mit einem Enthusiasmus haben wir gearbeitet, um wirklich demokratische Verhältnisse zu schaffen. Die Konzernherrn damals, die waren noch im Keller. Die hatten noch Angst.

Hitzer: Daran erinnere ich mich. Krupp saß auf der Anklagebank in Nürnberg, Flick im Kriegsverbrechergefängnis der Amerikaner in Landsberg. Daß er von dort, mit Unterstützung der US-Regierung, seinen Konzern reorganisierte, wußten wir nicht. Für meine Generation waren die Amerikaner damals keine Imperialisten. Lange Zeit fiel es uns schwer zu glauben, daß sie — Angehörige der Anti-Hitler-Koalition — etwas anderes im Sinn hatten als die Deutschen zu unterstützen, die unser Land demokratisieren wollten. Wir lernten das Amerika von Thomas Jefferson kennen, wir erfuhren damals zum ersten Mal von der Declaration of Independence. Noch als Schüler war ich selbst Anfang der fünfziger Jahre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und erlebte, wie amerikanische Bürger ehrlich darum bemüht waren, im Namen der besten demokratischen Traditionen ihres Landes sowohl gegen den Mac Carthyismus in den USA als auch gegen die Restauration in der Bundesrepublik aufzutreten. Uns bewegt heute die Frage, wo beginnt eigentlich der Bruch der US-Politik mit den Grundsätzen der Anti-Hitler-Koalition?

Neumann: Nach meinen Erfahrungen recht früh. Als ich aus dem KZ im Juni 1945 nach München zurückkam, erlebte ich dort noch Amerikaner, die wirklich auf dem Boden von Jalta und Potsdam standen und mit den deutschen Antifaschisten zusammenarbeiteten. In einer Sendereihe bei Radio München konnte

ich gegen die separatistischen Tendenzen bei der CSU noch mit dem positiven Gegenmodell der amerikanischen Verfassung arbeiten. Wenige Wochen, nachdem meine Tätigkeit auf Weisung des Continuity Department von einem Tag auf den anderen beendet werden mußte, flog auch der bis dahin tätige amerikanische Intendant.

Reimann: Ich habe Gelegenheit gehabt, mit Angehörigen der britischen Besatzungsmacht zu sprechen, über ihre Auffassung von der Entflechtung, nicht wahr, und sie wollten diese großen Konzerne auflösen. Und auf einmal — wie sie mitten drin waren — da gibt es einen Beschuß: aufhören! Und da mußten sie diese Entflechtung abstoppen und all das, was schon entflochten war, ging wieder zurück an diese Stammgesellschaften: Krupp, Mannesmann, usw.

Neumann: Krupp kriegte ja dann seine Verkaufsauflagen, zum Beispiel dieses Hüttenwerk hier in Rheinhausen: es gehört heute noch zum Krupp-Konzern.

Reimann: Im Potsdamer Abkommen war festgelegt, den deutschen Imperialismus und Militarismus mit der Wurzel auszurotten. Wer sind nun diese Imperialisten? Wer ist das? Imperialismus ist zunächst ein anonymer Begriff. Wir wissen, wer das ist. Für viele Menschen ist das anonym. Wer sind nun diese Kerle wirklich? Der Imperialismus. Woraus setzt er sich zusammen? Da kommt man natürlich sofort an das Grundübel — die Monopole, die Industriemonopole und Banken. Es ist eine große Aufgabe für uns und alle fortschrittlichen Menschen, der Bevölkerung in der Bundesrepublik immer wieder klar zu zeigen, wer ist denn der, der sie bisher in das Unglück geführt hat? Das sind eben Krupp, Mannesmann, Thyssen, Flick, Abs von der Deutschen Bank, Siemens usw. Das sind die Herren der Konzerne, der Banken, der Monopole. Und diese schaffen sich einen staatlichen und militärischen Apparat, mit dem sie ihre Macht nach innen und die Macht nach außen halten. Das ist das Problem. Und diese Kräfte hatten überhaupt kein Interesse an einer Demokratisierung.

Eine solche Demokratisierung, wie sie im Potsdamer Abkommen vorgezeichnet war, das hätte natürlich nicht nur für die drei westlichen Besatzungszonen Konsequenzen gehabt, eine solche Demokratisierung hätte Konsequenzen gehabt für Frankreich, Italien, Belgien usw. Es wäre das geschehen, was heute in der Bundesrepublik und all diesen Ländern von der Arbeiterbewegung und allen anti-imperialistischen Kräften erstrebgt wird — wirksame Mitbestimmung, konsequente Demokratisierung mit Einschränkung und Aufhebung der Macht der Monopole. Weil sie von den imperialistischen Besatzungsmächten restauriert wurden, stehen wir heute vor dem Problem, diese Monopole in ihrer Macht zurückzudrängen. Das ist sicher viel schwerer als damals. Sicher viel schwerer. Damals waren die Unterschriften von Truman und Attlee unter dem Potsdamer Abkommen noch nicht einmal trocken, da haben sie schon genau das Gegenteil gemacht. Und warum? Weil sie hier den Kapitalismus retten wollten. Das war ihre Funktion und ihre Aufgabe. Das war eben imperialistische Besetzungs-politik. Es war die Angst, daß durch die Demokratisierung in ganz Deutschland

Europa verloren wäre für den Imperialismus. Die westlichen Besatzungsmächte allein hätten das nicht verhindern können. Sie allein waren nicht in der Lage, Deutschland zu spalten. Sie mußten dazu Deutsche haben.

Neumann: Dazu gibt es das Geständnis von General Lucius D. Clay: Wird es diese Deutschen geben? In seinen Memoiren schreibt er — bis zur Unterschriftsleistung unter das Grundgesetz war das der amerikanische Alptraum. Er läßt keinen Zweifel daran: die Amerikaner hätten von außen her nicht verhindern können, daß ein demokratisiertes, entmilitarisiertes Deutschland entstanden wäre.

Reimann: Nein, sie hätten es auch nicht geschafft, diesen westdeutschen Staat von sich aus mit Bajonetten zu schaffen, mit Panzern. Das wäre nicht gelungen. Also mußten sie Deutsche haben. Und die kamen. Und keinen besseren wie Adenauer haben sie gefunden.

Hitzer: Sagen Sie das heute, Genosse Reimann, nach all den Erfahrungen der bereits in Geschichtsbüchern beschriebenen Restauration der Bundesrepublik? Damals galt doch Adenauer selbst in alten Zentrumskreisen — wie bei Wirth, Hermes, Brüning — kaum mehr als ein von Skandalen nicht gerade unbelasteter rheinischer Oberbürgermeister.

Reimann: Für die Amerikaner und auch für die Engländer war es geradezu ein Glück, daß dieser Adenauer kam. Er hatte ja nicht nur Ende der 20er Jahre in Köln recht zweifelhafte Spekulationsgeschäfte gemacht, sondern schon zu Beginn der 20er Jahre versucht, das Rheinland vom Deutschen Reich abzutrennen. In Berlin regierten damals Sozialdemokraten. Im Reichstag wurde über ein Betriebsrätegesetz verhandelt. Das war der Anlaß. Der Adenauer und der Thyssen und der Stinnes, die wollten nicht, daß dieses Betriebsrätegesetz bei ihnen eingeführt wurde. Das wollten sie nicht. Das war für sie eine Klassenfrage. Darum kamen sie nach 1918 auf die Idee mit der Rheinischen Republik. Und darum war Adenauer auch nach 1945 wieder ihr Mann.

Eines Tages bekamen die Vertreter der Parteien eine Einladung nach Düsseldorf. Das Ruhrgebiet stand damals unter englischer Besatzung. Die englische Armee hatte eine sogenannte politische Division. Das ist nicht nur Militärpolizei und Erziehungsinstrument für die Armee, sondern damals hatte die politische Division den Auftrag, in den Besatzungsgebieten, in den einzelnen Verwaltungsstellen mitzuarbeiten, und, wie sie sagten, zu kontrollieren, ob der Aufbau auch in Ordnung geht. Jedenfalls, wir wurden nach Düsseldorf eingeladen und ein Oberst empfing uns. Wer war da anwesend? Von der sozialdemokratischen Partei, Dr. Schumacher, Fritz Hensel aus Dortmund, Karl Severing von Bielefeld und noch einige andere. Von uns Hugo Paul, Heinz Renner, Karl Schabrod, ich und einige andere. Auf einmal geht die Tür auf, und die Delegation der CDU kommt. Und ich traue meinen Augen nicht. An der Spitze dieser Delegation kommt Adenauer herein. Ihr müßt wissen, daß ich Dr. Adenauer schon aus der Zeit von 20 bis 23 unter dem Separatismus kennengelernt hatte. Ich

hab zu unseren Genossen gesagt, was ist denn jetzt los, wie kann ein Adenauer hier hereinkommen, was ist überhaupt los? Dann habe ich dem englischen Vertreter die Frage gestellt, mit wem er hier verhandeln will. Dann hat er gesagt, mit den Vertretern der Parteien in dem Besatzungsbereich wolle er sprechen. Ich sage: „Meinen Sie dabei auch Dr. Adenauer?“ Er sagt: „Ja, ich meine auch Dr. Adenauer, den Vertreter der CDU.“ Dann bin ich aufgestanden und habe den Engländern erklärt, wer Adenauer ist: ein Vertreter der Konzerne, von denen, die Deutschland zweimal ins Unglück gestürzt haben. Daß Dr. Adenauer an der Spitze der separatistischen Bewegung gestanden hat, um das Rheinland von Deutschland abzutrennen. „Mit diesem Adenauer werden wir nicht verhandeln.“ Wir sind dann rausgegangen, und mit uns ist die SPD gegangen. Diese Aussprache platzte.

Neumann: Sie, Genosse Reimann, haben damals in der britischen Zone gearbeitet. Im französischen Besatzungsgebiet war die Lage wieder etwas anders. Die französische Regierung behandelte ihre Zone mehr oder minder als ihr Protektorat, bis sie dann von den USA auf die amerikanische Linie gezwungen wurde. Die eigentlichen Drahtzieher der westlichen Nachkriegspolitik saßen in Washington, für die Entwicklung in den westlichen Besatzungszonen also im US-Hauptquartier. Von dort wurden doch schon im Sommer 1946 recht massiv die Fäden in Richtung bizonaler Organe gesponnen.

Reimann: Ich habe selbst erlebt, wie der amerikanische Imperialismus schrittweise, ganz systematisch, die drei westlichen Besatzungszonen zu einem Staat formierte. Die amerikanische Besatzungszone hatte einen Länderrat, die britische den Zonenbeirat, die Franzosen hatten auch so etwas ähnliches. Eines Tages bekam der Zonenbeirat der britischen Besatzungszone eine Einladung, ob man nicht ein Gespräch der Deutschen zuwege bringen könnte, zwischen Vertretern des Zonenbeirats und des Länderrats. Nun, wir hatten auf die Sache keinen Einfluß. Es gab ein Präsidium, der Präsident war jetzt schon Dr. Adenauer, das Präsidium stimmte zu, daß Vertreter des Zonenbeirats nach Stuttgart kamen. Vom Zonenbeirat wurde eine Delegation zusammengestellt. Sie bestand aus Adenauer, Lehr und noch ein paar anderen Herren der CDU; von der SPD waren Kurt Schumacher, Hensel von Dortmund, dann Böckler, der spätere Vorsitzende des DGB und der Kultusminister von Niedersachsen, dessen Namen ist mir entfallen. Von uns war ich dabei.

Sie mußten immer einen Kommunisten mitnehmen, um vor der Bevölkerung irgendwie die Demokratie zu wahren. Also wir wurden nach Stuttgart geflogen und kamen dort mit diesem Länderrat der amerikanischen Zone zusammen. Als wir dort reinkamen, war sofort auffällig, daß die ganze Generalität der beiden Besatzungsmächte da war. Clay von den Amerikanern, Robertson, der Montgomery abgelöst hatte, von den Engländern. Und die Stabsoffiziere. Die saßen alle im Hintergrund. Und dabei ist mir aufgefallen, daß dort Leute waren, mit Cut, sehr vornehm angezogen, und ich hab zu Kurt Schumacher — unser Verhält-

nis war damals noch verhältnismäßig gut — ich hab zu ihm gesagt: „Mensch, was ist denn hier alles?“ „Ja“, sagt er, „das möchte ich auch mal gerne wissen.“ Und dann haben wir uns durchgefragt und mußten feststellen, daß die feinen Herren, die uns aufgefallen waren, Vertreter vom alten Ribbentropschen Außenamt waren. Für uns war klar, da wollen wir mal gleich rangehen. Da hatte der Ministerpräsident von Baden-Württemberg die Tagung eingeleitet, und ich habe mich sofort gemeldet. Was ist hier los? Was soll hier gespielt werden? Und ich habe so einiges aufgezählt. Wie man versucht, die Spaltung schrittweise durchzuführen und wie man das Potsdamer Abkommen einfach ad acta legt. Das hat großen Staub aufgewirbelt, denn die Sache war so, daß die anwesenden Deutschen doch vor der Bevölkerung das Gesicht nicht verlieren wollten. Das war noch alles ganz frisch, das Ende des Krieges, nicht wahr, und sie haben darauf denn immer achtgegeben, daß sie das Gesicht nicht verlieren, daß sie nun also irgendwie mit den Besatzungsmächten packelten. Und genauso haben das auch die Sozialdemokraten gemacht, die sind da auch sehr scharf rangegangen. Und so haben wir gemeinsam verhindert, daß eine Entschließung zustande kam, in der damals schon der Grundstein gelegt werden sollte, daß sich die deutschen Vertreter des Zonenbeirates und die des Länderrats über bizonale Einrichtungen verständigt hätten. Nachher ist das doch geschehen, ohne Einverständnis der Kommunisten: diese bizonalen Gremien, der bizonale Wirtschaftsrat usw. Das ging dann bis zu dem Befehl oder wie man so schön sagte, der „Empfehlung“ an die Ministerpräsidenten, einen „parlamentarischen Rat“ einzusetzen.

Jedenfalls, durch unser Auftreten haben wir diese Sache aus der Entschließung damals noch herausgebracht, obwohl Adenauer und auch die anderen Vertreter der CDU immer darauf drängten, daß das hinein müßte.

Am Schluß der Verhandlung bekommen wir eine Einladung von Clay. Zu einem Abendessen in die Villa Ritzenstein. Jetzt muß man in diesem Zusammenhang sagen, wie furchtbar Stuttgart aussah — ausgebombt, ausgebrannt. Stuttgart liegt im Kessel. Da sind die amerikanischen Bomber nur rübergeflogen und haben diese Phosphorbomben runtersgeschmissen. Die Stuttgarter hatten zu der Zeit noch kein Licht. Also wir bekamen die Einladung nach Villa Ritzenstein. Wir fahren hin und sehen von weitem, die liegt schön hoch, wir sehen von weitem: ganz illuminiert. Wunderschön. Ich hab mir so gedacht, um Gottes Willen, da fährst du jetzt hin, und was werden die Stuttgarter sagen, die sitzen da, die haben kein Licht. Aber ich dachte nun, warte mal, was da kommen wird. Da gab es dann erst ein Essen ...

Hitzer: Wer war da alles dabei, die ganze Versammlung?

Reimann: ... ja, alles war dort, dazu die Militärs von den Besatzungsmächten. Wir waren so eineinhalb Stunden da. Auf einmal kommt der General Clay und sagt, meine Herrn, hier ist es doch reichlich enge, und wir haben noch einen anderen Raum, einen schönen Raum, der ist frei, ich lade Sie ein, dort rüber zu kommen. Nun ja, nichtsahnend gingen wir dort rüber. Der Raum war ein-

gerichtet wie ein Tanzsaal. Wir kommen dort rein und unterhalten uns. Die Generale sehr höflich, wie das so üblich ist, nicht wahr, sie haben sich auch mit mir unterhalten. Clay und Robertson und die Stabsoffiziere und so. Auf einmal geht die Flügeltür auf und herein kommen etwa zwanzig amerikanische und englische Berichterstatter, Bild-Reporter. Knien sich dorthin und setzen sich in Positur. Denk ich mir, was wird jetzt. Ein paar Minuten später kommt eine Jazz-Kapelle, amerikanische Soldaten. Kommt reimarschiert, bauen ihre Sachen auf und ein paar Minuten später geht wieder eine Tür auf und es erscheinen so etwa zwei Dutzend amerikanische Girls. Bei den Amerikanern ist das wahrscheinlich so üblich, daß die Besatzungsgruppen also dort ihre Girls mithaben. Und ich das sehen, wir stehen mitten im Saal, wir waren ungefähr dreißig Deutsche, da hab ich gesagt, was soll das hier, da schaut mal her, da sitzen die Bildberichterstatter, da ist eine Jazz-Kapelle, dort sind die Girls. Wir sollen tanzen, damit sie Bildberichte bekommen, für Amerika, für England, für Frankreich, wie weit die Deutschen sind. Das ist eine Demütigung für uns. Jedenfalls für mich. Wir waren im Konzentrationslager. Wir haben gegen Hitler gekämpft und sollen jetzt hier gedemütigt werden. Ich habe dann die Deutschen aufgefordert, mit mir sofort den Saal zu verlassen. Sonst mache ich morgen eine Kundgebung in Stuttgart und eine Pressekonferenz. Und werde der Bevölkerung sagen, was hier geschehen ist. Die Sozialdemokraten sind sofort einverstanden gewesen. Adenauer hat gezögert. Ich habe zu ihm gesagt, Sie können alleine hierbleiben. „Was Sie für einer sind, das weiß ich. Sie können hierbleiben. Aber die anderen fordere ich auf, mit mir rauszugehen. Oder es passiert morgen was.“ Und da ist der Adenauer auch mit uns rausgegangen. Draußen bemerkte er: „Herr Reimann, war denn das nötig? Daß wir jetzt diese Einladung von Herrn General Clay so behandeln?“ „Ja“, sage ich, „wenn Sie das noch nicht wissen, was dieser Herr General Clay mit uns wollte, das mache ich nicht mit.“ Wir sind dann nach Hause gefahren.

Später kam dann die Rede von Clay. In Frankfurt am Main, wo er sagte, daß man gegen die Kommunisten die Glacéhandschuhe ausziehen müsse.

Hitzer: Genosse Reimann, Sie nannten eben mehrere Beispiele für gemeinsames Vorgehen von Sozialdemokraten und Kommunisten. Das blieb doch leider nicht lange so. Schumacher spielte doch schon verhältnismäßig bald nach Kriegsende eine entscheidende Rolle gegen die Aktionseinheit von Sozialdemokraten und Kommunisten. Auf der anderen Seite gilt Kurt Schumacher als entschiedener Gegner Adenauers, bis hin zu seinem Satz vom „Kanzler der Alliierten“. Aber tatsächlich war die Entwicklung, die Adenauer auf den Kanzlerstuhl brachte, die Restauration der Monopole und des deutschen Imperialismus, doch nur möglich durch die Haltung der SPD-Spitze.

Wann und warum zerstörten Schumacher und seine Gruppe die vielen Ansätze und bereits von beiden Seiten unterzeichnete Abkommen über gemeinsames Vorgehen der beiden Arbeiterparteien? Da gab es doch hunderte von Beispielen

dafür, bei Ihnen im Ruhrgebiet ebenso wie in Hamburg und bei uns in München.
Reimann: Zunächst machte die Führung der Sozialdemokratie selbst diese Schritte mit. Aber sofort danach änderte sich das. Ich möchte ein Beispiel nennen: Ich war, wie gesagt, mit Dr. Schumacher zusammen im britischen Zonenbeirat. Dort war der Adenauer auch drin und Lehr war drin von der CDU. Eines Tages kommt da eine Vorlage, ein Text, den Adenauer für die britische Besatzungszone als Verfassung geschrieben hatte. Adenauer, der Anfang der 20er Jahre, wie ich schon sagte, das Rheinland abtrennen wollte, glaubte jetzt, die britische Besatzungszone bis Hamburg von den übrigen Zonen trennen zu können. Es gab eine Diskussion. Natürlich war ich gegen Adenauer. Das war klar. Auch Schumacher, das muß ich sagen, lehnte diese Verfassung ab. Zugleich bekannte er sich aber zu der Gesellschaftsordnung, die jetzt im Entstehen war.

Des Abends habe ich mit ihm zusammen gegessen. Und da kam das Gespräch natürlich auf das, was am Vormittag gewesen war. Mit dieser Verfassung und auch über die Gesellschaftsordnung. Und ich wollte eigentlich meinen Ohren nicht trauen, als Schumacher mir erklärte: „Max, wir stehen auf dem Boden dieser Gesellschaftsordnung. Wir wollen in ihr Reformen haben. Und ich sage Dir, ohne die sozialdemokratische Partei gibt es in Zukunft nichts mehr.“

Hitzer: Was wollte Schumacher damit sagen?

Reimann: Ich habe ihn gefragt: „Hör mal, Du stehst also, das ist für mich klar, Du stehst auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Du weißt, daß dabei die Monopole restauriert werden, diejenigen, die uns zweimal in einen Weltkrieg gehetzt haben. Und Du sagst mir jetzt, ohne sozialdemokratische Partei gibt es nichts mehr. Was würdest Du sagen, wenn nach einiger Zeit, nach fünf oder nach acht oder zehn Jahren, die Monopole, die wir ja kennen, mit einer Politik rauskommen, daß sie die Ergebnisse des Zweiten Weltkriegs nicht anerkennen? Was dann?“

Ich habe Kurt Schumacher alle Folgen einer solchen Entwicklung vor Augen geführt, die Gefahr der deutschen Spaltung, das Hochkommen von Chauvinismus und Nationalismus, den Aufbau einer neuen Wehrmacht, wieder Militarismus und wieder der Kreislauf Rüstung, Hochrüstung bis hin zur Gefahr eines dritten Weltkriegs. Und immer bekam ich nur die eine Antwort: Ohne uns, die Sozialdemokraten, gibt es in Zukunft nichts mehr. Und warum, drängte ich. „Weil ich gegen den Kommunismus bin, weil ich Antikommunist bin.“ Und: „Wo es gegen den Kommunismus geht, sind wir dabei.“

Heute sehen wir, wohin diese antikommunistische Verbohrtheit geführt hat: Wehnert Drängen in die Große Koalition — das ist es, dieses Ohne- die-sozialdemokratische-Partei-wird-nichts-mehr-gemacht. So ist die Große Koalition zustande gekommen, bis hin zu den Notstandsgesetzen und zu den Plänen einer Vorbeugehaft — sie haben doch immer alles mitgemacht. Und das Motiv dafür ist immer der Antikommunismus. Wir müssen mit diesem Antikommunismus fertigwerden. Nicht nur wir Kommunisten, sondern wir, die Arbeiter in der

Bundesrepublik, alle Demokraten, jeder, der die Katastrophe für unser Volk verhindern will.

Neumann: In der Politik soll man ja eigentlich nicht fragen, was wäre, wenn . . . Aber gerade hier muß man es wohl doch tun. Was hätten wir heute für ein Deutschland, ohne diesen Antikommunismus, der an jedem historischen Schnittpunkt dazu diente, Entscheidungen gegen die Arbeiterinteressen, gegen eine Demokratisierung von Staat und Gesellschaft, gegen den Neubau eines einzigen friedlichen Deutschland herbeizuführen.

Reimann: Ja, weil sie Angst hatten vor einer Entwicklung auch in den drei Westzonen, bei der die Arbeiter etwas zu sagen gehabt hätten. Die Restauration der alten Machtverhältnisse bedeutete ja auch, daß die imperialistischen Besatzungsmächte über kurz oder lang den antifaschistischen Kräften entscheidende Funktionen wieder wegnahmen. Sie hatten Angst, weil in den Landesregierungen Sozialdemokraten und Kommunisten saßen, die sich im Kampf gegen Faschismus und Krieg gefunden hatten und die nun zur Einheit auch im Kampf gegen deren Ursachen, gegen die Monopole, entschlossen waren.

Neumann: Diese Zusammenarbeit kündigte ja auch schon Resultate an. In Hessen zum Beispiel mit der Verfassungsbestimmung über die Enteignung der Rüstungskonzerne. Das Ergebnis der Volksabstimmung darüber war in Hessen ganz ähnlich wie vorher in Sachsen. Nur, in Sachsen und in der übrigen SBZ wurden die Kriegsschuldigen wirklich enteignet. In Hessen intervenierten die Amerikaner. In Nordrhein-Westfalen gab es den Parlamentsbeschuß zur Sozialisierung in der Montanindustrie. Die Engländer haben ihn — während in London die Labour Party regierte — außer Kraft gesetzt, mit der aufschlußreichen Begründung, in einem einzelnen Land dürfe der Gesamtregelung durch eine kommende zentrale Regierungsgewalt nicht vorgegriffen werden.

Reimann: Und eben für diese Regierung sorgte der Befehl der drei Hohen Kommissare der Westmächte. Dazu wiesen sie die Ministerpräsidenten ihrer drei Zonen an, den Parlamentarischen Rat zu schaffen. Er trat am 1. September 1948 zusammen. Unsere Fraktion beantragte sofort, nicht mit der Arbeit zu beginnen, die am Ende Deutschland spalten mußte. Wenige Monate später hatte sich die Situation spürbar verschärft; um die Zeit der Außenministerkonferenz in London war sie besonders zugespitzt.

Sonst machte der Parlamentarische Rat immer um 7 Uhr oder um 8 Uhr Schluß. Dann auf einmal sollten wir bis 10 Uhr abends tagen. Hugo Paul und ich fragten uns, was wird hier überhaupt gespielt? Während einer Sitzungspause am Abend stand ich mit Hugo Paul im Vestibül. Da kommt Adenauer auf uns zu und sagt: „Herr Reimann, was sollen wir denn jetzt machen? Was wird nun überhaupt werden?“ Ich habe dann zu ihm gesagt: „Meine Meinung kennen Sie ja. Aber wir stehen jetzt fünf Minuten vor zwölf. Wenn Sie noch eine Spur Verantwortung für unser deutsches Volk haben, dann gehen Sie jetzt hin und sagen, wir machen Schluß mit diesem Parlamentarischen Rat. Wenn wir hier

weiter machen, dann wird Deutschland gespalten.“ Und ich sag: „Sie wissen nicht, Herr Adenauer, wie das einmal auch bei den Vertretern auf der Londoner Konferenz kommen wird. Wer sagt Ihnen im voraus, daß sich dort nicht irgendwelche Dinge vollziehen, die auf eine ganz andere politische Situation zusteuern. Wer sagt Ihnen das heute?“ Auf einmal kommt Blankenhorn. Blankenhorn und Schröder waren die Sekretäre von Adenauer. Also der jetzige Verteidigungsminister. Blankenhorn war später Botschafter in Paris. Der kam. Zieht Adenauer auf die Seite und flüstert ihm was ins Ohr. Blankenhorn geht weg und ich sehe, wie er in eine Telefonzelle geht. Der Adenauer richtet sich auf wie so ein Spazierstock, geht an mir vorbei, obwohl das Gespräch noch nicht zu Ende war, geht an mir vorbei in den Plenarsaal. Und er sagt: „Meine Damen und Herrn, ich habe eben ein kurzes Gespräch mit Herrn Reimann gehabt. Dieses Gespräch mit Herrn Reimann gibt mir die Gewißheit, daß wir so schnell wie möglich das Grundgesetz fertigstellen müssen.“ Das war eine Frechheit. Hier schaute dieser Jesuit, ja, der schaute ihm hier direkt aus den Augen. Na, daß ich das nicht so ohne weiteres hingenommen hab, da kennt Ihr mich. Mir schoß auch gleich durch den Kopf, dieser Blankenhorn hat grünes Licht bekommen. Aber Adenauer konnte nicht sagen, daß er dieses grüne Licht von den Besatzungsmächten bekommen hat. Das durfte er nicht. Und dann sollte ich nun der Prellbock sein. Na, ich bin natürlich nach vorne, habe ums Wort gebeten. Da wollte er mir das Wort nicht geben. Er war ja der Präsident. Dann habe ich ihn an die Seite geschoben und das Gespräch mit Adenauer wiedergegeben, wie es gewesen ist. Und dann hab ich hinzugesetzt, ohne daß ich das ganz genau wußte, daß dieser Blankenhorn die Strippe nach London und zwar zu dem amerikanischen Außenminister hatte und daß Adenauer von dort grünes Licht bekam. Und wenn wir hier weitermachen, sagte ich, das ist ein Befehl der Besatzungsmächte, das wissen Sie genauso gut wie ich. Die Besatzungsmächte haben den Befehl gegeben, daß wir das machen sollen und nicht das deutsche Volk und auch nicht die Bevölkerung der drei Westzonen.

Die Sitzung flog auf. Ein riesiger Wirbel. Alle kamen sie zu mir. Heuss kam zu mir: „Herr Reimann, ist das nun wahr, was Sie uns gesagt haben?“ Da hab ich zu Heuss gesagt: „Glauben Sie, ich lüge Sie an? Das ist die Wahrheit, was ich hier sage.“ „Um Gottes Willen“, sagte der alte Heuss, „um Gottes Willen, was wird geschehen?“ Dann kam Carlo Schmidt mit Menzel, dem Schwiegersohn von Severing. Ich duzte mich mit Menzel. Er sagte: „Max, ist das so verlaufen?“ Ich sag: „Hör mal, zweifelst Du daran?“ „Nein“, sagte er, „ich zweifle nicht daran.“ „Aber“, sagt dann Carlo Schmidt, „was sollen wir jetzt machen? Sicher, die Besatzungsmächte haben die Empfehlung gegeben.“ — „Nein, das Wort ist falsch“, sag ich, „nicht Empfehlung, sie haben den Befehl gegeben. Kommen Sie nicht mit Empfehlung.“ — „Na also gut, Herr Reimann, nicht Empfehlung, sondern Befehl. Aber was sollen wir jetzt machen?“ — „Wir sollen Schluß machen, Schluß machen.“ Auch Leute von der CDU und CSU kamen. Und

dann hat sie man sie zusammengeholt, gesondert, von den Besatzungsmächten. Dann hat man sie bearbeitet. Den nächsten Tag ging es weiter. Das Grundgesetz wurde geschaffen. Damit wurde auf Befehl der drei westlichen Besatzungsmächte und der Vertreter der deutschen Monopole Deutschland gespalten.

Hitzer: Für diese Feststellung, Genosse Reimann, gibt es ja einen, wenn auch unfreiwilligen Beweis durch Urteil des britischen Militärgerichts, und zwar in dem Verfahren gegen Sie im Januar 1949.

Reimann: Ich hatte damals auf einer großen Kundgebung in Düsseldorf zu den Spaltungsabsichten der Besatzungsmächte und der deutschen Monopole Stellung genommen. Ich schilderte die Situation: Hier der Parlamentarische Rat aus Deutschen, daneben ein „Parlamentarischer Rat“ aus Besatzungsoffizieren. Die hatten dieselben Kommissionen, wie im Parlamentarischen Rat. Und jede Vorlage, die im Parlamentarischen Rat einging, ging gleichzeitig zu den Besatzungsoffizieren. Dort wurden die Texte gefeilt. Dann kamen sie zurück an den Parlamentarischen Rat mit der „Empfehlung“, das Dokument oder die Vorschläge so anzunehmen. Es war also gar nicht so, daß die Deutschen entscheiden konnten. Dazu hatten sie gar keine Befugnis. Entschieden haben immer die Besatzungsmächte. Ich habe dann dort in Düsseldorf auf der Kundgebung die Rolle Adenauers und anderer Hilfswilliger charakterisiert. Ich sprach dort von der Beihilfe dieser Politiker für die Alliierten und bezeichnete die Führer der bürgerlichen Parteien als „alliertes Hilfspersonal“ bei der Spaltung Deutschlands, und daß sie sich eines Tages vor dem deutschen Volk verantworten müßten. Das war natürlich für die Besatzungsbehörden und die Deutschen wie Adenauer sehr gefährlich, daß ich dem deutschen Volk sagte, was dort überhaupt gespielt wird. Daraufhin haben die Engländer — wie wir später erfuhren, auf Druck der Amerikaner — ein Verfahren gegen mich eingeleitet. Und einen Haftbefehl ausgestellt. Sie hatten ja ein Gesetz zum Schutz alliierten Hilfspersonals. Ich wurde verhaftet. Das hat einen Riesenskandal gegeben. Selbst der Parlamentarische Rat bekam so viel Druck aus der Bevölkerung, daß Adenauer selbst bei Robertson gegen die Verhaftung Einspruch erhob. Die Engländer und die Amerikaner haben sich nicht daran gestört. Es kam zum Prozeß.

Zu diesem Prozeß hatten wir unter anderem einen Labour-Abgeordneten aus dem Unterhaus, einen Rechtsanwalt. Der Prozeß wurde nach britischem Recht geführt. Wir hatten davon keine Ahnung.

Der Zuhörerraum war proppenvoll. In der Mehrheit waren es Journalisten aus dem In- und Ausland. Da steht der britische Anwalt auf und sagt zu dem Gericht — Josef Schleifstein war mein Dolmetscher: Meine Herrn, wir müssen hier zunächst einmal den Begriff ‚alliertes Hilfspersonal‘ klären. „Was ist ‚alliertes Hilfspersonal‘?“ Und jetzt fängt er an:

Ich komme von England, geh in den Speisesaal des britischen Stabs, ich esse dort, im Restaurant des Operettentheaters, und werde von einem deutschen Kellner bedient. Frage: „Ist dieser Kellner ‚alliertes Hilfspersonal‘?“ — Yes,

ja, alliiertes Hilfspersonal, antwortete der Vorsitzende des Gerichts. Der Anwalt: Meine Herrn, wo ich dort wohne, ist eine Reinemachefrau, das ist eine Deutsche. Meine Frage: „Ist das ‚alliiertes Hilfspersonal‘?“ — Yes, ja, alliiertes Hilfspersonal. — Meine Herrn, ich bin auf der Toilette, und der Mann, der dort auf der Toilette saubermacht und das dort in Ordnung hält, ich spreche den an, das ist ein Deutscher. „Ist das auch ‚alliiertes Hilfspersonal‘?“ — Yes, ja, das ist auch alliiertes Hilfspersonal. — Meine Herrn, die Mitglieder des Parlamentarischen Rates und konkret, Dr. Adenauer, — „ist das auch ‚alliiertes Hilfspersonal‘?“ — Yes, ja, das ist auch alliiertes Hilfspersonal.

Und bums, war das Ding geplatzt. Die Journalisten raus, raus aus dem Zuhörerraum und dann in die Welt gefunkt — alliiertes Hilfspersonal, vom Kellner über die Reinemachefrau, über den Toilettendiener bis Adenauer, also alles das ist alliiertes Hilfspersonal. Als dieser Parlamentarische Rat das hörte, daß also er und Dr. Adenauer alliiertes Hilfspersonal seien, bestätigt durch das Gericht der Besatzungsmacht, kann man sich vorstellen, was da los war. Adenauer ist selbst wieder zu Robertson gefahren und hat den Versuch unternommen, das Urteil in Sachen ‚alliiertes Hilfspersonal‘ aus der Welt zu schaffen. Die Engländer haben sich nicht daran gestört; sie hatten mich zu drei Monaten Gefängnis verurteilt und ich mußte weiter sitzen. Im englischen Strafrecht ist es aber so üblich, daß das letzte Drittel gestrichen wird — bei guter Führung. Ich war in Düsseldorf „auf der Ulm“, im Gefängnis. Angeblich hab ich mich gut geführt, und so wurde das letzte Drittel erlassen. Die Engländer versuchten den Zeitpunkt meiner Entlassung geheim zu halten. Aber unsere Genossen und die Bevölkerung hatten das sehr schnell spitz bekommen und ich bin dann dort mit einer riesigen Demonstration von diesem Gefängnis abgeholt worden und habe natürlich sofort auf einer Kundgebung gesprochen, bevor ich nach Bonn gefahren bin, zum Parlamentarischen Rat. Ich habe mich also zunächst ans Volk gewandt, habe den Deutschen gesagt, was los ist und warum Deutschland gespalten werden soll und wer das ist, der Deutschland spaltet: nicht nur die imperialistische Besatzungsmacht, sondern Deutsche, die dabei halfen — und das ist das alliierte Hilfspersonal.

Hitzer: Am 23. Mai 1949 beendete der Parlamentarische Rat seine Arbeit. Die kommunistischen Vertreter verweigerten die Unterschrift unter das dort zustande gekommene Grundgesetz mit den Worten:

„Wir unterschreiben nicht die Spaltung Deutschlands. Wir Kommunisten versagen aus grundsätzlichen Erwägungen heraus dem Gesetz unsere Stimme; die Gesetzgeber werden im Verlauf ihrer volksfeindlichen Politik ihr eigenes Gesetz brechen. Wir Kommunisten werden die im Grundgesetz verankerten demokratischen Rechte gegen die Verfasser des Grundgesetzes selbst verteidigen.“

Jedem Demokraten ist heute klar, von wem das Grundgesetz der Bundesrepublik wirklich bedroht wird — von denen, die es seinerzeit für die Spaltung unseres Landes brauchten. Für viele, die in der Notstandsbewegung zum erstenmal

begriffen, daß der Feind unseres Volkes in unserem Land selbst zu finden ist, erhielt Ihre Aussage von damals eine neue Bedeutung.

Man kann daran erkennen, wie wichtig es ist, den politischen Kampf auch auf der parlamentarischen Tribüne zu führen: Hätten Sie dasselbe bei einer Kundgebung gesagt, wäre die Aussage bestimmt nicht weniger wahr gewesen. Dieser Satz hätte jedoch nicht den historischen Stellenwert erhalten, den er heute hat. Wir wissen inzwischen, daß das Großkapital und seine politischen Vertreter sich vor 20 Jahren zu einer Reihe von Zugeständnissen gezwungen sahen, um das Grundgesetz überhaupt durchzubringen. Wie ist es dazu gekommen? Wie verhielten sich dazu die Kommunisten?

Reimann: Das Grundgesetz war die Urkunde der Spaltung Deutschlands. Wir wollten die Spaltung nicht mitmachen, deshalb stimmten wir gegen seine Verabschiedung. Aber ich fügte hinzu, daß die Väter dieses Grundgesetzes nicht einhalten würden, was sie im Parlamentarischen Rat formulierten.

Es ist kein Widerspruch zu unserer damaligen Politik, wenn wir, obgleich Gegner einer Separatverfassung, dennoch immer wieder versuchten, für alle Fälle möglichst viele demokratische Rechte im Grundgesetz für die Bevölkerung herauszuholen. Ich weiß nicht, wieviel Anträge wir zu diesem ganzen demokratischen Katalog des Grundgesetzes gestellt haben. So verlangten wir beispielsweise einen Volksentscheid bei großen politischen Fragen, die unser Volk angehen, damit nicht nur die Parlamente entscheiden, sondern das Volk zur Entscheidung selbst Gelegenheit haben soll. Das wurde abgelehnt. Vor allem durch das Eintreten von Adenauer. Wir haben Anträge gestellt, die den ökonomischen und politischen Einfluß der Monopole beschränken sollten. Der Begriff Mitbestimmung war damals nicht so geläufig, aber unsere Anträge ließen darauf hinaus. Es ging uns eben nicht nur um diesen *abstrakten Katalog der Grundrechte*, sondern um die *demokratischen Gestaltungsmöglichkeiten* für die Bevölkerung. Als Marxisten-Leninisten gingen wir davon aus, daß sich der Imperialismus, einmal restauriert, einen militärischen Machtapparat schaffen werde. Das wollten wir verhindern. Wir haben auch dazu einen Antrag gestellt. Wenn wir mit unseren Anträgen, die zweifellos am weitesten gingen, nicht durchkamen, haben wir, so weit möglich, für Anträge der Sozialdemokratie gestimmt.

In den darauffolgenden Jahren hat es sich dann in der Tat herausgestellt, daß diejenigen, die mit dem Grundgesetz Deutschland spalteten, angesichts der wachsenden Macht der Monopole ihre eigene Verfassung als Fessel empfanden. Die Bundeswehr wurde geschaffen. Und nun mußten sie von ihrer Seite her immer mehr das Grundgesetz aushöhlen, was ja dann auch mit der Notstandsgesetzgebung seine Krönung fand.

Hitzer: Die Notstandsbewegung hat uns erneut Erfahrungen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit durchdenken lassen. Für meine Generation sind diese Erfahrungen Geschichte, die wir uns jedoch aneignen müssen, um das besser zu verstehen, was wir selbst erleben, um genauer zu begreifen, was gegenwärtig und

künftig wichtig ist. Im Kampf gegen die Notstandsgesetze und den Neonazismus wurde zweierlei deutlich: Einmal entfaltete sich eine Bewegung, in der Demokraten verschiedener weltanschaulicher Richtungen zusammentrafen, Gewerkschafter und Intellektuelle, Studenten, Schüler, junge Arbeiter und Angestellte, Kommunisten, Sozialdemokraten, Christen und Liberale — sie trafen sich in einer gemeinsamen Aktion, die zu Recht als eine demokratische Erneuerungsbewegung bezeichnet wird. Dies gilt trotz aller Schwankungen und vorübergehender Rückschläge. Dies gilt auch, obwohl das Parlament der Monopole jene volksfeindlichen Gesetze verabschieden konnte, was den Kampf schwieriger, aber nichtsdestoweniger notwendig macht. Andererseits zeigte sich aber auch die gefährliche Politik der rechten Sozialdemokratie, die jene Gesetze erst ermöglichte. Wie weit diese Politik des „Ohne-uns-wird-es-in-Zukunft-nichts-mehr-geben“ geht, wurde kürzlich bei einer Abstimmung im bayrischen Landtag deutlich, als CSU und NPD sowie die rechten SPD-Abgeordneten gemeinsam die Schließung der Münchner Akademie der Künste verfügten. Das Parteienkartell der Monopole scheint hier abgeschlossen.

Neumann: Als die Sozialdemokraten in ihrem Prager Manifest des Jahres 1934 feststellten, der Faschismus habe die Unterschiede in der Arbeiterbewegung ausgelöscht, gab es die Gruppe um Stampfer, die dagegen opponierte. Diese Gruppe widersetzte sich für alle Zukunft einem gemeinsamen Vorgehen von Kommunisten und Sozialdemokraten. Für sie lag der Fehler — daß ein Hitler die Macht übernehmen konnte — darin, daß die SPD zu spät gekommen sei. Die SPD dürfe sich nie mehr aus dem Staat drängen lassen, auch bei einer offen imperialistischen Entwicklung. Und genau das entspricht der Position der Gruppe um Herbert Wehner und Helmut Schmidt. Hier hat man es nicht mehr schlecht hin mit sozialdemokratischen Opportunisten zu tun, sondern mit Politikern, die die aggressive Politik des deutschen Imperialismus aktiv mitmachen.

Reimann: Wir müssen bei all dem beachten, daß man sich mit den sozialdemokratischen Mitgliedern und Funktionären über diese schwierige und gefährliche Entwicklung immer wieder, geduldig und beharrlich, aussprechen muß. Unsere gemeinsamen Interessen erfordern die Sicherung des Friedens, den Kampf gegen den Neonazismus, die Verteidigung des Lebensstandards gegen die Angriffe der Unternehmer. Ich meine, daß wir heute vor allem den gemeinsamen Kampf gegen die Rechtsentwicklung, die Abwehr des immer gefährlicher werdenden Neonazismus und der NPD in den Mittelpunkt solcher Aussprachen mit Sozialdemokraten stellen sollten. Wir sollten betonen, daß nach 1933, etwa in Prag, sozialdemokratische Parteiführer, darunter auch Ollenhauer, zusammengekommen sind und ein Dokument verfaßt haben, in dem selbstkritisch festgestellt wurde: wir sind nicht unschuldig an der Niederlage, die die deutsche Arbeiterbewegung durch den Faschismus erlitten hat, und wir wollen gemeinsam dafür sorgen, daß wir eine antifaschistische, demokratische und schließlich sozialistische Entwicklung bekommen. Die Gruppe um Stampfer, die dagegen auftrat, die gibt

es auch heute. Sie hat sogar in der SPD-Spitze ein Übergewicht. Aber das darf uns nicht verzagen lassen. Die jüngsten gemeinsamen Aktionen in Penzberg und Düsseldorf, in Hannover und Heidelberg, lassen hoffen. Es gibt sozialdemokratische Funktionäre, vor allem Gewerkschafter, die die Gefahr begreifen und auch eine demokratische Veränderung herbeiführen möchten; aber noch unterliegen sie vielen Hemmungen, ideologischen Problemen und besonders dem Druck des Ministerflügels. Ein Beispiel: Nach der Großen Koalition gab es durch die Gewerkschaften einen ziemlich harten Angriff auf die Notstandspläne. Dann hat die Parteiführung der SPD diese Gewerkschaftsfunktionäre zu sich geholt, und zwar in diesem Fall nicht zu Wehner, sondern zu Willy Brandt. Er entwickelte den Gewerkschaftsführern diese Linie: Wenn ihr so weitermachen wollt, gegen die Notstandsgesetze, gegen die Konzertierte Aktion, dann wird das, was wir in der Regierung tun, zunichte gemacht. Wir stehen vor einem Wahlkampf. Wenn ihr da so weitermacht, dann können wir den Wahlkampf verlieren. Und dann seid ihr schuld.

Seither erleben wir, wie sich maßgebende Gewerkschaftsführer auf die SPD in der Regierung orientieren, auf Schiller, die Konzertierte Aktion usw. Und den Gewerkschaftsfunktionären und Mitgliedern, die sie zur Rede stellen, sagen sie, wir wollen nicht den Vorwurf einstecken, Schuld zu haben, wenn die SPD bei den Wahlen verliert. Da liegt der Opportunismus. Dort ist seine Gefahr.

Jetzt, wo sie sehen, wie die Monopole, die CDU/CSU und die NPD die Lage für sich ausnützen, kommen vielen Sozialdemokraten Bedenken. Das kann auch nicht anders sein. Kiesinger selbst erklärte am Ende der Legislaturperiode des 5. Bundestages, daß alle Ziele, die sich die CDU/CSU in der Großen Koalition gestellt habe, mit Ausnahme der Wahlrechtsreform, erreicht wurden. Als größten Erfolg bezeichnete er die Verabschiedung der Notstandsverfassung und jeder weiß, daß dies nur mit Hilfe der SPD-Führung geschehen konnte. Ohne die Politik von Wehner, Brandt, Schmidt und anderen wäre es nie dazu gekommen, daß Kiesinger und Strauß, der mehr und mehr zur zentralen Figur der Großindustriellen wird, ihre jetzigen Positionen inne hätten. Diese Tatsachen dürfen wir in den Diskussionen mit den sozialdemokratischen Freunden nicht verschweigen. Angesichts der Preiswelle stellen die Arbeiter Lohnforderungen. Es gibt Bezirke in der Metallindustrie, die 15 Prozent fordern.

Das wird weiter gehen. Das ist richtig. Einen Wahlkampf zu führen, ohne daß die Arbeiter zu ihrem Nutzen aktiv miteinbezogen werden, kann ich mir nicht vorstellen. Und ich glaube, daß dieser Wahlkampf auch nicht so sein wird, wie man sich das ursprünglich ausgehandelt hat, in der Spalte der Großen Koalition. Die Unruhe ist da. In der Währungsfrage und in der Deutschlandpolitik; und vor allem durch das Anwachsen des Neonazismus. Und sie wird nicht beseitigt, wenn man kleingläubig den herrschenden Kreisen auf den Leim geht: Die Arbeiter und alle werktätigen Menschen müssen um ihre sozialen und politischen Belange selbst kämpfen.

Vor allem — und das ist bei dem Rechtskurs der Regierung und dem dadurch geförderten Neonazismus aller Schattierungen das wichtigste — muß der Antikommunismus konsequent bekämpft werden. Antikommunismus ist die ideologische Grundlage des Faschismus. Er richtet sich längst nicht mehr nur gegen die Kommunisten. Er ist das Grundübel für die ganze Arbeiterbewegung, für den gesamten antiimperialistischen Kampf.

Besonders ermutigt mich, als alten Arbeiterfunktionär, wenn ich heute sehe, wie ein Großteil der jungen Generation sich aktiv gegen Imperialismus, Faschismus und Reaktion stellt. Auf mich macht der Mut der Lehrlinge, Schüler und Studenten großen Eindruck, und ich bin sicher, daß sie in der praktischen Führung des Kampfes ihre Erfahrungen machen und sich auch die wirksamsten Mittel der politischen Aktion aneignen werden: sich nicht auseinandermanövriren lassen, nicht die Gewerkschafter da und die Studenten dort, die Demokraten hier und die Sozialisten da, bis wir getrennt geschlagen werden, sondern — gemeinsam gegen den imperialistischen Feind!

In diesem Zusammenhang sei noch eines gesagt. Ich weiß sehr gut, daß viele Menschen über vierzig, wenn wir Kommunisten zusammen mit der Jugend wirklich die Bewältigung der Vergangenheit verlangen, sich sofort mit ihrer eigenen Vergangenheit konfrontiert sehen. Ich verstehe das, nach all dem, was im Faschismus, was im Zweiten Weltkrieg geschehen ist. Ich habe es in der Illegalität, im Zuchthaus und im Konzentrationslager erlebt. Gerade darum will ich diesen Menschen sagen: Sie sollten sich vom Druck der Vergangenheit freimachen und heute den Mut haben, in der demokratischen Bewegung mitzuarbeiten. Dann wird sich zeigen, daß zwischen Älteren und Jüngeren das viel beredete Generationsproblem aufgehoben werden kann. Die Älteren werden die Jugend besser verstehen, ja ihr überhaupt erst etwas zu sagen haben, wenn sie mit den Jungen zusammen dafür einstehen, daß sich die Vergangenheit nicht wiederholt, daß wir als Nation eine Zukunft haben und sie selbst bestimmen.

In welchem Sinn spreche ich heute von der nationalen Frage? Heute gibt es einen sozialistischen Staat deutscher Nation — die Deutsche Demokratische Republik — und einen imperialistischen deutschen Staat. Nationale Politik heißt jetzt, daß diese beiden Staaten in Frieden nebeneinander und miteinander leben müssen. Das erfordert, daß die Bundesregierung endlich das vollzieht, was die Mehrheit der Bevölkerung der Bundesrepublik schon als notwendig erkannt hat — die völkerrechtliche Anerkennung der DDR.

Heißt das, daß wir Kommunisten, wenn wir die gegenseitige Anerkennung der beiden deutschen Staaten fordern, uns für immer mit dem Zustand der deutschen Spaltung abfinden? Der Begriff „deutsche Nation“ hat durch die monopolkapitalistische Herrschaft Schiffbruch erlitten. Durch sie ist er diskreditiert worden und läuft Gefahr, vom Imperialismus erneut mißbraucht zu werden, die Bevölkerung der Bundesrepublik wiederum zu politischen und militärischen Abenteuern zu verführen und Furcht und Schrecken unter anderen Völkern zu ver-

breiten. Für uns Kommunisten hat das Wort „deutsche Nation“ einen ganz anderen Sinn: Wir verstehen es als Patrioten und Internationalisten. Es zielt auf die Gesellschaftsordnung, die wir erstreben — über die Demokratisierung zum Sozialismus, zur Ordnung der Menschlichkeit, des Friedens und der Solidarität. Ihre Verwirklichung, die die besten Deutschen unserer Geschichte anstreben, wird kommen. Haben die Monopole, hat der Imperialismus Deutschland gespalten — die Arbeiterklasse mit ihren Verbündeten wird Deutschland wiedervereinen. Dafür arbeiten wir. Dafür gaben wir und geben wir auch weiterhin unsere ganze Kraft.

Rheinhausen, im Juli 1969

Walter Fritzsche Die Intellektuellen der Bayerischen Revolution

II

Februar — Mai 1919

Am 21. Februar 1919 wurde Kurt Eisner, der aus der Wahlniederlage der USPD vom 12. Januar die Konsequenzen ziehen und im Landtag seine Rücktrittserklärung abgeben wollte, auf dem Weg zum Landtag von dem Grafen Arco-Valley ermordet.

Man hat Kurt Eisner später immer wieder vorgeworfen, er habe die Revolution nicht konsequent genug durchgeführt. Das ist berechtigt. Die Frage ist nur: wäre er überhaupt dazu in der Lage gewesen?

Eisner hatte lediglich die Staatsform geändert, nicht die gesellschaftlichen Machtverhältnisse. Er hatte keinen einzigen Betrieb sozialisiert, die bürgerliche Presse nicht angetastet, der gesamte Beamtenapparat blieb unberührt. Mit welchen Bündnispartnern hätte er eine grundlegende Veränderung durchsetzen können? Wie die Mehrheitssozialdemokraten reagierten, ist bekannt. Von der Berliner Regierung der Volksbeauftragten aus liefen, wie wir von Noske wissen, bereits im Januar Verhandlungen mit Oberst Epp über die Aufstellung von Freikorps, die dann fünf Monate später zusammen mit den Nosketruppen die Räterepublik zerschlugen. Die bayerischen SPD-Führer Auer und Timm förderten schon im November und Dezember 1918 unverhüllt die Aufstellung einer konterrevolutionären Bürgerwehr. Mit der von Erich Mühsam gegründeten „Vereinigung revolutionärer Internationalisten“, einer anarchistischen Gruppe, die Anfang September vorübergehend die Redaktionen der bürgerlichen Zeitungen besetzte und die von Auer, dem SPD-Innenminister der Eisnerregierung, in dessen Wohnung eine schriftliche Rücktrittserklärung erzwang, war eine dauerhafte Verständigung ebensowenig möglich wie mit den Spartakisten. Eisner lehnte jede Form eines „bolschewistischen oder anarchistischen Umsturzes“ ab. Als Auer am 10. Januar zwölf Männer der KPD und des Revolutionären Arbeiterrats festnehmen ließ, lehnte es Eisner ab, eine Delegation von Demonstranten zu empfangen, die die Freilassung der Verhafteten forderten. Erst als Demonstranten durchs Fenster stiegen, ordnete Eisner die Entlassung an. Sowohl die anarchistischen Gruppierungen als auch die KPD zum damaligen Zeitpunkt waren organisatorisch zu schwach, als daß sie für die USPD ein wirksamer Bündnispartner gegen die Mehrheitssozialdemokraten hätten sein können. Ein Vorschlag des Kommunisten Levien an Mühsam, sich zusammenzuschließen, wurde von den Revolutionären Internationalisten abgelehnt, da, wie Mühsam einwandte, der proletarische Revolutionswille den Parteiinteressenten untergeordnet würde.

Der „proletarische Revolutionswille“ war zum damaligen Zeitpunkt keine Phrase. Er war es, der die Novemberrevolution getragen und Kurt Eisner zum Ministerpräsidenten gemacht hatte. Aber er vermochte sich organisatorisch nicht oder nur in einander widersprechenden Formen zu artikulieren. Das wußten die Bourgeoisie und die rechte Sozialdemokratie sehr genau. Sie ließen Eisner nur allzu gern gewähren und machten ihn nach wenigen Wochen durch eine konsequente Pressehetze zum Sündenbock für die sich ständig verschlechternde wirtschaftliche Lage, die sie selber ebensowenig hätten abwenden können. Am 12. Januar fanden Wahlen statt. Die SPD und die rechten Parteien erhielten je etwa 170 000 Stimmen, die USPD 18 000. Daß wenige Wochen später trotzdem hunderttausend Menschen Eisners Sarg folgten, zeigt, daß das Münchner Proletariat dieses Attentat als einen deutlichen Angriff auf seine revolutionären Erwartungen verstand und mit der Wahlausage an die USPD keineswegs seine Forderung nach Veränderung der Machtverhältnisse aufgegeben hatte. Der scheinbare Widerspruch zeigt aber auch, daß die Arbeiterschaft trotz der grausamen Erfahrungen während der vorangegangenen vier Jahre und trotz des Verhaltens der SPD seit Beginn des Krieges in dieser Partei immer noch ihre Vertretung sah. Die jahrzehntelange Orientierung an der Sozialdemokratie wirkte sich bei der ersten ernsteren Belastungsprobe in einem auffällig konservativen Wahlverhalten aus. Unabhängige, Anarchisten und Kommunisten (Spartakisten) mußten damit rechnen, daß nicht jede spontane Begeisterung für ihre Ideen bei der großen Zahl der Arbeiter auch die Gewähr für eine anhaltende Überzeugung und ein wirkliches Vertrauen des Proletariats war. Die Münchner Kommunisten — wenn auch zunächst nicht alle — waren die ersten, die das erkannten. Die richtige Einschätzung der Situation erwies sich als der entscheidende Punkt bei der Frage nach der Ausrufung der Räterepublik.

Auf die Ermordung Eisners folgte die Zwischenregierung des Rätekongresses, der sich aus den Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräten zusammensetzte. Die Sitzungen des Landtags sowie des provisorischen Nationalrats wurden bis auf weiteres vertagt. Diese Phase, während derer der Sozialdemokrat Ernst Niekisch den Vorsitz führte, wird beherrscht von den Auseinandersetzungen über das Für und Wider einer Räterepublik. Der Matrose Egelhofer stellte den Antrag auf sofortige Ausrufung der Räterepublik und Abschaffung des Parlaments. Dieser Antrag wurde ebenso wie einige Tage später eine ähnlich lautende Resolution Erich Mühsams abgelehnt.

Der Rätekongress war ein äußerst heterogenes Gebilde. Daß nach wie vor Uneinigkeit über die Funktion der Räte herrschte und die bislang führende Partei der Revolution, die USPD, sich immer mehr spaltete, trug ebensowenig zur Handlungsfähigkeit des Kongresses bei wie etwa die vorübergehende Verhaftung des Kommunisten Max Levien durch ein Kommando des SPD-Stadtkommandanten Dürr. Schließlich einigten sich SPD, Bauernbund und Teile der USPD auf die Wiedereinberufung des Landtags und die Bildung einer Ministerliste. Das Ergeb-

nis war die Regierung des Sozialdemokraten Johannes Hoffmann, ehemals Kultusminister im Kabinett Eisner. Die sogenannte „zweite Revolution“, die mit den Schüssen auf Eisner begonnen hatte, war zu Ende. Der Revolutionäre Zentralrat jedoch kündigte die „dritte Revolution“ an. Im Zentralrat saßen die linken USPD-Leute, die Anarchisten und auch die Kommunisten, die sich dem Gedanken einer überstürzt errichteten Räterepublik gegenüber zurückhaltend zeigten. Die kommunistische Haltung wurde von Eugen Leviné, einem Spartakisten russischer Herkunft, der Anfang März als Chefredakteur der „Roten Fahne“ nach München gekommen war, klar zum Ausdruck gebracht. „Ich habe den Eindruck“, sagte Leviné in jenen Tagen, „als lege man in München zu viel Wert auf die große Politik, als beschäftige man sich zu sehr mit der Frage einer großen Zukunft und vernachlässige darüber das gegenwärtig Notwendige, das dazu bestimmt ist, jene Zukunft einmal zu tragen. Gewiß, wir stehen auf dem Boden des Rätesystems, aber wir haben die Voraussetzungen erst noch zu schaffen, die dieses System gewährleisten... Wir haben die revolutionäre Organisation der Arbeiter zu betreiben. Wir haben Arbeiterräte zu bilden aus den Betriebsräten der beschäftigten Arbeiterschaft und der Fülle der Arbeitslosen.“

Als in der Nacht vom 4. zum 5. April 1919 der sozialdemokratische Militärminister Schneppenhorst — derselbe Schneppenhorst, der zwei Monate später als Mitglied des Ministerrats den Befehl zur Hinrichtung Levinés unterschrieb — eine Sitzung einberief, auf der die Ausrufung der Räterepublik beschlossen werden sollte, lehnte Leviné ab: „Eine Räterepublik wird nicht vom grünen Tisch proklamiert, sie ist das Ergebnis von ernsten Kämpfen des Proletariats und seines Sieges. Das Münchner Proletariat steht noch vor solchen entscheidenden Kämpfen. Wir bereiten uns dazu vor und haben Zeit. Gegenwärtig ist der Augenblick der Proklamierung einer Räterepublik außerordentlich ungünstig. Die Massen in Nord- und Mitteldeutschland sind geschlagen und sammeln sich erst zu neuen Kämpfen, und Bayern ist kein wirtschaftlich geschlossenes Gebiet, das sich selbstständig längere Zeit halten könnte.“

In der Nacht vom 6. zum 7. April wurde — gegen die Stimmen der Kommunisten, die vor allem warnend auf die provokatorische Rolle der SPD hinwiesen — die Räterepublik ausgerufen. Die Regierung Hofmann floh nach Bamberg, von wo aus sie zusammen mit den Berliner Sozialdemokraten den militärischen Widerstand gegen die Münchner Räterepublik organisierte. Vorsitzender des Zentralrats — und damit höchster Repräsentant des Staates war der sechsundzwanzigjährige Dichter Ernst Toller. Neben Toller standen an der Spitze der Räterepublik Gustav Landauer als Volksbeauftragter für Volksbildung und ohne Ministeramt Erich Mühsam. Silvio Gesell, der Verfechter einer antikapitalistischen Freigeldtheorie, fungierte als Finanzminister, Dr. Franz Lipp als Außenminister. Von Lipp stammt jenes Erfolgs-Telegramm nach Moskau, das ihn später zum Gespött der Reaktion werden ließ, weil er darin Kants Thesen zum Ewigen Frieden zitierte. Ein anderes Telegramm, ein Telegramm aus Moskau, war

bezeichnender für die Situation. Lenin kabelte einen Glückwunsch nach München, in dem er — in der Form von Fragen — die wichtigsten revolutionären Schritte formulierte.*

Trotz einer Unzahl zum Teil sehr vernünftiger und fortschrittlicher Einzelmaßnahmen und Erlasse, trotz der Proklamierung einer Roten Armee, vermochte sich diese erste bayerische Räterepublik nicht zu behaupten.

Als sich im Reich die Weißen Garden gegen die Münchner Räterepublik sammelten, ging Schneppenhorst zur Gegenregierung Hoffmann nach Bamberg. In der Bayerischen Sozialdemokratie fand sich keine Mehrheit mehr für die Räterepublik. Alles, was seit der Eisner-Revolution vom 7. November erreicht worden war, drohte verlorenzugehen. In dieser Situation stellten sich die Kommunisten dem Zentralrat, in dem Ernst Toller den Vorsitz führte, als Berater zur Verfügung. „Die Räterepublik ist nicht lebensfähig“, schrieb die „Rote Fahne“, „aber es ist nicht möglich, einfach das Geschehene ungeschehen zu machen... Die Reaktion wendet sich gegen die Räterepublik, um das revolutionäre Proletariat niederzuschlagen.“

„Die Kommunisten“, schreibt Ruth Fischer, „konnten sich dem Drängen der Münchner Arbeiter nicht entziehen, die, aufgebracht durch die Garnisonsrevolte, München verteidigen wollten.“

Leviné wußte, daß die Münchner Arbeiter im Augenblick der Bedrohung durch die bewaffnete Macht der Restauration von der Kommunistischen Partei und ihren Führern eine klare Entscheidung erwarteten; er wußte aber auch, daß diese Entscheidung allein nicht die fehlenden Voraussetzungen für ein Gelingen der Revolution schaffen konnte.

Als am 13. April die Münchner Garnison putschte, die Freikorps bedrohlich näherrückten und die Versorgung Münchens mit Lebensmitteln immer schwieriger wurde, übernahmen die Kommunisten die Führung der Räteregierung. Ein fünfzehnköpfiger Aktionsausschuß von Unabhängigen Sozialdemokraten, Anarchisten und Kommunisten wählte Leviné zum Vorsitzenden eines aus vier Mitgliedern bestehenden Vollzugsrats. Die Niederschlagung des Putsches und ein überraschender Erfolg der inzwischen aufgestellten Roten Armee bei Dachau unter Führung von Ernst Toller konnten jedoch den Sieg der weißen Truppen nicht verhindern, die der Revolution in Bayern ein blutiges Ende bereiteten.

Eugen Leviné wurde nach dem Einmarsch der Weißen Truppen und der Freikorps verurteilt und hingerichtet. Erich Mühsam saß fünf Jahre Haft in der Festung Schönfeld ab. 1933 ermordeten ihn die Nazis im KZ. Toller beging nach Festungshaft und Emigration in die Vereinigten Staaten Selbstmord. Für Ernst Niekisch endete die Haft erst 1945. Gustav Landauer wurde auf bestialische Weise mit Gewehrkolben erschlagen. Achthundert Münchner Arbeiter und Rotarmisten wurden, zum Teil auf dem Gelände des Münchner Schlachthofs, ermor-

* Siehe Seite 703

det. Viele, die davonkamen, wurden später von den Nazis gejagt und umgebracht.

Die bürgerliche Geschichtsschreibung, eifrig bedacht, die Münchner Revolution als ein Abenteuer von jüdischen Bohemiens und russischen Terroristen darzustellen, interessierte sich freilich für den sogenannten Geiselmord, bei dem zehn Mitglieder der präfaschistischen Thulegesellschaft getötet wurden, einer Organisation, die die späteren Nationalsozialisten Hans Frank, Rudolf Heß und Alfred Rosenberg zu ihren Mitgliedern zählte.

Toller, Mühsam, Landauer — von diesen drei Intellektuellen, die an den Ereignissen nach Eisners Tod wesentlich beteiligt waren, ist *Ernst Toller* gegenwärtig die bekannteste Figur. Ein sechsundzwanzigjähriger Dichter als Vorsitzender des Zentralrats und damit Staatsoberhaupt während der ersten Phase der Räterepublik, ein Expressionist als Kommandeur der Roten Armee bei Dachau — das hat bis heute fasziniert.

Toller, der als Freiwilliger ins Feld ging und unter dem erschütternden Eindruck des Erlebten als Pazifist zurückkehrte, schloß sich 1918 der aus der Kriegsgegnerschaft hervorgegangenen USPD an und stieß während des Januarstreiks zu Eisner. „Die Arbeiterbewegung und ihre Ziele waren mir fremd bisher“, schrieb er später, „auf der Schule hatte man uns gelehrt, daß die Sozialisten den Staat zerstören, daß ihre Führer Schurken seien, die sich bereichern wollen, jetzt lerne ich zum ersten Mal einen Arbeiterführer kennen.“ Es nimmt nicht wunder, daß Toller im April 1919, als er nach dem Rücktritt Ernst Niekischs Vorsitzender des Zentralrats wurde, kein Verständnis für die Warnung Levinés vor einer verfrühten Proklamierung der Räterepublik hatte. Als ein Mann, der erst ein Jahr lang im politischen Kampf stand, nahm er den wiederholten Ruf zahlreicher Arbeiterversammlungen nach der Räterepublik bereits für ein Zeichen der Geschlossenheit und Stärke des Proletariats. Später erkannte er, daß „diese Räterepublik ein Fehler“ war. Daß sie sich nicht zu halten vermochte, sah er bereits wenige Tage nach ihrer Proklamierung ein. In seiner „politischen Unerfahrenheit“, schrieb er später, habe er jedoch nicht gewagt, „der Arbeiterschaft die Situation schonungslos darzustellen“. Die richtige Entscheidung wurde ihm zweifellos auch dadurch nicht leichter gemacht, daß bis zum Auftreten Levinés in München die Kommunisten zusammen mit den Anarchisten im Revolutionären Arbeiterrat als Alternative zu dem von SPD und USPD bevorzugten parlamentarischen System immer wieder das Rätesystem gefordert hatten. Vollends widersprüchlich mußte ihm schließlich der Umstand erscheinen, daß die Kommunisten sich wenige Tage nach Ausrufung der von ihnen zunächst abgelehnten Räterepublik sich dann doch dem Zentralrat zur Verfügung stellten — in der Hoffnung, durch eine gemeinsame Verteidigung der Räterepublik (nachdem sie nun einmal da war) und durch konsequente revolutionäre Maßnahmen das Erreichte vielleicht doch noch zu retten, zumindest aber durch den gemeinsamen Kampf die Einheit der Arbeiter-

klasse herbeizuführen. In einen erneuten Gegensatz zu der die Verteidigung Münchens leitenden Kommunistischen Partei geriet er Ende April, als er nach dem Sieg der Roten Armee bei Dachau mit der weißen Regierung Hoffmann zu verhandeln suchte.

Wie Toller erkannte auch *Erich Mühsam* später, daß die Ausrufung der Räterepublik verfehlt war. Als einflußreiches Mitglied des Revolutionären Arbeiterrats war Mühsam entscheidend an den Beschlüssen vom 4. bis zum 6. April 1919 beteiligt. Er glaubte aufgrund seiner langen kameradschaftlichen Zusammenarbeit mit Levien und anderen Kommunisten im Revolutionären Zentralrat, die KPD zur Teilnahme überreden zu können. Obwohl er von Leviné wiederholt auf die zwielichtige Haltung des mehrheitssozialdemokratischen Kriegsministers Schneppenhorst hingewiesen worden war, obwohl er sich am 5. April in Nürnberg, wo er bei den dortigen Kommunisten für die Räterepublik warb, ein denkbar ungünstiges Bild von Schneppenhorst hatte machen können, erkannte er nicht, daß die rechten SPD-Führer mit der Schneppenhorstschen Initiative vom 4. April die Bildung einer Räterepublik provoziert hatten und sich gleichzeitig unauffällig aus dem Unternehmen zurückzogen. Mühsam täuschte sich so sehr über den wahren Sachverhalt, daß er noch glaubte, die Nichtbeteiligung Schneppenhorsts und anderer SPD-Politiker zur Bedingung seiner eigenen Beteiligung machen zu müssen — und zwar genau zu demselben Zeitpunkt, als die SPD auf einer außerordentlichen Landeskonferenz in Nürnberg die Räterepublik ablehnte, während gleichzeitig ihre offiziellen Vertreter in München über deren Bildung verhandelten.

Das politische Denken Mühsams war — wie er selbst mehrfach betont hat — stark von Landauer beeinflußt. Seinen Werdegang hat er selbst kurz zusammengefaßt:

„Im Alter von 22 Jahren (1900) gewann ich die erste Fühlung mit der revolutionären Bewegung in Deutschland und faßte unter der Leitung Gustav Landauers Fuß in der kommunistisch-anarchistischen Bewegung, der ich treu blieb. Gewisse Schwankungen in der Auffassung, die mich zeitweilig in die Nähe Stirners trieben, dann, unter Landauers Einfluß, zum Proudhonisten machten, waren zu überwinden, bis sich mein Standpunkt in der Anerkennung des reinen und bedingungslosen Klassenkampfes festigte, wobei mir in den Kampfmethoden stets Michael Bakunin, im Kampfziel Peter Kropotkin (dieser mit geringen Abweichungen) maßgebend waren. Mein Bakunismus führte mich 1909 zu dem Versuch, in München die revolutionäre Unterweisung und Organisation des Lumpenproletariats zu unternehmen. Den Freispruch in dem 1910 deswegen durchgeföhrten Prozeß dankte ich dem Umstand, daß der angezogene Geheimbundparagraph sich als untauglich erwies und das Strafgesetzbuch schlechterdings keine für den Fall verwendbare Bestimmung enthielt. In einer 1911 begründeten Monatsschrift, *Kain'* bemühte ich mich, speziell die akademische Jugend und die Künstlerbohème revolutionär zu beeinflussen und dadurch den Intel-

lektuellen ihre natürliche Zusammengehörigkeit mit dem Proletariat bewußt zu machen. Beim Ausbruch des Krieges ließ ich das Blatt eingehen mit der Begründung, daß ich meine Kundgebungen einer militärischen Zensur nicht unterwerfen könne. Während des Krieges unterhielt ich zu vielen Revolutionären Beziehungen. Ein Versuch, den ich 1916 unternahm, alle revolutionären Sozialisten ohne Festlegung der akademischen Formeln zu einem illegalen Aktionsbund zu vereinen — im April 16 war ich deswegen in Berlin und besprach den Plan mit dem zwar skeptischen, aber grundsätzlich bereiten Genossen Karl Liebknecht — und für den ich neben Landauer besonders auch den verstorbenen Genossen Westmeyer-Stuttgart gewann —, scheiterte, meiner Meinung nach an intriganten Manövern eines, auch schon toten, unabhängigen Führers, den ich in Verkennung des leisetreterischen Charakters dieser Partei glaubte in die geplante Verschwörung mit einbeziehen zu sollen. 1917 korrespondierte ich mit Franz Mehring über die von mir angeregte Reorganisation der II. Internationale.“ (Erich Mühsam, Von Eisner bis Leviné.)

Gustav Landauers geistiger und politischer Einfluß — nicht nur auf Mühsam, dem gegenüber er sich in seinen Briefen bei aller Freundschaft oft streng und unnachsichtig zeigt — war größer, als die meisten Darstellungen der Münchner Ereignisse heute erkennen lassen. Es lohnt sich, einen Blick auf die Entwicklung seiner philosophischen und politischen Gedankenwelt zu werfen, die nicht nur repräsentativ ist für das Denken seiner anarchistischen Weggenossen, sondern auch enge Verwandtschaft mit den revolutionären Erlösungsvorstellungen, dem moralischen Unbedingtheitsanspruch und der Organisationsfeindlichkeit zeigt, wie wir ihnen auch bei den pazifistischen und humanitären Sozialisten im Umkreis der USPD begegnen.

Gustav Landauer

„Ich war Anarchist, bevor ich Sozialist wurde. Daher kam es, daß ich einer der wenigen bin, die ihren Weg nicht über die Sozialdemokratie genommen haben. Ich bin allzu früh mit Ekel gegen das Ganze gefüttert worden.“

Diese Feststellung Landauers kennzeichnet, was ihn — neben anderem — in charakteristischer Weise von dem Mann unterscheidet, der ihn zu Beginn der bayerischen Revolution nach München rief und mit dem ihn andererseits so vieles Gemeinsames verbindet: Kurt Eisner. Eisners Vorstellungen von der Selbstregierung der Massen mittels autonomer Räte resultierte aus seinen enttäuschenden Erfahrungen innerhalb der Sozialdemokratie, während Landauer bereits zu einem Zeitpunkt, als Eisner noch der Weg in jene Partei bevorstand, die sich damals als die politische Organisation des Marxismus begriff, unter dem Einfluß anarchistischer Marx-Kritiker wie Benedikt Friedländer jedwedes zentralistische Organisationsprinzip ablehnt. Wie im Falle Eisner ist das Denken Landauers entscheidend von der Philosophie beeinflußt. Während es bei Eisner Kant mit seiner Ethik und rationalen Staatsphilosophie ist, der den bleibenden Eindruck

hinterläßt, ist Landauer nachhaltig von Schopenhauer und Nietzsche geprägt, mehr noch — unter dem Einfluß des Sprachphilosophen Fritz Mauthner — von der deutschen Mystik (1906 gibt Landauer die Schriften Meister Ekkeharts heraus) und von Spinoza. Die *unio mystica* mit Gott (bei Ekkehart erreichbar durch das Zusammenwirken von Erkenntnis, Tugend und göttlicher Gnade) und die spinozistische Einheit von Natur und Gott (*deus sive natura*) sowie von Geist und Materie als Modi ein- und derselben Substanz kehren noch in den späten gesellschaftsphilosophischen Schriften Landauers wieder: in Gestalt der immer wieder beschworenen Identität von Individuum und Menschheit sowie in Form eines „Geist“-Begriffs, der in merkwürdiger Ambivalenz ein natürliches, in und zwischen den Individuen waltendes Element bezeichnet, das eins ist mit der Gemeinschaft, und — gelegentlich — so etwas Ähnliches wie das „Bewußtsein“ im marxistischen Sinne meint.

Im „Aufruf zum Sozialismus“ heißt es: „Zu einer wirklichen Menschheit im äußeren Sinne werden wir nur kommen, wenn die Wechselwirkung oder besser die Identität — denn alle scheinbare Wechselwirkung ist identische Gemeinschaft — für die im Individuum konzentrierte Menschheit und die zwischen den Individuen erwachsene Menschheit gekommen ist . . . aus dem Menschtum des Individiums empfängt die Menschheit ein echtes Dasein, wie dieses Menschtum des einzelnen ja nur das Erbe der unendlichen Geschlechter der Vergangenheit und all ihrer gegenseitigen Beziehungen ist. Das Gewordene ist das Werdende, der Mikrokosmos der Makrokosmos; das Individuum ist das Volk, der Geist ist die Gemeinschaft, die Idee ist der Bund.“ Einige Seiten weiter: „. . . an die Stelle von Volk, geistverbundenen Menschen, sind Staat und Geld getreten . . . Volk kann erst wieder werden, wenn die einzelnen, die Vorausgehenden, die Geistigen mit Volk trächtig sind . . .“ (Hervorhebungen v. Verf.)

Der „Geist“ spielt vor allem in Landauers Kritik am Marxschen Begriff des Kapitals eine Rolle. „In Wahrheit“, schreibt er im „Aufruf zum Sozialismus“, „ist Kapital zusammengesetzt aus zweierlei ganz verschiedenem: erstens Boden und Bodenprodukt: Grundstücke, Baulichkeiten, Maschinen, Werkzeuge, die man aber eben nicht Kapital nennen sollte, weil sie Boden sind; zweitens Beziehung zwischen den Menschen, verbindender Geist . . . Es gibt nur die eine dingliche Wirklichkeit des Bodens; alles andere, was man sonst noch Kapital nennt, ist Beziehung, Bewegung, Zirkulation, Möglichkeit, Spannung, Kredit oder, wie wir es hier nennen, der verbindende Geist in seiner wirtschaftlichen Wirksamkeit, der natürlich nicht pfuscherhaft als Liebe und Entgegenkommen in die Erscheinung treten, sondern sich zweckmäßiger Organe bedienen wird, wie ihrer eines Proudhon als Tauschbank beschrieben hat . . . Wenn die Arbeiter also finden, daß ihnen das Kapital fehlt, so haben sie in ganz anderem Sinne recht, als sie glauben. Ihnen fehlt das Kapital der Kapitale, fehlt das einzige Kapital, das Wirklichkeit ist, obwohl es kein Ding ist: ihnen fehlt der Geist . . . Land und Geist also — das ist die Lösung des Sozialismus.“

Die politische Tätigkeit Landauers, der 1870 in Karlsruhe geboren wurde, wo er auch das Abitur machte, beginnt 1891 nach einem nicht zuendegeführten Studium der Germanistik und Philosophie mit der Arbeit als Redakteur bei der in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Der Sozialist“. In den acht Jahren zwischen 1891 und 1899 (als „Der Sozialist“ sein Erscheinen einstellte) wird Landauer mehrfach aus politischen Gründen verurteilt und inhaftiert. Zum Teil im Gefängnis entstehen Romane und Novellen sowie seine Beiträge zu Fritz Mauthners „Sprachkritik“; auch die Vorarbeiten für die Meister-Ekkehart-Edition und die philosophische Abhandlung „Skepsis und Mystik“ (1903) werden teilweise während der Haftzeit geleistet. In zahlreichen politischen Vorträgen entwickelt Landauer jene mitreißende Rhetorik, von der zahlreiche Zeugen der Münchener Ereignisse 1918/1919 berichten.

Die äußeren Lebensbedingungen sind überaus bescheiden, die Familie verweigert jegliche Unterstützung. Nach dem Ende des „Sozialist“ verdient Landauer seinen Lebensunterhalt als Übersetzer und gelegentlich als Hilfskraft in einer Buchhandlung.

1902 heiratet Landauer die Dichterin Hedwig Lachmann. Martin Buber, der in zwei Bänden Landauers Briefwechsel herausgab, hat den Briefen Landauers an Hedwig Lachmann — vor allem auch den persönlichsten unter ihnen — sicher nicht ohne Zufall ungewöhnlich viel Platz eingeräumt; denn diese Briefe dokumentieren (wie später auch die Briefe an Elisabeth Faas-Hardegen, mit der ihn eine schwärmerisch-platonische Liebe verband) den auch für sein gesellschaftliches Denken kennzeichnenden leidenschaftlichen Wunsch nach einer fast als religiös empfindenden Gemeinschaft mit dem Anderen, einer Preisgabe des Selbst im Bund, für die es den Unterschied von Privatem und Öffentlichem schließlich nicht mehr gibt.

1905 veröffentlicht Landauer eine Abhandlung über „Die Revolution“. Ein Jahr vor Gründung des „Sozialistischen Bundes“, dem Landauer von nun an den größten Teil seiner politischen Tätigkeit widmet, erscheinen seine „Dreizig Sozialistischen Thesen“ (1907), in denen es ihm im wesentlichen um eine Kritik des Staates geht, an dessen Stelle der freie Zusammenschluß der Menschen zu Gemeinden treten soll.

„These 21. Der Wahnsinn des Staates ist, daß er ein Zweckgebilde ist, das aber Formen und Grenzen des Raumgebildes hat.“

„These 22. Es gibt im Gemeinschaftsleben unserer Zeit nur *ein* zweckmäßiges Raumgebilde: die Gemeinde und den Gemeindeverband.“

Die zwölf Artikel des „Sozialistischen Bundes“ (1908) fassen grob zusammen, was Landauer in den folgenden Jahren in dem 1909 neugegründeten „Sozialist“ (der 1915 sein Erscheinen einstellen muß), in den von 1908 bis 1910 veröffentlichten drei „Flugblättern des Sozialistischen Bundes“ und in seinem „Aufruf zum Sozialismus“ (1911) immer wieder postuliert und zu erläutern versucht.

Einige charakteristische politische Grundauffassungen Landauers seien hier kurz skizziert:

1. An die Stelle des Staates und der kapitalistischen Wirtschaft treten der *Bund* und die *Gemeinden*. Das Ziel ist „Anarchie im ursprünglichen Sinne“. Keine Zentralgewalt sondern „Ordnung durch Bünde der Freiwilligkeit“ (Art. 2 u. 4). „Die Erdmenschheit“ ist nicht durch ein „Staatsgefüge oder den Weltstaat gräßlicher Erfindung“ zu erreichen, sondern nur über den Weg des „individuellen Individualismus und der Neuerstehung der kleinsten Körperschaften: der Gemeinde vor allen anderen“. (Aufruf)

2. Im Anschluß an Proudhon fordert Landauer zur Ablösung von Kapitalmacht und Profitwirtschaft die *Tauschbank* als „die äußere Form, die sachliche Institution für Freiheit und Gleichheit“ (Aufruf). Die Mitglieder des Sozialistischen Bundes, die „ihre Arbeit in den Dienst ihres Verbrauchs stellen“, „vereinigen ihre Konsumkraft, um die Produkte ihrer Arbeit mit Hilfe ihrer Tauschbank zu tauschen“. (Art. 7 und 8.)

3. Die zentrale Forderung Landauers geht auf *unmittelbare Verwirklichung* dieses Gemeindesozialismus *mitten in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung*. Er leugnet die marxistische Theorie von den wachsenden Widersprüchen innerhalb des Kapitalismus, von der Notwendigkeit, mit der die kapitalistische Produktion ihre eigene Negation erzeuge. „Die großen ungeheuren, fast unendlichen Menschenmassen, die Proletarisierten, haben wirklich fast nichts mehr für den Sozialismus zu tun“, folgert er ironisch aus seiner Marxinterpretation. „Sie müssen nur warten, bis es soweit ist.“ „Das Warten [des Marxismus] auf den vermeintlich in der Geschichte vorgesehenen rechten Moment hat dieses Ziel immer weiter hinausgeschoben . . .“

Landauer bezeichnet den Marxismus — zweifellos auch unter dem Eindruck der zunehmend anpassungsfreudigen Sozialdemokraten und Revisionisten als einen „negierenden, zersetzenden und lärmenden Appell an die Ohnmacht, die Willenosigkeit, die Ergebung und das Geschehenlassen.“ „Statt auf Pierre Joseph Proudhon, den Mann der Synthese, hat man auf Karl Marx, den Mann der Analyse gehört und hat damit die Auflösung, die Zersetzung, den Verfall weiter gewähren lassen“. (Aufruf)

Der Aufbau des Sozialismus war für Landauer nicht ein Ergebnis des Klassenkampfes und der politischen Aktion, sondern ein „unmittelbares Beginnen, ein elementares Ernstmadchen, Leben und Verwirklichen“ (Martin Buber). „Der Sozialismus ist zuerst die Tat der Sozialisten . . . Wir sind keineswegs zum Warten, Fordern und Auffordern verdammt. Sehr viel kann eine geschlossene Schar unter sich einrichten und durchführen . . .“ (Stelle dich, Sozialist! 1915). Diese „Beginnenden, Täter, Erstlinge des Sozialismus“ sind Pioniere, die in *Inlandsiedlungen* des „Sozialistischen Bundes“ möglichst alles, was sie brauchen, auch die Bodenprodukte, selbst herstellen (Artikel 9). Diese Siedlungen sind sozialistische Enklaven in der kapitalistischen Umwelt, die im Laufe der Zeit mit

anderen zusammenwachsen und beispielhaft auf das Volk wirken sollen. Der notwendige Boden wird zunächst gekauft, später „im Zeitpunkt des Übergangs“ durch Aufhebung des Privateigentums erworben. (Art. 11 u. 12)

4. Da ein Anfang anders nicht komme, brauche der Sozialist „fürs erste nicht die breiten Massen, sondern nur Gefährten.“ Diese Gefährten, die „Geistigen“, die mit „Volk trächtig“ sind, müssen Wenige sein, da sie „zunächst vom Volke fortgehen, um zum Volke zu kommen“ (Aufruf). Mitglieder des „Sozialistischen Bundes“ werden deswegen nur diejenigen sein, die dessen Gesellschaftsordnung wollen, erst eine geringe Zahl von Pionieren, später viele, die bewirken werden, daß der Sozialismus dem Kapitalismus „entgegenwächst, sich ihm entgegenbaut“. *Aufgabe des Sozialistischen Bundes ist darum „weder proletarische Politik noch Klassenkampf, die beide notwendiges Zubehör des Kapitalismus und des Gewaltstaats sind . . .“* (Artikel 5). Gewerkschaften, Genossenschaften, proletarische Massenparteien und deren Forderungen, „Klassenkampfstandpunkt, Syndikalismus und vielerlei anderer Doktrinarnismus“ (Ein Brief über die anarchistischen Kommunisten, 1910) verhindern als Ausdruck und Bestätigung des Kapitalismus die Entstehung des Sozialismus, den Landauer im Bund mit Gleichgesinnten hier und heute praktizieren will. Notwendigerweise hat Landauer keinerlei Verständnis für gewerkschaftliche Forderungen wie etwa die nach gesetzlicher Einführung der achtstündigen Arbeitszeit. In einem Aufsatz zum 1. Mai 1912 heißt es, die Forderung des Achtstundentags sei unter anderem der Ausdruck für die Uninteressiertheit des Arbeiters an den Bedingungen und Ergebnissen seiner Arbeit, er arbeite nur, um acht Stunden Schlaf und acht Stunden Muße zu haben („wozu auch Kintopp und Kneipe gehören“). „Der Mensch aber, der frei sich sein Leben selber schafft und sich frei Zwecke setzt, dreht das Verhältnis in prachtvollem Stolz um: er erschafft die Welt noch einmal neu, sein eigener Gott, und schafft ein Wesen, das im Schöpfungsplan der Natur nicht vorgesehen schien: er arbeitet nicht, um zu leben, sondern er lebt, um zu arbeiten . . .“ Sozialisten dürften nicht für Verkürzung der Arbeit und Verlängerung des Genusses kämpfen, sondern für Zustände, „daß die Arbeit wieder Spiel der Kräfte, . . . wieder Freude wird“ (Der Arbeitstag, 1912).

5. Es hängt mit der Ausklammerung des Klassenkampfs und mit der Vorstellung, nur durch die Gründung eigenständiger Siedlungen könne der Sozialismus herbeigeführt werden, zusammen, daß Landauer dem Industrieproletariat nur eine untergeordnete Rolle zumißt. Da das Kapital für Landauer aus dem Boden und den interindividuellen Beziehungen, dem „verbindenden Geist“, zusammengesetzt ist, lautet für ihn die Lösung des Sozialismus: „Land und Geist!“ „Die vom sozialistischen Geiste Ergriffenen werden zuallererst nach dem Boden sich umsehen, als der einzigen äußeren Bedingung, die sie zur Gesellschaft brauchen“, heißt es im „Aufruf“. Und weiter: „Der Kampf des Sozialismus ist ein Kampf um den Boden; die soziale Frage ist eine agrarische Frage.“ Daraus könne man ersehen, „was für ein ungeheurer Fehler die Proletariatstheorie der Marxisten“ gewesen

sei. „Keine Schicht der Bevölkerung wüßte, wenn es heute zur Revolution käme, weniger, was zu tun ist, als unsere Industrieproletarier.“ Landauer verurteilt die proletarische Forderung nach dem Generalstreik; zwar könne dieser vielleicht die Kapitalisten entmachten, an ihrer Stelle seien jedoch die Gewerkschaften am Tag nach der Revolution gezwungen, weiter „für den Weltmarkt des Profits zu produzieren“. Ziel könne nicht der passive Streik („auf gut deutsch Plünderung“), sondern nur der aktive Generalstreik (Arbeit nur für den eigenen, den wirklichen Bedarf) sein. Also: „nicht Streik, sondern — Arbeit“. Allerdings stehe man erst am Beginn des Weges zu solcher Arbeit, darum eben „unsere Todfeindschaft gegen den Marxismus jeglicher Schattierung, weil er die arbeitenden Menschen abgehalten hat, mit dem Sozialismus zu beginnen.“

Anknüpfungspunkte für die agrar-sozialistische Erneuerung der Gesellschaft sieht Landauer in „Dorfgemeinden mit Resten alten Gemeindebesitzes, mit den Erinnerungen der Bauern und Landarbeiter an die ursprüngliche Gemarkung . . ., in Einrichtungen der Gemeinwirtschaft für Feldarbeit und Handwerk“ (Aufruf). Auf welche Weise die Industriearbeiterschaft in die von den ländlichen Siedlungen ausgehende sozialistische Gegengesellschaft einbezogen werden könne — auf diese Frage hat Landauer außer dem Hinweis auf das „Bauernblut, das noch in den Adern vieler Stadtproletarier rauscht“ und auf die von Kropotkin in „Das Feld, die Fabrik und die Werkstatt“ geforderte Vereinigung von Landwirtschaft, Industrie und Handwerk keine Antwort. Diese Frage wird ebensowenig gestellt wie die nach den Möglichkeiten der Ausbreitung der von einzelnen Individuen initiierten sozialistischen Siedlung. Wird die Bourgeoisie die einzelnen Gemeinden nicht vielleicht dulden und „schlucken“ können (so wie einige parakommunistische Gemeinwesen englischer Auswanderer sich in Amerika solange halten konnten, wie sie in sektenhafter Abgeschiedenheit und Selbstgenügsamkeit lebten, und wie auch ein Staat wie Israel die Kibuzzim zu integrieren vermag)? Oder werden Kapital und reaktionäre Staatsgewalt die Siedlungen nicht einfach brutal wegfegen, wenn ihnen die konkrete Verweigerung in Gestalt des „aktiven Streiks“, der freudigen Arbeit nur für den eigenen Bedarf der Siedler, nicht mehr genehm ist? Wer ist dann der Verbündete der „Täter, der Beginnenden, der Erstlinge des Sozialismus“?

Gewiß hat Landauer die für die revolutionäre Praxis entscheidende Bedeutung dieser Fragen gekannt, wenn er in Artikel 6 des Sozialistischen Bundes feststellt, daß die „eigentliche Wirksamkeit“ des Bundes erst beginnen könne, „wenn sich ihm größere Massenteile angeschlossen haben“, wenn er an anderer Stelle die vage Erwartung zu erkennen gibt, es würden sich den Siedlungen schließlich Gewerkschaften und Arbeiterbünde anschließen — und vor allem, wenn er bei Ausbruch des Krieges fast verzweifelt nach dem Generalstreik der arbeitenden Massen ruft. Aber eine genauere Analyse der Vermittlung der revolutionären Idee an die Massen des Industrieproletariats, dem Landauer Korrumpertheit des Bewußtseins vorwirft, fehlt. Sie hätte vor allem auch eine Untersuchung der bür-

gerlichen Herrschaftsausübung (die ja die andere Seite des bewußt ausgeklammerten, viel geschmähten Klassenkampf ist) vorausgesetzt, der wir im Landauerischen Werk gleichfalls nicht begegnen. Landauer baut auf den Geist, das Beispiel und den Opfermut, damit aus den wenigen viele werden.

Wie Eisner erkennt Landauer, daß die Schuld für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs bei Deutschland liegt, wie Eisner spricht er diese Erkenntnis auch aus und gerät dadurch in zunehmende persönliche Isolation und, wie Eisner angesichts des „Burgfriedens“ der Sozialdemokratie mit der Bourgeoisie und ihrem militärischen Apparat um jeden Glauben an die friedensstiftende Solidarität des internationalen Proletariats gebracht, blickt er — wenn auch schon zwei Jahre früher — hoffnungsvoll auf den amerikanischen Präsidenten Wilson. 1916 richtet Landauer einen Brief an Woodrow Wilson; er bekennt die deutsche Kriegsschuld und schlägt vor, das Rüstungswesen und die Überwachung des Verfassungsrechts der einzelnen Staaten der dauernden Jurisdiktion eines internationalen Staatenkongresses zu unterstellen.

Im übrigen sind während der Kriegsjahre Landauers politischer Tätigkeit durch die verschärften Zensur enge Grenzen gesetzt. Der „Sozialist“ erscheint nicht mehr, die Arbeit des Sozialistischen Bundes bricht zusammen. Landauer siedelt von Berlin in die Nähe Augsburgs über und widmet sich vornehmlich literatur-historischen Arbeiten (Goethe, Hölderlin, Shakespeare, Georg Kaiser). Er wartet auf einen Neubeginn nach Kriegsende.

Eine Woche nach der bayerischen Revolution vom 7. November 1918 bat ihn Kurt Eisner, nach München zu kommen. Als Mitglied des Revolutionären Arbeiterrats forderte Landauer zusammen mit Mühsam und Levien die Räterepublik und wurde bald Eisners politischer Gegner. Er führte die Demonstration vom 16. Februar an, bei der sich 80 000 Münchner Arbeiter und Arbeitslose mit so verschiedenen Parolen wie „Alle Macht den A-B- und S-Räten!“ und „Hoch die Diktatur des Sozialismus!“ gegen die SPD-USPD-Koalition Eisners wandten. Dennoch hielt er dem Freund Eisner die Totenrede.

Landauer äußerte sich wiederholt skeptisch, was den Erfolg betraf; aber er forderte die Revolution, weil er in ihr eine unverzichtbare innere Erfahrung für die Menschen sah. „Die Revolution bei uns war für ein paar Stunden oder Tage groß und wirklich, weil sie den Soldaten Befreiung, lebhafte Beglückung, Erlösung brachte.“ Als Mühsam am 28. Februar dem Rätekongress die Frage der Räterepublik zur Entscheidung vorlegte, stimmte Landauer allerdings mit der Mehrheit dagegen, ohne jedoch seine Haltung vor dem Kongress zu begründen. Privatim habe Landauer, so schreibt Mühsam, dann „nahezu dieselben Gründe angegeben, die fünf Wochen später für die kommunistische Partei maßgebend waren. Vor allem hielt er den Zeitpunkt für die Proklamation für ‚verfrüh‘“. Als er am 6. April bei der Bildung der Räteregierung zum Volksbeauftragten für Volksaufklärung vorgeschlagen wurde, nahm er das Amt jedoch an, und er selbst war es, der das Flugblatt entwarf, das der überraschten Bevölkerung am näch-

sten Tag verkündete, daß „Baiern“ Räterepublik sei. Man muß vermuten, daß das Beispiel Ungarns (Ausrufung der Räterepublik durch Bela Khun am 20. März) wie auf so viele auch auf Landauer ermutigend gewirkt hat, der sich die Zukunft der Revolution ohnehin nur in einem föderativen Bund zahlreicher einzelner Räterepubliken vorstellen konnte. Seinem antizentralistischen Denken widersprachen auch die nie zur Ausführung gelangten Sozialisierungspläne. Er trat für die Umwandlung der Betriebe in Genossenschaften ein, und es war nur folgerichtig, wenn er — noch während der Regierung Hoffmann — den Vorschlag des Sozialisierungsministers Neurath begrüßte, den Kommunisten ein Gebiet, das einige tausend Personen bequem ernähren könne, nebst Werkzeug und Kapital zur ungehinderten Bewirtschaftung nach eigenen Grundsätzen zur Verfügung zu stellen. Das war sein alter Gedanke der „sozialistischen Siedlung“, in der er eine revolutionäre Keimzelle sah.

Unter der „Diktatur des Proletariats“, die — wie es im Flugblatt vom 7. April heißt — „zur Tatsache geworden“ sei, versteht Landauer etwas gänzlich anderes als die Kommunisten: „Und wer fürchtet jetzt noch eine Diktatur des Proletariats? Ich würde sie auch, nein, nicht fürchten, sondern hassen und bekämpfen als Pest, wenn sie drohte; sie steht nicht bevor; bevor steht, früher als irgend jemand ahnt, nicht die Diktatur, sondern die Abschaffung des Proletariats und die Erstehung der neuen Menschengesellschaft.“ (Die Vereinigten Räterepubliken Deutschlands und ihre Verfassung.)

Landauer mußte enttäuscht sein. Die neue Menschengesellschaft, Kultur und Wiedergeburt konnten nur durch das Proletariat, dessen Abschaffung für ihn nahe bevorstand, erkämpft werden. Sein Werk des Aufschwungs und der Wärme, seinen Sozialismus wollte Landauer jenseits des Klassenkampfs verwirklichen. Der Klassenkampf wurde von der Bourgeoisie im Bündnis mit der SPD-Führung mit den brutalsten Mitteln geführt. Landauer starb einen schrecklichen Tod.

„Wir danken für die Begrüßung und begrüßen unsrerseits von ganzem Herzen die Räterepublik in Bayern. Wir bitten, Sie mögen uns häufiger und konkreter mitteilen, welche Maßnahmen Sie zwecks Bekämpfung der bürgerlichen Henker, der Scheidemänner und Kompagnie durchgeführt haben, ob Sie in Stadtbezirken Arbeiterräte und Hausangestelltenräte geschaffen haben, ob Sie die Bourgeoisie entwaffnet haben und die Arbeiter bewaffnet, ob Sie Kleiderlager und andere Warenlager beschlagnahmt, ob Sie speziell die Fabriken und die Reichtümer der kapitalistischen Landwirtschaftsunternehmungen in der Umgebung expropriert, ob Sie die Hypotheken- und Pachtabgaben für die Kleinbauern abgeschafft haben, ob Sie die Löhne der Landarbeiter und der ungelerten Arbeiter verdoppelt und verdreifacht haben, ob Sie alles Papier und Druckereien für die Herausgabe populärer Flugblätter und Zeitungen für die Massen konfisziert haben, ob Sie den sechsständigen Arbeitstag mit zwei- oder dreistündiger Beschäftigung auf Staatsverwaltungsgebiet eingeführt haben, ob Sie die Bourgeoisie gezwungen haben, weniger Raum zu bewohnen zwecks sofortiger Einführung der Arbeiter in reichen Wohnungen, ob Sie alle Banken in Ihre Hände genommen haben, ob Sie Geiseln aus der Bourgeoisie genommen haben, ob Sie höhere Lebensmittelrationen für die Arbeiter als für die Bourgeoisie eingeführt haben! Ob Sie alle Arbeiter für die Verteidigung der Räteregierung bis zum letzten Mann und die Ideenpropaganda in den umliegenden Dörfern mobilisiert haben? Durch restlose Durchführung solcher und ähnlicher Maßnahmen in großem Maßstabe mit Selbsttätigkeit der Arbeiterräte und Abgesandten(n) der Kleinbauernräte muß Ihre Lage befestigt sein. Es ist notwendig, der Bourgeoisie eine außerordentliche Steuer aufzuerlegen, um den Arbeitern, Landarbeitern, Kleinbauern sofort um jeden Preis eine tatsächliche Besserung ihrer Lage zu gewähren. Beste Grüße und Wünsche wirklicher Erfolge.“

Telegramm Lenins. Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Abt. I, „Arbeiter- und Soldatenrat“, Nr. 23, Folio 322 f. nach: edition suhrkamp, Bd. 178, S. 109.

HIER UND JETZT!

Gewiß, die Geschichte wiederholt sich nicht. Diesmal wird er sogar gelesen und ihm weitgehend zugestimmt, dem Entwurf für das Endspiel. Die Frage heißt nicht: Warum hat man damals nicht? Das ergibt die Antwort auf die Frage: Warum werden heute nicht beachtet die Warnungen, warum will man nicht erkennen die Ähnlichkeit der Entwürfe von gestern und heute.

REVOLUTIONÄRE AUFGABE

In seinem Garten wachsen Rosen.
Der Rasen immer kurz geschnitten.
Weiß gestrichen das Haus. Zuweilen höre ich ihn, meinen Nachbarn,
Klavier spielen, oder die Kinder lachen und schreien. Welche Zeitung er liest, welchen Beruf er ausübt und was er von den Notstandsgesetzen hält?
In seinem Garten wachsen Rosen.

... September war noch Reisezeit. Bevor der Zug in Beelitz abfuhr, stiegen vier oder fünf Volkspolizisten in den letzten Wagen. Ich lächelte auf den Bahnsteig runter. Ein Mädchen winkte. Dachte, eigentlich schade wegzufahren.

Etwas Angst vor den Vopos. Kontrollierten sie jetzt schon vor Potsdam oder machten sie nur einen Sonntagnachmittagsausflug? Im nächsten Bahnhof den Kopf sofort aus dem Fenster. Sie stiegen um. Also doch: Kontrolle. Ich schloß das Fenster und setzte mich wieder. Verdammter Mist. Damit hatte ich nicht gerechnet. In meinem Kopf großes Durcheinander: die Zeugnisse waren schlecht versteckt, einfach in eine zusammengefaltete Berliner Illustrierte, in der Brieftasche über 1000 Mark. Ich suchte überzeugende Antworten: die Zeugnisse brauche ich für eine Bewerbung zum Fernstudium, das Geld gabs gerade am Zwanzigsten, in Potsdam will ich zu Verwandten.

Als zwei Vopos in das Abteil einstiegen, fühlte ich den Schweiß aus den Achseln tropfen. Ich gab den Personalausweis hin, versuchte ruhig zu atmen und sah in das Gesicht des Kontrolleurs. Er las die Adresse halblaut. Dann klappte er das dünne Heft zusammen: danke, gute Weiterreise. Sie stiegen aus, mußten zum Umsteigen auf den Bahnsteig zurück.

Von Potsdam mit der S-Bahn rein in die Stadt. Die schnelle Fahrt machte mir wieder Mut. Station Griebnitzsee: die letzte Kontrolle vor dem Westsektor ging durch die Wagen. Eine halbe Stunde später stand ich im Bahnhof Zoo. Draußen, auf der Straße, mitten in West-Berlin lachte ich über mich. Die Flucht hatte geklappt.

... eingeladen. Sie, blond, die Haare ganz kurz geschnitten. Ich fühlte mich wohl.

Eigentlich kann ich jetzt noch zurück gehen und keiner hat was gewußt.

Sie tat erstaunt: warum sind Sie dann erst abgehauen?

Ich schluckte am Rotwein.

Ich sollte in die Partei eintreten. Dreimal waren sie bei mir. Der Parteisekretär des Betriebes und einer von der Bezirksleitung. Das Diskutieren war schwierig. Sie fragten ständig, ob ich mir's überlegt habe und ich dachte nur an neue Ausreden. In die Partei wollte ich nicht, das stand fest. Am Dienstag saßen wir wieder beisammen. Durch den dünnen Stoff der Hosentasche spürte ich die gebündelten Hunderter. Da funkte es plötzlich: hau ab in den Westen. Dann ist das alles hier vorbei. Meine Antworten wurden mutiger: ich glaube nicht, daß die Partei immer recht hat und ich will nichts tun, was ich nicht für richtig halte. Der Parteisekretär sah, daß wir nicht weiter kamen. Unterhalte Dich mit erfahrenen Genossen, sagte er. Und ich dachte: das wird am Montag eine Überraschung geben.

Wir stießen mit frisch gefüllten Gläsern an.
Viel Glück hier, sagte sie.

... weiter nach Westen. Nach drei Tagen ein Nachtflug nach Hannover. In einem Fernlaster bis Frankfurt. Kannte hier einen von der Oberschule. Er war nicht überrascht, daß ich kam. Beim Kaffee fragte er: bist Du abgehaun oder nur zu Besuch hier?

Ich will bleiben.

Hier in Frankfurt?

Ich weiß noch nicht.

Bleib hier, sagte er, hier gibt's viel Arbeit und Du brauchst doch Geld?

Er begann zu organisieren. Erst in die Badewanne, dann auf das Arbeitsamt. Ingenieure wurden gesucht. Fahr gleich raus zur Fabrik, sagte er. Als wir uns am Nachmittag wieder trafen, freuten wir uns beide. Am Ersten konnte ich anfangen.

... Zeit der Entdeckungen und Überraschungen. Frankfurt gefiel mir. Da war Leben drin. Die großen Super-Märkte versetzten mich ins Märchenland und ich war der „Hans im Glück“. Ein paar Tage später mietete ich ein möbliertes Zimmer. Die Rechnungen des Maklers — fünf Mark Besichtigungsgebühr, 125 Mark Vermittlungsgebühr — haben die Märchen beendet.

Trotz Arbeit und festem Wohnsitz — ich war noch einer von „drüben“. Mußte erst meine westdeutschen Brüder und Schwestern um Aufnahme bitten. Das konnte ich in einem Lager tun, oder auch schriftlich. Da ich schon schöne Lagererinnerungen besaß, entschied ich mich fürs Formular. Schrieb in die Spalten Wohnort an Wohnort, zählte meine Schulen auf und nannte alle Organisationen und Verbände. Ich war gut organisiert gewesen: bei den Pionieren, in der Freien Deutschen Jugend, in der Gesellschaft für Sport und Technik, auch in der Gewerkschaft.

Im Dezember kam Antwort. Ich erhielt vom Aufnahmeausschuß „die Aufenthaltslaubnis im Wege des Ermessens, weil die Versagung eine unbillige Härte darstellen würde“.

... wieder eingeladen. Sollte einige Fragen über meine Flucht beantworten. Saß zwei jungen Männern gegenüber. Die wollten was über militärische Objekte in der „Ostzone“ wissen.

Ich sagte, ich habe keine gesehen.

Sie sagten: denken Sie nach.

Dachte: wenn die jeden so ausfragen, dann kennen die ja jeden Quadratmeter. Ich schüttelte den Kopf. Beide wurden ungeduldig: Sie müssen doch was gesehen haben.

Ich wußte wirklich nichts. Damit Sie sich zufrieden gaben, sagte ich: ich bin oft mit dem Zug nach Torgau gefahren. Nach Eilenburg, auf der rechten Seite steht ein Turm, ziemlich hoch. Ist das interessant? Die Ausfrager notierten. Fragen: Höhe, aus welchem Material, Farbe?

Ich sagte: mehr weiß ich nicht, es tut mir leid.
Konnte dann gehen.

... bequemes Leben. Jeden Nachmittag machten wir Kaffee-time. Dann knobelten wir. Aber manchmal kamen wir ins Diskutieren. Einmal über Gehälter. Ich fragte: was verdient Ihr denn so im Monat?
Schweigen.

Dann sagte einer: Über unsere Gehälter dürfen wir nicht sprechen. Das haben wir im Vertrag unterschrieben.

Muß ich übersehen haben, sagte ich.

Ein anderer sagte: es geht. Jedenfalls mehr als im Osten.

Da könnt Ihr Euch bei den Gewerkschaften bedanken.

Ach was. Die Angestelltengewerkschaft ist viel zu schwach. Da ist kaum einer drin.

Ich fragte: seid Ihr drin?

Nein. Warum denn?

... Ortswchsel. In die Schweiz gezogen. Ich entdeckte dort eine neue Welt — zwischen 2000 und 3000 Metern. An den meisten Wochenenden fuhr ich in die Berge. Bergtouren oder Skifahren, Skifahren oder Bergtouren. Abwechselnd wie die Jahreszeiten. Nur der Job war langweilig. Ich hatte es bald satt, immer nur Destillierkolonnen zu zeichnen. Im zweiten Sommer kündigte ich.

Ich fuhr nach Paris. Im Jardin de Luxembourg in gemieteten Blechstühlen „die Blechtrommel“ gelesen. Viel herumspaziert. Dann ging das Geld aus. Ich erbetete ein Praktikum in einem Autowerk. Der Personalchef mußte mir 200 Francs Vorschuß geben, damit ich zum Werk fahren konnte.

Zwei Monate später. Wieder in der Bundesrepublik. Im Kopf einen neuen Plan. Ich will Journalist werden. Nach mehreren Kurzzeit-Jobs schien mein Ziel erreicht: ich begann als Redakteur bei einer Tageszeitung. Am Anfang lief alles gut. Ich genoß es, abends in einem Kaffee, die ersten Andrücke zu lesen. Eine Lappalie machte mich wieder munter. Der Verleger kritisierte eine Arbeit, und mein Ressortchef schob mir die Schuld zu. Ich fluchte. Leise. Ich begann genauer zu beobachten. Um dem Verleger zu gefallen, krochen fast alle Redakteure. Es war zum Kotzen. Ich hatte keine Lust mehr. Stand also wieder vor der Frage: wie mache ich weiter? War ratlos, habe aber trotzdem gekündigt.

Sehnsucht nach Kanada. Erinnerungen an ein Kinderbuch. Meine Reise begann in Köln, im Konsulat. Sie dauerte einen Nachmittag. Ich wurde ausgefragt wie

bei einem Kripoverhör. Als ich glaubte, nun hast du bald das Visum, nochmal zum Verhör. Wurde gefragt wie oft ich an Meetings der Zonengewerkschaft teilgenommen hatte. Dachte, wo lebt der denn. Wir hatten fast jede Woche eine Versammlung gehabt. Sagte: Ich erinnere mich nicht mehr genau. Vielleicht einmal im Monat. Mußte wieder warten. Dann kam das Ergebnis: Leider konnten wir für Sie keinen Arbeitsplatz finden. Daher können wir Ihnen auch keine Genehmigung zum Auswandern ausstellen.

Ich lächelte. Im Wartezimmer hatten Listen mit freien Arbeitsplätzen gelegen. Besonders gesucht wurden gut ausgebildete Techniker. Ich war Ingenieur.

... September. Jetzt sieben Jahre im Westen. In diesen Tagen kam ich auf Cuba, Guevara wurde in Bolivien gejagt. Vielleicht kam ich deshalb auf Cuba. Machte ein paar Fragespiele: wie hängen Sozialisierung, wirtschaftlicher Erfolg, Export und Lebensstandard zusammen? Wer lebt heute besser und wer schlechter? Damals traf ich eine junge Amerikanerin. Sie wohnte mit ihrer Mutter im selben Appartementhaus wie ich. Wir saßen oft zusammen. Das Mädchen hatte Angst, daß ihr Freund nach Vietnam muß. Ich stritt mit ihrer Mutter über das Rassenproblem. Sie war unversöhnlich. Kein Schwarzer hatte ihr je etwas getan, trotzdem die primitivsten Anschuldigungen. Für sie stand fest: die Schwarzen provozieren die Weißen. Ihre Sturheit machte mich wütend: wenn die Mehrheit aller weißen Amerikaner so denkt, dann steht es um die Gleichberechtigung der Farbigen sehr schlecht.

... es führt doch zu nichts. Das sagte immer ein Freund, wenn wir wieder ins Streiten gekommen waren. Was soll ich mich aufregen, wo ich doch nichts ändern kann. Das haben die Leute in den Zwanziger Jahren auch gedacht, sagte ich, und dann saßen sie drin in der Scheiße. Im Frühjahr schrieb ich nach Hause: ich komme vier Tage zur Messe. Es war die dritte Fahrt in die DDR. Aber die erste, wo ich frei war von Bedenken und Ängsten. Es wurde eine heitere Reise.

I

Alfred L., Karl-Marx-Stadt

Mein Name ist Alfred L. Ich bin im 72. Lebensjahr. Bin von meiner frühesten Jugend auf in der Arbeiterbewegung tätig gewesen, weil ich aus einer Familie stamme, wo der Vater schon als Kesselschmied hier in der Germania seinerzeit gearbeitet hat und 1898 in die Partei eingetreten war. Seit 96 war er schon in der Gewerkschaft. Ich bin der einzige Sohn. Ich habe keine Brüder und Geschwister — nischt. Aber bei uns zu Hause, da ging's oftmals recht gemütlich zu, denn da lagen 14 Verbandsbücher, von solchen Kollegen, wo es die Eltern nicht wissen durften, daß der Sohn in der Gewerkschaft war. Die lagen bei uns, und die wurden dann vom Kassierer kassiert, und mein Vater, der holte sich das Geld hier im Betrieb nach der Lohnzahlung, die wurde ja damals alle 14 Tage getätigt. Und auf diese Art und Weise, da zog der Bilanz: Wieviel sind denn diese Woche wieder in die Gewerkschaft eingetreten? Denn uns als Jungen war es ja gar nicht möglich, damals in eine politische Partei zu gehen. Das war bis 18 Jahre verboten. Denn die politischen Parteien wurden erst ab 18 Jahre zugelassen. Aber im Jahre 1913, da starb am 13. August August Bebel. Und da kam er mal ganz bedrückt mittags nach Hause, nicht wahr. Er sagte: „Bebel ist gestorben, das ist eine große Lücke für uns. Die müssen wir schließen. Weißt Du was, morgen bring ich Dir 'nen Aufnahmeschein mit, da trittst Du in die Gewerkschaft ein. Wenn Du auch kein Bebel wirst, aber Du wirst ein Gewerkschaftler. Und das ist für uns das wichtigste, daß wir wieder eine Lücke zumachen.“ Und so wurde mein altes Mitgliedsbuch am 13. August 1913 ausgestellt. Also, jetzt wird's 55 Jahre, daß ich in der Gewerkschaft bin.

Nun, ich habe die Arbeiterjugend hier in Ober-Althemnitz gegründet, 1911. Ich habe Werkzeugmacher gelernt von Beruf. Ich habe ausgelernt, war noch ein Jahr oder zweie als Geselle. Und dann mußte ich zum Militär. Ich habe bei der Artillerie gedient, in Leipzig. Und kam dann an die Westfront, nicht wahr, und dann auch an die Ostfront, und wieder an die Westfront, und wieder an die Ostfront. Und habe dann im Jahre 1917 eigentlich einen Teil der anfänglichen russischen Revolution erlebt. Unser Waffenmeister, das war ein USPD-Mann von Leipzig, der Walter Ernst. Ein zünftiger Bursche war das. Der brachte immer die Leipziger Volkszeitung und sagte: „Wenn Du mal was lesen willst, kommst mal nüber zu mir und les das mal.“ Und der hatte nun zu manchen Vertrauen. Ich kam, weil ich nun Werkzeugmacher war, in die Waffenmeisterei. Da mußte ich nun

mal bei denen in der Werkstatt ein bissel mit muddeln. Und auf diese Art und Weise, da erfuhr ich so einiges.

Wir haben dann das Ende der russischen Armee unten in Galizien miterlebt, wie eines Tages, das war damals der alte Kalender, 25. Oktober, das war der alte russische Kalender. Da gingen eines Tages früh aus dem Graben die roten Fahnen hoch: „Mensch“, sagt der Walter Ernst, „Alfred, guck naus, was hier drüben los ist! Gott verdammich noch a mal. Guck mal durch die Schere, was da drüben los ist, bei den Russen. Mensch, ob die angreifen?“ Ich sag: „Du hast doch einen Knall. Du weißt wohl gar nicht, was los ist? Mensch, hast denn Du überhaupt keine Zeitung gelesen?“ Ich sage: „Die machen Feierabend.“ Und so war das auch. Ein erhebendes Gefühl damals, zu sehen, wie die roten Fahnen hochgingen.

Allerdings hatten wir das eine Pech: Unsere Division, die gehörte mit zu dieser Invasionsarmee, die in die Ukraine einmarschierte. Ich war nachher Sanitäter in der Batterie, und ich habe dort unter diesen russischen Menschen, wo noch tatsächlich unter dem zaristischen System eine furchtbare Armut herrschte, da haben wir sehr segensreich gewirkt, indem daß wir ihnen Medikamente zugeschoben haben. Und so haben wir das bis zum Ende miterlebt, als am 11. November, abends um elfe, haben wir erst bei uns erfahren, daß der Wilhelm abgehauen ist. Am 11. abends, da kam ein UvD. Hat die Mannschaften antreten lassen. Unser Chef will eine Ansprache halten. Aha, jetzt gehts los. Und da kam er und erklärte das. Das hättet Ihr müssen miterleben! Den Tag, den seh ich heute noch. Wir waren unten in so 'nem Fabriksaal. Unser Fahrer, wie der bloß sagt, daß also: „Der Krieg ist vorbei für uns, aber ich hab an Euch die Bitte, überlegt Euch, wie weit wir von der Heimat weg sind, daß wir geordnet und jeder soll nach Möglichkeit gesund nach Hause kommen. Wahrt Disziplin, wenn auch einige Dinge aufgehoben sind, es wird kein Dienst mehr gemacht. Aber Ihr müßt die Pferde versorgen. Das sind Tiere.“ Na, und so gut. Na, und wie der geendet hatte, da rissen die Fahrer die Ofenrohre raus und hineingepläkt und gebrüllt und gar nicht dran gedacht, daß da son unheimlicher Ruf drinne ist!

Da sind wir dann von dort nach Hause. Da war es uns ein bissel bange. Da stand nämlich schon die Rote Armee, d. h. die im Aufbau begriffene Rote Armee: Jetzt ist's alle! Der Bolschewikenschreck, der war für damals schon den Landsern eingebläut. Naja, also mit den Bolschewiki wollte doch keiner was zu tun haben. Und wir kommen da hin nach K., fahren mit unserem Transportzug ran, und da stehen sie da. Die hatten damals noch die Budjonny-Mützen. Die hatten Uniformen, da konnte man kaum sagen: „Das ist die Rote Armee!“ So ging das los, mit diesen primitiven Mitteln, wo die den Kampf geführt haben.

„Halt! Stop! Alle raus!“ Und nun kam dort ein Offizier, und der erklärte das in Deutsch und sagte: „Ihr geben ab alle Waffen. Mannschaften alles fährt fort. Aber Waffen bleiben hier. Wir bringen Sie bis Minsk. In Minsk geht auf deutsche Bahn. Und dann fahren Sie nach Deutschland.“

Ja, unser Soldatenrat, der hatte aber Verhandlungen nachher geführt, und da

war der Walter, der war noch im Soldatenrat. Der sagt: „Also horcht einmal her. Das können wir doch auch so machen. Wir müssen nämlich noch durch Polen. Und in Polen ist der Boden verdammt zweifelhaft. Wir machen's so. Wir ziehen die Verschlüsse raus aus unsren Geschützen, aus den Karabinern nehmen wir die Schlosser raus. Sie kriegen die Schlosser und die Geschützverschlüsse, die tun wir in einen Wagen für sich und auch die Munition. Die kommt in einen Viehwagen für sich. Und die Waffen, die Kanonen und das Gewehr ohne Schloß und ohne Munition, das kann ja sowieso niemandem was tun, das behalten die Leute. Und wenn wir in Minsk umgeladen haben auf die deutsche Bahn, da gibt's das Zeug wieder zurück.“ Da sind die drauf eingegangen. Da kamen von denen vier Mann und von uns vier Mann. Die besetzten die Wagen und fuhren mit bis Minsk, das von der Roten Armee besetzt war. Und dort anstandslos haben die uns das Zeug wieder zurückgegeben, nachdem daß wir umgeladen hatten. Und da haben wir unsere Gewehrschlösser wieder reingesteckt und die Verschlüsse wieder in die Kanonen reingerammelt.

Ja, und wie wir reinkommen, waren die Verhältnisse eigentlich schon ein kleines bissel besser, der erste Sturm vorbei. Aber hier in Chemnitz, da ging's nämlich um das damalige Ulanenregiment Nr. 21. Das war hier in Chemnitz. Und diese Ulanen, die hatten einen Major, der das Regiment kommandierte, und die kamen zum letzten. Und die wollten voll bewaffnet Chemnitz besetzen und nun die alte Militärmacht wieder aufbauen. Und da war der damalige Aktionsausschuß, das war der Heckert Fritz, der Westzählinger Theodor, der Ketterman. Da war noch einer von den Wanderer-Werken — wie hieß denn der? — Bandler, Heinrich. Und die hatten ernste Auseinandersetzungen. Kann ich Euch sagen. Der Aktionsausschuß, der saß im Viktoria-Hotel. Und da war das erste: Der Aktionsausschuß ließ die Einwohnerwehr zu. Da kam ein Aufruf von der Regierung: „Jetzt wird die Einwohnerwehr gegründet. Das ist ein Organ zum Schutz der Industrie, der Landwirtschaft, daß nicht irgendwelche Plünderungen usw. vorkommen. Und die Einwohnerwehr wird bewaffnet.“ Wir kriegten Gewehre, und jeder kriegte, ich glaube 30 Schuß Munition. Das wurde eingetragen. Wir kriegten eine Armbinde, eine schwarz-rot-goldene mit dem Stern da druff. Aber ich weiß das auch nicht mehr so genau, was da alles drauf war. Jedenfalls waren wir jetzt die Macht. Und das war auch gut so. Und erst beim Mitteldeutschen Aufstand hieß es: „Gewehre aufs Rathaus und alle in die Quartiere.“ Aber damals, hätten wir die Gewehre nicht gehabt, in der Ulanenkaserne hatten sich die Zeitfreiwilligen restauriert. Und die versuchten von da aus, diese ganze umstürzlerische Bewegung, also diese Konter-Revolution aufs neue ins Leben zu rufen. Bedauerlicherweise war aber schon der Zwist zwischen Bandler Heinrich und Heckert Fritz ganz akut geworden. Wir waren fünf Tage im Viktoria-Hotel drinne — das war, wo jetzt Kaufhaus Centrum ist, da gegenüber die Ecke, da war früher das Viktoria-Hotel, ist alles weggebombt, ist nichts mehr da —, da waren wir fünf Tage kaserniert. Da hat es eine Auseinandersetzung gegeben,

hinten der Heckert Fritz, hinten drinne, mit dem Bandler Heinrich. Da haben wir gedacht: Also, jetzt warten wir bloß, bis es knallt. An der Türe haben wir schon gestanden, damit wir einschreiten konnten. Da kommt eines Abends, das war vom Dienstag zum Mittwoch, in Leipzig hatte doch die Reichswehr damals nach dem Kapp-Putsch das Volkshaus zusammengeschossen. Da kommen die Leipziger Genossen abends um elfe, da kommen die und wollten von uns Waffen und Munition haben.

Die kamen mit dem Auto, schwarz wie die Neger. Die hatten paar Tage nicht geschlafen, Dreck im Gesicht und nichts zu fressen. Da sagt der: „Mensch, bei Euch ist eine Ruhe hier. Da ist kein Schuß gefallen.“ Und war auch keiner gefallen. „Und wir haben dort keine Waffen und keine Munition.“ Und der Heinrich der setzt sich druff und rückt sie nicht raus. Da hatten wir aber nach langem Hin und Her und so illegal, möchte man sagen, da sind dahintenraus die Gewehre und Munitionskisten verladen worden. Und fort ging's mit dem Auto. Da sind wir die Nacht gefahren. Und wie wir vor Borna, da standen welche von uns auf der Straße und sagten: „Mensch, haltet an, fahrt nicht weiter. Ihr fahrt denen direkt in die Waffen rein. Die haben den Ring schon zugemacht.“ Und da mußten wir umkehren. Wir kamen zu spät. Das Volkshaus brannte. War vollkommen zusammengeschossen.

Ich möchte noch eine Begebenheit erzählen: Am 8. August 1919, da schickte der General M. die Reichswehr rein nach Chemnitz. Und die wurden hinten an der Dresdner Straße auf der Rampe ausgeladen. Eine taktische Maßnahme unserer damaligen Eisenbahner in H. Diese Rangierkolonnen, die hatten das sehr klug gemacht. Der Zug sollte in Niederwiesa ausgeladen werden, das Reichswehrbataillon. Und die hatten aber ‚aus Versehen‘ eben die Weichen reingestellt an die Dresdner Straße, und jetzt stand der ganze Zug an der Dresdner Straße und wurde ausgeladen. Da standen hier unten auf dem Theaterplatz noch alle zusammen, die die oben ausgeladen haben. Und 'ne Menge, ach, das waren vielleicht 150 000 Mann, die da, und ganz Chemnitz war auf den Beinen, die aus der Arbeiterschaft. Die Betriebe ruhten ja alle. Und wie wir da unten stehn, da knallt ein Schuß oben ans Museum, oben eben grade über dem Torbogen, wo es unten raus geht nach der Liebknecht-Straße. Und neben dem Opernhaus, da standen zehne von der Marine, und da unter anderem, den ich ganz gut kannte, das war der Thomas Fritz. Der ist nun gestorben vor zwei Jahren. Der wohnte in Koblenz. Der Thomas Fritz, der hat da vorne — wo es die Treppe runtergeht, da ist der Turm. Der Turm war erst noch nicht, da war ein Geländer, und da standen ein paar Minenwerfer und ein paar leichte MG's. Und wie der Schuß da oben neinmacht, da gibt der Thomas Fritz Kommando zum Loswichsen. Da machen die zehne von der Marine, die machen dorte durch die Kolonne. Na, das dauerte nicht lange, da flog 'ne Mine über die Brüstung. Und da hat der Thomas Fritz sich schon ein leichtes Maschinengewehr geschnappt. Und das tat nicht lange dauern, da sahst de oben die Marine auf der Technischen Lehranstalt,

hier, wo jetzt der Hochbau steht da drüber. Da stand mein Thomas Fritz dort oben. Brrr!! Hat's von dort oben erst einmal neingehalten. „Mensch“, sagen wir, „Du jetzt gehts los. Jetzt gehts los.“ Jetzt strömte alles; die von der Einwohnerwehr, die machten auch mit aus. Ich war damals mit beim Sanitätspersonal. Der Thomas Fritz, der macht rüber bei den Vierjahreszeiten, hier am Dresdner Platz. Da liegt mein Fritz dort hinten, und immer auf der Rampe lang gehalten. Mein lieber Mann, was glaubst du, wie die getürmt sind! Und wie er nachher aus dem toten Winkel heraus nicht mehr schießen konnte, da machte mein Thomas Fritz rauf in die Vierjahreszeiten, in die erste Etage, und funkte von dort oben runter und hat seine letzte Munition verschossen und hatte keene mehr. Da hat er nun den leeren Schlips, den hat er umhängen mit dem MG auf'm Ast kommt der angelaufen. Ich sage: „Mensch, Fritz, sie sind schon hinter Dir her!“ Und wir haben nun, die ganzen Sanitäter, die wir zusammengezogen hatten, wir haben unsere Leute weggeholt. Da waren immerhin, ich glaube, 28 Mann gefallen, von uns. Von der Reichswehr haben wir's gar nicht erfahren. Die Einschüsse an dem Haus, die sind noch. Da sind noch die ganzen Einschüsse zu sehen.

Und wir haben nun unsere alle in der „Volksstimme“ unten in den Keller haben wir unsere Verwundeten reingeschleppt. Haben wir alle dort von der Rampe weggeholt, was wir erwischen konnten. Dort nein in den Keller. Dort hatte der Samariterbund, der hatte seine Geräte dort unten drin. Dort haben wir sie untergebracht. Und abends um fünf rum mit der Räderbahre die ganz schweren heimgefahren. Da waren welche von Ramstedten, die mußten bis nach Ramstedten raus. Das durfte ja niemand erfahren. Die Kriminalpolizei, die suchte doch immer. Mein lieber Mann, da sind wir erst spät in der Nacht, sind wir wieder heemegelaufen, nach Alt-Chemnitz raus. Da waren wir ein kleines bissel müde. Aber die haben Beine gekriegt, mein Lieber! Die kommen nicht gleich wieder. Ja, aber die kamen.

Nachher, 23, wo sie einmarschierten, da sind wir aber Spießruten gelaufen. Und da haben sie nachher die Parole rausgegeben: „Einwohnerwehr wird aufgelöst. Die Gewehre sind auf dem Rathaus dann und dann abzuliefern. Wer sich zuwiderwendet, der wird nach dem Waffenmißbrauchgesetz usw. bestraft, der hat 'ne Strafe zu erwarten.“ Was wollte man machen? Auf die Zähne gebissen. 'Ne Wut. Gott verdammich, jetzt ist das alles, hat das so hingehauen bei uns in Chemnitz. Wir haben eine Ordnung geschaffen und eine Ruhe. Bis auf dieses — wollen wir mal sagen — dieses Parteizank hin und her. Wenn das nicht gewesen wär, wir waren doch so eine Macht hier in Chemnitz. Und nicht umsonst hat man uns das rote Chemnitz genannt.

Nun 45, damals, da haben wir doch gesagt: „Mensch, soll denn das alles umsonst gewesen sein? Nee, wir bauen jetzt eine Partei auf. Das kommt nie wieder vor bei uns!“ Und ich könnte bloß jedem empfehlen: Er soll das Buch lesen „30 Jahre später“ von Otto Grotewohl. Das würde ich auch allen Westdeutschen empfehl-

len, die nämlich dort mal all das nachlesen können, worüber wir schon früher manchmal uns ernsthafte Gedanken gemacht haben, was bei uns aber nicht mehr in Erscheinung treten könnte, weil bei uns die Lehren, die aus der Geschichte gezogen wurden, die waren so stichhaltig, daß man sagen kann: „Das kann bei uns und wird bei uns nicht wieder passieren.“ Und so haben wir mit der Vereinigung, nun, ich habe die Vereinigung mitgemacht, damals im Winterpalast hier, wie sich die Genossen die Hände reichen.

Und von Anfang an haben wir nun den ganzen Laden mitgemacht. Aber ich muß sagen, und heute sind wir nun Rentner. Ich konnte nicht mehr gut auf die Beene fort. Der Kopf ist einigermaßen erhalten geblieben. Aber mit die Beene hauts nicht mehr ganz hin.

Und vielleicht haben wir manchmal früher auch in den Jahren zu wenig getan, obwohl wir immer der Meinung waren, wir sind tüchtige Funktionäre, wir machen alles. Aber vielleicht haben wir doch zu wenig getan? Na, wir haben's ja 33 auch an unserem eigenen Körper gespürt.

Heute bin ich Parteiveteran, Gewerkschaftsveteran, aber ich bin kein Werksangehöriger, sondern ich bin aus dem Wohnbezirk. Und hier will ich mal zum Ausdruck bringen, wie demokratisch eigentlich unsere Einrichtungen, wie demokratisch wir mit unseren Verwaltungen und vor allen Dingen mit unserer volkseigenen Industrie zusammenarbeiten. Guckt Euch diese großen Neubauten an. Die liegen auf dem Territorium, wo ich der WDR-Vorsitzende bin von der Nationalen Front. In dem Gelände hier liegt das alles. Und da hat's anfangs, als die Projektierung bekannt wurde, da kursierten Gerüchte, über den Ausbau der Germania. Da erwuchs für mich die Aufgabe, mit den Menschen zu sprechen, ihnen klarzumachen, daß wir unsere Industrie nicht stoppen können, sondern daß wir unsere Industrie in der Perspektive gesehen gar nicht groß genug kriegen können. Denn eines Tages werden die Ergebnisse aus dieser Industrie, die werden allen Bevölkerungsschichten zugute kommen. Und jetzt setzte sich Betriebsleitung, Direktor, Projektanten hin, die legten die Pläne vor. Da haben wir beraten, um von vornherein schon alle Härten gegenüber der Bevölkerung auszuschließen, damit die nicht sagen können, ach, da wurde gesagt: „Ihr nehmt uns das Licht, und der Radau, und das letzte bissel Grünfläche geht verloren.“ Und alle solche Mätzchen, die wurden da vorgebracht.

Wir haben die Bevölkerung hierher geholt, haben sie hier aussprechen lassen. Hier an dem Tisch haben wir gesessen. Da lagen die Pläne da. Da haben wir ein Angelhaken ausgeworfen und gesagt: „Paßt mal auf, wenn wir Euch einen Vorschlag machen sollen. Ihr habt dort in der 95 immer so 'ne Not. Aber Balkons, die brechen ab, die werden nicht gebaut. Das kostet 'ne Masse Geld. Wir machen Euch einen Vorschlag. Im Zuge dieses großen Aufbaues hier, bei so einem Objekt von 60 Millionen oder noch mehr, da kann das gar nicht ins Gewicht fallen, wenn wir so im NAW nebenbei Euch den Balkon mit hochbauen.“ „Wär denn das möglich?“ Ich sage: „Warum soll denn das nicht möglich sein?“ Hier sagt der

Genosse Hannisch, der Oberwerkleiter: „Ja, also, wir machen das schriftlich und Sie kriegen Ihre Balkons im Zuge des Aufbaus mit gebaut.“ Und so war's der Fall.

Am Tag der Republik stehen die Balkons, und da können wir das übergeben und können sagen: „So, meine Damen und Herren und werte Mieter, jetzt habt Ihr Eure Balkons. Das Licht ist nicht weggenommen. Sie können sich mal das Gelände ansehen. Die Grüngestaltung, die wird noch folgen. Das wird hoffentlich kein leerer Wall bleiben, da werden wir uns dahinterklemmen.“ Aber ich will damit nur sagen: „Wo gibt's denn so was im Kapitalismus, daß ein Wohnbezirk mit einer Werksleitung der Industrie sich zusammensetzt und da über die Perspektive berät und über all das, was sich in der Zukunft entwickeln soll. Wo gibt's das?“ Das ist eben wahrhafte Demokratie, wie wir sie bei uns hier in der Deutschen Demokratischen Republik nicht anders gewöhnt sind. Und so soll's sein. Und als dann die große Halle eingeweiht wurde, da waren wir ja hier versammelt. Da haben sie dann gesehen, welcher herrliche Glaspalast hier oben steht. Und heute stehen die Menschen auf dem Standpunkt: Jetzt sind wenigstens mal unsere finsternen Höfe helle, früher fand man manchmal die Haustüre nicht.

II

Oskar und Else B., Penzberg

Am 30. 4. 69 versuchte die neofaschistische NPD in Penzberg eine Kundgebung abzuhalten. In den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 wurden siebzehn Penzberger von den Faschisten ermordet, weil sie verhindern wollten, daß ihre Stadt so kurz vor dem Ende der Nazi-Herrschaft noch ein Trümmerfeld würde.

Dem gemeinsamen, entschlossenen Handeln aller Demokraten in Penzberg und Umgebung ist es zu danken, daß diese Provokation der neuen Nazis in Penzberg verhindert wurde. Penzberg gehört zum Wahlkreis des F. J. Strauß. Die Red.

Oskar B.: Am 28. April 1945 war in der Früh ein Aufruf durch den Rundfunk, der sich betitelt hat „Freiheitsaktion Bayern“. Ich hab das damals gehört — mein Vater ging damals zur Schicht. Und ich hab dann zu meinem Vater gesagt: „Wenn der Ritter von Epp da mitmacht, dann ist es bestimmt nichts Gutes.“ Nun, es war jedenfalls so, daß die Penzberger demokratischen Kräfte damals, also die ganze Zeit während des Faschismus, praktisch weil sie immer — sagen wir mal — sich heimlich getroffen haben, daß die natürlich jetzt Morgenröte gewittert haben, nicht, das ist ganz selbstverständlich. Und sie haben das auch alle gehört, und sie haben sich dann zusammengetan in Penzberg und es ist so gewesen, daß sie eben befreit waren, nicht, also daß sie das Gefühl hatten: Jetzt sind wir frei. Der Faschismus ist besiegt. Und jetzt beginnt eben 'ne neue Zeit. Und das war auch so, daß sich alle demokratischen Kräfte zusammengetan hatten, daß sie sich so gefunden hatten und versuchten jetzt in Penzberg, so ganz legal

die Macht zu übernehmen. Nun gut, sie waren so großzügig, daß sie z. B. diesen Nazibürgermeister von Verden, den haben sie sogar laufenlassen. Und der hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als nach München zu fahren zum Gauleiter Gießler, und hat dann dort alles gemeldet. Und die Tragik war wohl, daß in diese Zeit hinein eine Wehrmachtseinheit gekommen ist, und daß eben der Kommandeur dieser Wehrmachtseinheit, der Oberstleutnant Ohm, wahrscheinlich ein hundertprozentiger Faschist, hier die ganze Sache dann in die Hand genommen hat und versucht hat, in Penzberg eben (nach ihrem Jargon) Ordnung zu schaffen. Sie haben dann in Penzberg die ganze Sache etwas beobachtet, haben dann Standrecht eröffnet, haben die Leute, die sich im Bürgermeisteramt zusammengefunden hatten, die haben sie dann verhaftet. Es kamen dann Verhandlungen, persönliche Verhandlungen mit dem Gauleiter Gießler in München, und natürlich, ganz logisch, daß dort auch nur Todesurteile ausgesprochen worden sind. Angeblich soll es auch 'ne Standgerichtsverhandlung gegeben haben durch den Bauernfeind — das soll der Vorsitzende gewesen sein dieser Standgerichtsverhandlung. Nun und man hat dann eben wegen Wehrkraftzersetzung und gegen das nationalsozialistische Reich hat man dann Todesurteile gefällt, und die sind dann auch vollstreckt worden. Nachmittags hat man dann sechs der führenden Leute — Sozialdemokraten, Kommunisten und Parteilose — hat man dann unten in der jetzigen „Freiheit“ erschossen. Und abends dann kam auch noch der Wehrwolf, d. h. Wehrwolf Oberbayern, geführt von dem Nazischriftsteller Zöberlein. Und die haben dann nachts hier in Penzberg noch auf Denunziation hin weitere zehn Bürger erhängt, ermordet, erschlagen. Und das war eine der schlimmsten Nächte überhaupt, die Penzberg jemals erlebt hat. Es ist nur schade, daß mancher Penzberger Bürger diese Dinge heute nicht mehr wahrhaben will. Aber daß es in Penzberg selber drin ist dieses Erlebnis, das hat gezeigt die jetzt vor kurzem am 30. April stattgefundene Demonstration gegen das Auftreten der neonazistischen Partei, der NPD in Penzberg. Und wir haben festgestellt, daß dort eben die demokratischen Kräfte, angefangen von den Sozialdemokraten über die Jungsozialisten bis hin zu den Kommunisten und auch Parteilosen, daß sie sich zusammengefunden haben mit Unterstützung natürlich von demokratischen Kräften aus der Umgebung, daß sie es fertiggebracht haben, in Penzberg das zu verhindern. Und ich glaube, man kann sagen, daß das eine erfolgreiche Sache war. Und man sollte an und für sich überall dort, wo die NPD auftritt, solche Gegenmaßnahmen ergreifen, damit eben diese neonazistische Partei in der Bundesrepublik, vor allen Dingen natürlich in Bayern, kein Land gewinnt. Es ist tatsächlich gut, daß in Penzberg diese Aktion in der Form verlaufen ist, weil es eben unmöglich ist, daß hier in Penzberg sich so etwas noch einmal wiederholt. Klar, und ich habe auch dort vor dem Platz der Stadthalle... ich war erstaunt, daß Menschen da waren, die ich im politischen Leben in den letzten 20 Jahren nicht mehr gesehen habe. Frauen, Männer, die also unserer Meinung nach indifferent, politisch interessenlos sind, die auf einmal da waren, denen es schlagartig

wieder zum Bewußtsein kam: Soll das wieder einmal kommen? Soll das wieder kommen, was wir damals am 28. April erlebt haben? Und das hörte ich auch von einigen Frauen, die es sehr drastisch gesagt haben: „Schlagt sie raus aus Penzberg!“ Das ist, glaube ich, ein Stimmungsbild, das zeigt, was doch noch im Unterbewußtsein der Penzberger Bevölkerung, der älteren jedenfalls, drin ist. Aber ich glaube auch, daß man hier eine Verpflichtung hat, insbesondere der Jugend zu zeigen, was Faschismus ist, und zu sagen: Das sollte dem deutschen Volk ein neues Mal erspart bleiben. Und wenn man es ganz genau wissen will, dann soll man hinschauen, was heute in Griechenland, was in Spanien, was in verschiedenen anderen südamerikanischen Staaten, was dort geschieht. Also dort ist Faschismus in Reinkultur. Dort kann man sehen, was Faschismus bedeutet. Nicht, das Menschenleben ist nichts. Und jeder wird gejagt, der in etwa demokratischen Anschauungen nachhängt.

Ich kann mich da erinnern, ich war Schulbub, und wir haben hier nebenan gewohnt. Und jetzt kamen diese Hausaussuchungen damals von den Nazis. Und ich kann mich noch erinnern, da war der Hauptmann R., so hieß er damals jedenfalls, das ist ein Gutsbesitzer da unten von St., in der Nähe vom Ostersee, der hat die ganze Sache geleitet. Der kam dann zu uns zur Hausaussuchung. Ich weiß noch, bei uns da oben im 3. Stock hat ein Kommunist gewohnt. Und ich hatte die Aufgabe, als kleiner Junge mit dem Schulranzen dem seine marxistische Literatur wegzuholen. Und dann stand unten ein Posten, den habe ich nicht gekannt, der kam dann — die Hausaussuchung, die war an und für sich sehr formal —, und in der Zwischenzeit mußte ich ja immer wieder raus und mußte ja die Bücher wegholen. Und da sagt der mir: „Wo gehst denn du immer hin?“ Ich sage: „Ja, ich muß doch in die Schule.“ „Ja, du kommst doch schon wieder?“ Na, ich sag: „Ja, mein Gott, ich hab was vergessen.“ Und da ist es mir gelungen damals so die Lenin-Bände und die ganze Literatur rauszubringen. Ich hab sie dann auch weggefahren und irgendwo vergraben. Und da war so ein netter Vorfall. Da war unten eine Schusterbühne, weil's 'ne Schusterwerkstatt war, und der Besitzer, dessen Vater der hat auch ein bißchen mitgeholfen und der hatte auch einige Gewehre im Haus. Und jetzt haben die, weil sie nicht wußten, wo hin? Wo die Gewehre hintun? Da kam der auf den phänomenalen Gedanken: Tun wir's doch unter dieses Podium. Und jetzt hatten die das Podium so hochgehoben, und auf einmal hatte der andere einen Krampf gekriegt in die Finger. Und jetzt haben die das Podium runterfallen lassen, und der war noch halb drin. Jetzt hat er geschrien: „Laßt mich raus, laßt mich raus!“ Und sie hatten grade das Podium wieder drunter, da kamen die von der SA und sie sind nicht draufgekommen. Und wie gesagt, es war damals, diese Hausdurchsuchungen, die waren noch relativ human. Aber ganz kurz hinterher kamen dann die Massenverhaftungen in Penzberg. Sie haben alles mitgenommen: Kommunisten, Sozialdemokraten, auch einige Parteilose, nicht, z. B. den Bürgermeister Rummer, der auch in Dachau war, die mehr oder minder 3—4 Monate dort waren. Die Kom-

munisten, die haben dann einen Prozeß bekommen, angeblich wegen Waffenhandel, d. h. wegen Waffenschmuggel oder Waffenbesitz. Und dort hat es bis zu 4 Jahren Zuchthaus gegeben. Also der letzte, der kam nach Hause 1939, wurde dann aber nach 'nem halben Jahr sofort wieder eingezogen zu Strafbataillon 999 und mußte dann praktischerweise bis 1946, war der dann weg in jugoslawischer Kriegsgefangenschaft. Nicht, sie waren damals in Griechenland auf Lemnos, sind dann in jugoslawische Kriegsgefangenschaft gekommen auf dem Rückzug und sind dann so lange dort gewesen. Nicht also, so 33, ich kann mich noch erinnern, jeden Tag drei, vier wurden auf die Bahn gebracht, zuerst noch zur Polizei, dann zur Bahn gebracht und wurden dann weggebracht nach München, zuerst mal ins Wittelsbacher Palais und von dort dann nach Dachau. Und heute gibt es noch 'ne ganze Reihe von Sozialdemokraten, von Kommunisten, die diese ganze Schreckenszeit dann in Dachau mitgemacht haben, die heute noch davon erzählen können.

Else B.: Irgendwie war Penzberg immer 'ne Insel in Bayern, wollen mal sagen außer München, Augsburg. In Südbayern war Penzberg immer der politischste und der Ort, wo immer etwas los war in der Form. Ich mein, auch die politischen Gegner — ob das jetzt der Strauß ist oder andere Politiker —, nach Penzberg gehen sie immer sehr ungern. Denn in Penzberg können sie nicht den allgemeinen Mist erzählen, wie sie sonst irgendwo erzählen. Da müssen sie schon ein bissel was bringen.

Aber daß Penzberg, als das Bergwerk noch bestanden hat, oder auch noch nachher, daß Penzberg bei der Arbeiterschaft im oberbayerischen Raum bekannt ist und auch politisch bekannt ist, ja das haben wir oft erfahren. Wie wir nach Siemens gekommen sind, da haben die Leute uns gefragt: „Ja, wo kommt ihr denn her?“ „Ja, von Penzberg. Wir wohnen in Penzberg.“ „Ah, ihr wohnt in Penzberg!!“ Bei Siemens habe ich gearbeitet, in der Hoffmannstraße. Da habe ich drei Jahre gearbeitet. Wie wir da angefangen haben: „Ja, wo wohnen sie denn?“, und so, haben wir uns so vorgestellt. Ja, und dann haben die Kollegen so gefragt: „Ja, wie kommt ihr denn da hin?“ „Ja, wir pendeln mit dem Bus.“ Wir sind da jeden Tag mit dem Bus reingefahren. „Ja, wo wohnt ihr denn?“ „In Penzberg.“ „Ah, im roten Penzberg.“

Oskar B.: Das Bergwerk in Penzberg, das hatte Jahrzehnte einfach eine Monopolstellung. Und sie haben eben auch der Stadt die Pistole auf die Brust gesetzt und haben gesagt: „Hierhin kommt kein anderer Betrieb.“ Obwohl die Stadt selber steuermäßig von Oberkohle überhaupt nichts eingenommen hat. Aber sie hat hier diktatorisch bestimmt: „Hier wird keine andere Industrie angesiedelt.“ Obwohl schon große Firmen hier, insbesondere auch Frauenbetriebe wollten hierher kommen, Spinnereien oder Webereien, also typische Frauenbetriebe. Agfa wollte mal her. Die sind einfach nicht hergekommen, weil das Bergwerk sich dagegen gewehrt hat. Einige kleine Schneidereien, die haben sie zugelassen, weil sie nur

50 bis 60 Frauen untergebracht haben. Aber größere Betriebe, das haben sie einfach nicht akzeptiert. Und es ist auch heute schon eine Tendenz da, daß z. B. die MAN schon wieder versucht, hier sich auch eine Monopolstellung herauszuarbeiten, auch schon wieder auf dem Arbeitsmarkt ihre Finger drin hat. Zum Beispiel hat es einige Entlassungen gegeben — der Grund ist jetzt gar nicht wichtig —, wo die Direktion der MAN, die örtliche Direktion, die anderen Metallbetriebe schon angeschrieben hat und gesagt hat, wenn ihr die . . . also wir warnen euch, diese Leute aufzunehmen. Das heißt hier auch schon wieder versuchen, mit Druck die anderen Unternehmer davon zurückhalten, solche Leute aufzunehmen. Also, der Grund ist jetzt im Moment gar nicht so sehr wichtig. Aber auch hier wieder versucht dieser große Monopolbetrieb MAN, schon wieder auf die kleineren Betriebe Druck auszuüben. Das ist natürlich sehr schlecht in der Perspektive. Bei der 50-Jahr-Feier hat man gesagt, daß man ungefähr bis 1980 oder 1990 ungefähr 35 000 Einwohner in Penzberg haben will. Also, wenn das natürlich in der Folge ginge, wie die sich das vorstellen oder wie die MAN das heute schon macht, daß keine Betriebe hierher kommen, dann wird das wahrscheinlich nichts werden. Jetzt noch dazu, wo die zwei Autobahnen — in der Perspektive gesehen — hier an Penzberg vorbeigehen, da wär das schon von der örtlichen Lage her gesehen eine ganz gute Sache. Da könnten sich ja einige Industrien ansiedeln. Naja, das Bergwerk, nicht wahr, wir wissen ja, daß es jetzt drei Jahre lang geschlossen ist. Das hat damals einen ziemlichen Wirbel gegeben, weil man eben von der bayerischen Oberkohle, die ja angeschlossen bzw. eine Tochtergesellschaft war der Ibernia, die damals die ganze Bevölkerung Penzbergs im unklaren gelassen hat, was soll den jetzt mit Penzberg, mit dem Bergwerk werden. Es war damals in der Perspektive geplant, daß man ein Kraftwerk baut. Nicht, daß man die Kohle, die ja angeblich nicht mehr verkauft werden konnte, daß man dort ein Wärmekraftwerk macht, daß die Kohle dann umgesetzt wird. Man hatte damals auch noch zwei Millionen reingebaut, man hatte sogar das Fundament eines neuen Kamins gelegt, und dann kam Knall und Fall die Frage der Schließung. Das hat damals von Gewerkschaftsseite her, von den demokratischen Organisationen und einem ganzen Teil anderer Institutionen hat es große Proteste gegeben. Aber im großen und ganzen haben diese ganzen Proteste nichts genützt. Also es wurde dann geschlossen, das Bergwerk. Es hat lange Verhandlungen gegeben über den Sozialplan. Es war jedenfalls so, daß vor der Schließung schon ein ganzer Teil Bergleute abgewandert ist in fremde Berufe. Ein Teil — das ist nur der geringere Teil —, der ist dann, weil er seine Jahre vollmachen wollte, nach Peißenberg in das noch alleinstehende Bergwerk gegangen. Die wollten ihre Jahre fertigmachen. Und der größte Teil der Bergleute ist dann durch den Neubau der MAN in Penzberg, die ja hier die ganzen Reiseomnibusse und Stadtomnibusse baut, ist dort umgeschult worden. Man kann sagen, das 700 von den 1500, die jetzt über und unter Tage gearbeitet haben, daß die jetzt bei MAN aufgefangen worden sind. Ein großer Teil davon ist zum Pendler verurteilt.

Man muß ja so weit gehen, daß jeder, der jetzt bei der MAN ist, auch Angst hat, wenn er jetzt aus dem Betrieb rauskommt, wo soll er denn hingehen. Dann ist er verurteilt zum Pendler, 60 Kilometer nach München und wieder zurück. Pendler gibt es ja eine Masse hier. Es fahren ja noch immer vier oder fünf Omnibusse jeden Tag nach München, außerdem die, die jeden Tag mit dem Zug fahren. Der Zug ist immer brechend voll. Und jetzt einer, der bei MAN arbeitet, hat den Arbeitsplatz im Ort. Der möchte ja den Arbeitsplatz im Ort haben. Es war ja für den Bergmann überhaupt schwer, jetzt in einem anderen Betrieb seßhaft zu werden. Es hat ja eine Masse Bergleute gegeben — das kann ja auch die Gewerkschaft bestätigen — die einen Beruf ergriffen haben, weil sie gemeint haben, das liegt mir. Und dann haben sie eine Zeitlang gearbeitet, und dann haben sie bemerkt, das ist doch nichts. Dann haben sie wieder weggehen müssen, weil es sie doch nicht befriedigt hat. Es war nicht die Befriedigung, die er nun 15 oder 20 Jahre als Bergmann gehabt hat. Es war halt schwer, für den Bergmann, in einen geschlossenen Raum so zu gehen, in einen Betrieb, wo diese analytische Arbeitsplatzbewertung ist, die doch ganz anders ist, als er es gewohnt war. Und wir selber kennen Leute, die erst die Arbeit gemacht haben, dann die Arbeit, und jetzt glaubt er nun, die Arbeit ist richtig für ihn, aber das ist auch noch nicht hundertprozentig raus. Aber im Bergwerk war er glücklich. Da hat er seine feste Arbeit gemacht, und da ist es gelaufen. Er ist so'n bißchen rausgerissen aus seinem gleichen Gang. Und jetzt ist es so, jetzt sitzt er bei der MAN, und jeder macht Überstunden, was die früher gar nicht gemacht haben. Die machen Überstunden. Hier ist einer, der hat hier sein Auto abgestellt, der arbeitet von morgens 6 Uhr bis nachmittags um 5 Uhr. Da fragte ich ihn. Da sagt er: „Ja, wir haben Überstunden gemacht.“ Er macht nur noch Überstunden. Das hat der früher nicht gemacht im Bergwerk. Aber hier macht er Überstunden. Und zwar ist er froh, daß er bei der MAN ist, daß er nicht auswärts fahren muß. Ja, er ist im Ort. Und da malochen sie alle doppelt und dreifach. So ist auch die Stimmung in dem Betrieb.

Else B.: Und was bei der Schließung des Bergwerks dann passiert ist mit den Wohnungen. Wir haben zum Beispiel eine Frau, die wir sehr gut kennen. Die ist jetzt zum dritten Mal aus der Wohnung raus. Und zwar hat die in einem Bergwerkshaus gewohnt. Ihr Mann war Bergmann, ist auch als Bergmann gestorben. Und dann können die ja drin wohnen bleiben, die Witwen. Sie hatte ja bloß zwei Zimmer. Dann hat sie rausgemüßt, weil das Haus verkauft worden ist im Zuge der Schließung. Da hat das Bergwerk das alte Haus an einen Privatmann verkauft, der an einen Geschäftsmann. Dann hat sie da rausgemüßt, weil der Geschäftsmann gesagt hat, er baut um. Und dann kostet die Miete 105,— Mark mindestens. Und sie hat ja nur 'ne kleine Rente. Und da hat sie gesagt: „105,— Mark kann ich nicht bezahlen.“ Da ist sie zum Bergwerk. Und da hat das Bergwerk ihr 'ne andere Bergwerkswohnung besorgt, auch wieder in 'nem Bergwerkshaus, aber ohne ihr zu sagen, daß das Haus vielleicht auch verkauft wird. Dann

wohnt sie 1½ oder 2 Jahre da drin. Nee, ein Jahr hat sie nur drin gewohnt. Dann hat das Bergwerk zugemacht. Und dann verkauft das Bergwerk dieses Hauses. Und jetzt hat sie wieder rausgemüßt. Und dann ist es so weit gegangen, daß sie nachher noch ganz alleine drin gewohnt hat. Sie hat sich abends immer verbarrikadiert — war ja mitten in der Stadt. Und der Bürgermeister hat gesagt, sie soll drinbleiben. Er kann ihr keine Wohnung besorgen. Und das Bergwerk konnte ihr auch keine Wohnung mehr besorgen, denn inzwischen war ja das Bergwerk geschlossen worden. Und es war ja so, wenn sie jetzt wieder in ein Bergwerkshaus ging, dann mußte sie ja damit rechnen, daß sie gleich wieder ausziehen mußte. Und sie hatte in die andere Wohnung Geld reingesteckt, in die Wohnung hat sie Geld reingesteckt. Und dann hat ihr aber der Mieterschutzverband, der hat ihr geraten, so lange zum Bürgermeister zu laufen, bis er ihr 'ne Wohnung besorgt. Und die ist dann auch zum Bürgermeister, denn der Mann, der das Haus gekauft hat, hat gesagt, bis März müßte sie raus sein, denn das Haus wird abgerissen. Nicht fünf Jahre einhalten, wie das im Sozialplan eigentlich drin sein sollte, daß jeder Bergmann mindestens fünf Jahre in der Wohnung bleiben konnte, sondern sie mußte raus. Dann hat ihr der Bürgermeister 'ne Wohnung besorgt in einer Wohngenossenschaft vom sozialen Wohnungsbau. Ganz weit außerhalb Penzbergs. Und die hat ihr Leben lang in den Bergwerkshäusern gewohnt in der Stadtmitte und wohnt jetzt ganz außerhalb, also 'ne halbe Stunde zu Fuß, da wohnt sie jetzt. Ja, und da wird sie natürlich nicht glücklich. Ist 'ne ältere Frau, auch schon fast an die sechzig. Da ist sie nicht glücklich draußen. Das sind auch wieder so Härten. Dann die teure Miete. Im Bergwerkshaus hat sie gezahlt 24,— Mark oder 30,— Mark, und jetzt bezahlt sie die dreifache Miete.

Naja, im großen und ganzen muß man sagen, wenn sie aus den Bergwerkshäusern raus müssen, dann ist es meistens so, daß entweder die Wohnungen um 100 bis 150 Prozent teurer werden. Bei manchen natürlich sogar bis zu 300 Prozent. Denn es ist bei uns hier draußen auch schon so, daß 'ne einigermaßen vernünftige Wohnung jetzt auch schon 250,— bis 300,— Mark kostet. Also es ist nicht so, daß nur in der Großstadt so teuer ist. Auch bei uns draußen sind die Wohnungen sehr, sehr teuer geworden. Und das Einkommen ist natürlich nicht sehr viel mehr gestiegen. Ich meine, da hat es Leute gegeben, die haben früher Bergwerkswohnungen gehabt mit 22,—, 24,—, 26,—, 30,—, 32,— Mark. Dann hat es Wohnungen gegeben, die mit Kohlegeld gebaut worden sind, sozialer Wohnungsbau, also z. B. in St. draußen, die haben dann im Höchstfalle 56,— Mark bezahlt. Aber jetzt durch das, daß ja alles frei geworden ist und daß ja auch hier alle Sachen abgeschafft worden sind, können die jetzt verlangen, was sie wollen. Also da gibt's ganz horrende Spannen, die einfach hier auftreten.

Da gibt's 'ne interessante Sache. In der Wohnung, wo sie jetzt wohnt, wo sie jetzt hingezogen ist, da hat es geheißen, da kann keine Mieterhöhung gemacht werden.

Ja, und jetzt ist diese Genossenschaft gekommen und hat Mieterhöhung gemacht. 11 Mark oder 7,50 Mark sollte jeder bezahlen, jede Partei aus dem Haus. Und der hat dieser Mann vom Mieterschutzverband gesagt, ich gehe von Haus zu Haus und werde mit jedem Mieter sprechen, daß sie das nicht zahlen. Und jeder hat dem Mann versprochen, nicht zu zahlen. Und nachher ist rausgekommen, daß alle das Geld eingeschickt hatten. Da haben sie vor lauter Angst, daß sie wieder aus den Wohnungen rausmüssen, alle das Geld abgeschickt. Haben sie nicht zusammengehalten. Das ist natürlich 'ne schlechte Sache. Jetzt ist die Wohnung schon wieder teurer geworden. Und es ist ja so, sie hat ja ihre Kohle, sie ist ja Rentnerin, aber die Leute jetzt, wie z. B. aktive Bergleute, die kriegen ja keine Kohle mehr. Da hat sich erst mal die Wohnung verteuert. Dann ist ihre Kohle weggefallen. Das müssen sie alles bezahlen. Also, deren Lebensstand ist nicht besser geworden dadurch, daß sie in die Metallindustrie gegangen sind, weil eben hier einiges fehlt. Dann hat jeder Bergmann sein Holz gehabt. Dann haben sie sich alle neue Öfen gekauft; das alleine schon. Da haben sie sich für die oberbayerische Kohle die neuen Öfen gekauft; die sind vor einigen Jahren rausgekommen. Da hat sich jeder so einen Oberlandofen — so haben die geheißen — gekauft. Und wie die Leute jetzt ihre Kohle nicht mehr gekriegt haben, haben sie die Öfen abstoßen müssen oder verkaufen müssen oder verschenken.

Oskar B.: Naja, und die Erbitterung war natürlich auch groß, ich meine in der ersten Zeit, wo die Schließung bekanntgegeben worden ist, weil sie noch nach 1945 erstensmal für München und die ganzen großen Städte, haben sie Sonderabschichten gefahren. Und sie haben dann vielleicht gedacht, daß es da ein ganz klein bißchen mehr Unterstützung gibt, also vom breiten Land her. Aber da ist nichts gegangen. Da ist überhaupt keine Unterstützung dagewesen.

Die haben hier demonstriert gegen die Schließung des Bergwerks. Aber da ist nichts unterstützt worden.

Aber das Grundübel liegt doch darin, daß eben der Bund selber, die Bundesregierung keine vernünftige Energieplanung getrieben hat. Das ist dasselbe wie im Ruhrgebiet. Sie hatten keinen Energieplan. Und man sieht ja auch im Ruhrgebiet, daß eben gerade dort auch die Frage der Umschulung, der Umstrukturierung, das ist ja auch ein ungeheures Problem. Und man hat damals immer so ein bissel mit einem lachenden Auge nach dem Ruhrgebiet geschaut und gesagt, uns kann das ja nicht passieren. Aber es ist doch auf sie zugekommen.

Also von höherem Lebensstandard, davon kann man bestimmt nicht sprechen. Und dabei wird alles teurer. Im wesentlichen ist es doch so, daß der Arbeiter ... recht viel mehr hat er nicht. Also jedenfalls bei uns. Man kann nicht sagen, daß es besser geworden ist. Entweder sie müssen mit mehr Stunden eben versuchen, mehr Geld zu kriegen, damit der Lebensstandard tatsächlich erhalten bleibt. Und zum Teil ist es doch so, daß eben die Frau auch arbeiten gehen muß, damit es rundgeht.

III

Ewald T., Rosenheim

In Dachau war die SS scharf auf uns, nicht wahr, und alle Funktionäre, ich wurde auch mit in die Zange genommen und bedroht von dem damaligen Kommandanten Weckerle, dann Steingruber oder Steingraber, Strauß hat einer geheißen. Sind ja fürchterliche Gestalten gewesen. Die haben es auf Funktionäre abgesehen gehabt, und jede Abkillerei ist sanktioniert gewesen, das war ja eine „vaterländische“ Tat.

Es hatte jeder mit sich selber zu tun. Man ist nie sicher gewesen, ob man nicht in den nächsten Stunden geholt wird. Wie es mir einige Male gegangen ist. Also wir hatten Vernehmung, ne, nach allen Richtungen, und man hatte noch etwas mitgebracht von der Tätigkeit heraus. Ich habe ja auch einige Prozesse laufen gehabt, unter anderem Vorbereitung zum Hochverrat, gegen das Literaturgesetz usw. Und da war man also nie sicher, ob man nicht geholt wird. Es war eine angespannte Lage für jeden. Daneben gab's natürlich auch verhältnismäßig ruhigere Zeiten, wo dann wieder das Leben durchbrach und wo man sich durch gegenseitige Belustigungen auch wieder aufmunterte und aufrecht erhielt. Es dauerte dann nicht lange, dann wurde das sofort wieder gedämpft durch irgendwelche Vorgänge, sei es, wenn Kameraden erschossen worden sind oder daß sonst irgendwelche strengeren Maßnahmen zur Durchführung kamen oder daß einige Leute ausgepeitscht worden sind. Das hat natürlich die Gemüter wieder bedrückt. Und in der ersten Zeit, da ist ja auch dann die Isolierung gleich vorgenommen worden. Die Juden sind extra in einem Raum zusammengefaßt worden. Und für einige Zeit lang waren wir beisammen in der Strafkompanie. Damals waren die Juden zum Teil auch noch in manchen Stellen beschäftigt, z. B. der Jude Katz aus Nürnberg. Der war Arzt, war Hilfsarzt, hat auch die Gefangenen behandelt. Man ging halt zu dem. Aber dem ganzen Gehabe nach, der ganzen Einstellung nach haben die Leute natürlich schon eine Ahnung gehabt für das Zukünftige. Und unsere Leute selbstverständlich auch. Die als Funktionäre bekannt waren, hauptsächlich in der kommunistischen Partei, oder in der sozialdemokratischen Bewegung. Und dann hat es auch die SAP-Leute gegeben, die draußen waren. Ich weiß von einem Fall, der Hausmann Hartl hat er geheißen, Leonhard Hausmann von Augsburg. Ich war mit dem beisammen. Und wir mußten zur gleichen Zeit an einem Tag zur Vernehmung, nach einigen Vorkommnissen, die als Sonderbehandlung anzusehen waren für die in der Strafkompanie Stehenden. Und der hat Abschied genommen von mir und hat gesagt, er hat noch Geld, ich soll das zu mir nehmen, und er hat einige Briefe, und er wird heute nicht mehr wiederkommen. Ich wollte ihn noch beruhigen und habe auch Vernehmung gehabt. Er ist mit mir fortgeführt worden, und als ich von der Vernehmung zurückkam, ist mir dann gleich im Lager erzählt worden, daß

man ihn auf der Flucht erschossen hat, daß er draußen liegt mit dem Gesicht zur Erde. Und so hat da jeder seine eigene Ahnung gehabt und mußte schauen, wie er damit fertig geworden ist. Hilfe von außen gab's sowieso keine. Und Hilfe von innen, das war nur ein gegenseitiges Aufrechterhalten. Und es hat eben geheißen, die Zähne zusammenbeißen und zu sehen, wie man noch Haltung bewahrt. Manche sind zusammengesunken und sind kleinlaut geworden und haben eben versucht, für sich gut Wetter zu erhalten, nicht, haben durch Verhaltensweisen zu erkennen gegeben, daß sie sich belehren lassen. Und andere sind dafür um so verbissener gewesen und geblieben. Dafür ist auch ein Vorcommnis etwa vielleicht markant. Da war mal eine italienische Delegation von den Faschisten im Lager. Wir sind aufgestellt gewesen. Die sind die Reihen so durchgegangen und haben — in Begleitung selbstverständlich des Kommandanten, Loritz hat er geheißen, das war eine der abscheulichsten Gestalten, die für das Lager verantwortlich waren, im beruflichen Leben nichts Besonderes gewesen, ich glaube der war Gasableser, hat man sich erzählt, aber er hat eben einen forschen Kommandanten gemacht. Er wurde gefragt, nicht wahr, nachdem einige Gefangene gefragt worden waren, was sie denn im Zivilberuf sind, haben die Faschisten sich veranlaßt gesehen, zu sagen, das sind aber meistens doch kleine Leute. Da gab ihnen der Loritz zur Antwort, aber das sind gerade diejenigen, die am verbissensten sind, die am wenigsten belehrbar sind, die am wenigsten zu biegen sind. So war eben die Situation. Dann hat es selbstverständlich viele Details gegeben. Das Auf und Nieder des Drucks, teilweise sadistisch und pervers und zum anderen Mal wieder wurde versucht, durch das Hervorkehren menschlicher Empfindungen etwas zu demonstrieren, was darauf hindeuten sollte, daß es sich um ein Umschulungslager handelt. Aber es war für die Einsichtigen absolut klar, daß es eine Lage ist, in der man viele, viele Jahre wird aushalten müssen.

Ich bin in Straubing geboren. Es war eine Familie mit vielen Kindern, sieben lebende Kinder, und man hat sich so recht und schlecht durchs Leben geschlagen. Der Verdienst war karg. Vater war Schneidermeister, und man hat da schon als Kind seine Erfahrungen machen müssen. Und ich bin hier in die Schule gegangen, in Rosenheim, und in die Lehre. Wir waren evangelisch, und da war die Sache etwas nüchtern wie bei den Katholiken. Gleichzeitig aber hat man — so sieht sich meine Kindheit an in der Erinnerung — dort ja schon die Klassen-gegensätze verspürt, mehr, als es vielleicht unter den Katholiken der Fall gewesen ist, weil bei den Protestanten verhältnismäßig besser situierte Leute waren mit ganz wenigen proletarischen Elementen. Die Schule hat mehrere Klassen umfaßt, von der 3. Klasse bis zur 7., und das waren hauptsächlich Beamtenkinder, Kinder von selbständigen Berufen, sozial Bessergestellte. Es waren wenige, nicht wahr, die haben allerdings dann auch alle Launen einstecken müssen der Lehrer, Pfarrherrn usw.

Aber das christliche Empfinden hat irgendwie sein Zuhause gehabt. Man war

durchaus von Idealen erfüllt und hat geglaubt, daß man seinen Beitrag leisten müsse. Aber es hat eine Weile gedauert, und ich habe ja ein Handwerk gelernt, und zur damaligen Zeit war es auch so, daß in den Werkstätten weltbereiste Gesellen gearbeitet haben. Und die haben natürlich abgefärbt auf die Lehrlinge, mit ihren Erzählungen, ihren Auffassungen. Gesetzte Leute, die auch dann gegenüber dem Unternehmer durchaus ein Selbstbewußtsein an den Tag legten. Das hat abgefärbt zweifellos, und man ist frühzeitig durch diese Gesellen auch zur Gewerkschaft gekommen. Das war vor dem Ersten Weltkrieg. Ich habe da schon die Funktion eines Kassierers gehabt. Na, und der Erste Weltkrieg hat die ganze Geschichte über den Haufen geworfen. Das, was ich noch lernen wollte, da kam ich nicht mehr dazu, die Orgelbauerei. Ich bin dann nach München, und es blieb gar nicht aus, als junger Kantl, mit 17 Jahren, habe ich mich dann, als in meinem Betrieb aus irgendeinem Grunde ein Kollege fristlos entlassen wurde, der sich durch Zeichnungen und einige witzige Aussagen gegen den Betrieb ausdrückte, da hat es mir auch nicht mehr gefallen und ich habe mich freiwillig zum Militär gemeldet. Nach der Musterung, für tauglich befunden, aber befragt nach meinem Lebensalter — da war ich noch nicht 17 Jahre alt, nicht —, da hat mich der Feldwebel gepackt und gesagt, nun zieh dich an, und fahr noch mal heim zu deiner Mutter. Das ist alles noch zu früh für dich. Aber eine kurze Zeit drauf bin ich dann doch bei den Pionieren untergekommen. Und das war wieder ungeeignet. Die Pioniere, das waren in der Hauptsache Handwerker, und das ist mir erst später, als ich zur Infanterie kam nach Jahren, kolossal aufgefallen. Es sind eben bei der Infanterie die gewöhnlichen Menschen vom Lande; gesunde, kräftige Leute zwar, aber geistig nicht besonders hervortretend, währenddem bei den Pionieren waren immerhin Leute, die durch ihr handwerkliches Können ja auch Geist besaßen. Es gab Diskussionen, und es gab Stellungnahmen zum Krieg, ablehnende. Und ich war auch dann befreundet mit einem Vizefeldwebel. Der hat mir Literatur, hat mir Voltaire zu lesen gegeben und Rousseau, und wir haben Diskussionen geführt damals schon über Möglichkeiten der Zusammensetzung der Bausteine der Welt, der Atome usw. Der hat mir etwas Mathematik beigebracht beim Vermessen. Aber, ich meine das alles schlummerte im Untergrund.

Wir waren damals bei dem Vormarsch auf Riga dabei. War ja die Februarrevolution schon. Und in Riga selbst kam ich zur Militärbauabteilung, und da mußte ich abends Pausen machen im Seemannshaus. Es war ein Ingenieur da; der hat mich da eingeführt, hat mir das Pausen gezeigt. Und wir kamen natürlich auch zur Diskussion, und der hat sich als waschechter Bolschewik entpuppt. Der wollte mich immer aufklären und davon überzeugen, daß der Krieg für Deutschland verloren ist, daß die Revolution den Krieg ablösen wird. Ich hatte aber angesichts des Studiums der Karte über die besetzten Gebiete das einfach noch nicht glauben wollen, daß eine solche militärische Niederlage in einem solchen Ausmaß schon so nah war. Ich habe immer wieder widersprochen. Es hat eine

ganz schöne Diskussion gegeben, immer abends. Na, ich bin dann später weggekommen, zur Infanterie nach dem Westen. Da waren die Abwehrschlachten, nördlich von Verdun an der Maas. Und da bin ich so richtig in die Scheiße gekommen. Die einen sind zusammengebrochen beim Trommelfeuer und die andern haben durchgehalten. Das hat tiefe Eindrücke hinterlassen. Aber das alles hätte bestimmt nicht ausgereicht, um daraus einen Sozialisten zu machen. Dann erfuhren wir vom Waffenstillstand. Wir haben einen großen Marsch gehabt, zu Fuß bis nach Feuchtwangen in Bayern. Da wurden Soldatenräte gebildet. Da hat man schon mitgetan und war schon mit in der Opposition und einige Verhaltensweisen der Offiziere, die ihre Pistole gezückt haben, und haben mit Brachialgewalt die Disziplin aufrecht zu erhalten versucht, gegen jeden Meuterer vorgegangen; wenn auch nicht gleich einen erschossen. Es wurde der Wille wach, notfalls auch zur Waffe zu greifen, wenn's darauf ankäme, nicht erst zu warten bis man niedergeschossen wird, sondern daß man unter Umständen rechtzeitig zurücksschießt.

Ich bin erst im Februar 1919 entlassen worden. Im November 1918 war ja der Krieg zu Ende. 19, und da ist bemerkenswert, wie ich bearbeitet worden bin, beim Haufen zu bleiben. Ich verstand nicht recht, wozu eigentlich und was sie vorhatten. Später wurde das offenkundig. Es handelte sich um die Fortführung einer schwarzen Militärorganisation, der schwarzen Reichswehr. Ich habe abgelehnt. Ich bin dann raus und zu Haus sofort in den Beruf eingestiegen. Und hier zeigte es sich natürlich auch der ganze Jammer. Man hat gesehen, daß einmal die Dinge nicht so funktionieren, und daß die Leute mit den Entbehrungen, die sie durchmachen mußten, keinen rechten Halt hatten. Und die Partei, die eigentlich geschichtlich berufen gewesen wäre, die sozialdemokratische Partei, die hat nicht den besten Eindruck hinterlassen. Das waren kleinbürgerliche Elemente, und es ist ganz merkwürdig, nicht wahr, so eine Organisation prägt ihre eigenen Typen.

Es waren Typen, die zwar im einzelnen sich für die Verbesserung des Loses der Menschen eingesetzt haben, in Parlamenten, usw., aber man hat verspürt, es reichte ihr Geist nicht weiter. Sie haben nicht die Flughöhe erreicht, die notwendig gewesen wäre, in einem geschichtlichen Zeitpunkt etwas zu bieten. Es war nichts natürlicher, als daß dann radikalere Strömungen einen jungen Menschen mehr anzogen. Wir hatten schon in Regensburg, das war im Anschluß an eine Plünderung, da wurden wir noch mobilisiert und mußten die öffentlichen Gebäude besetzen. Ich war gerade mit einem schweren MG und allen Kameraden dabei, eine Bank zu schützen. Wir kamen selbstverständlich auch in Diskussionen mit den Leuten, mit dem Bankhausmeister oder Verwalter, und die waren aufgrund der Erfahrungen ihrer Erlebnisse links orientiert und haben uns zu überzeugen versucht, wie notwendig es ist, daß man etwas anderes schützt und nicht Banken. Das war nicht ohne Wirkung. Dann war dort eine Versammlung in einem großen Versammlungsraum in Regensburg. Wir waren alle dort, Sol-

daten auch, die Arbeiter waren dort. Und es hat einer von der Mehrheits-Sozialdemokratie referiert. Das war nicht befriedigend, und es kam zu Zwischenrufen, es kam zu Krach, und es kam zu einem Tumult, und es wurden Leute von der Galerie runtergeworfen, in den Saal runter. Es hat so Rauferien gegeben. Und ein Mann, ein Matrose, der stieg auf die Bühne und hat sich zu erkennen gegeben als unabhängiger Sozialist. Die Unabhängigen waren damals schon gebildet. Und ich muß sagen, der hat mir mächtig imponiert, und er hat Ordnung reingebracht in die Versammlung und hat die Leute auch richtig angesprochen. Man fühlte sich angezogen von der Geschichte. Ein Plakatanschlag über die Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts hat Menschenaufläufe gegeben, die stumm und ohne Bemerkung, einer traute dem anderen nicht, diese Meldung zur Kenntnis genommen haben. Wir auch. Und es hat mich noch nicht sonderlich beeindruckt. Ich kannte die Leute noch nicht zur Genüge. Ich hatte das mitgewertet als Unkosten einer revolutionär bewegten Zeit, und es wurde mir es später — nicht allzu lange danach — bewußt, was dort geschehen ist. Als ich zu Hause war in Rosenheim, war eine Versammlung, in der Erich Mühsam sprach, im Deutschen-Kaiser-Saal in Rosenheim. Und er war kein sonderlicher Redner. Aber er hat durchaus mit logischen Argumenten Kritik angesetzt. Allerdings waren die Vorstellungen im Bezug darauf, was geschehen soll, nicht ganz klar. Das ist mir irgendwie noch im Bewußtsein. Er hat nicht ganz befriedigt. Die Bayerische Räterepublik, das war natürlich das Geschehen, das zu der Entscheidung zwang. Einmal die Vorgänge — da ist ein Mord, die Streiks —, da kam es darauf an, nicht wahr, so waren die, die auch Mut genug besaßen, nicht wahr, und für einen jungen Menschen ist das immer etwas anziehend, wenn einer den notwendigen Schneid aufweist. Da hat man dann schon gemerkt, die Sozialdemokratie ist nicht das Feld, wo man seine Befriedigung finden würde. Auch in der USPD waren nicht die geeigneten Leute da. Aber in dieser Mühsam-Versammlung, nicht wahr, wurde dann aufgerufen, einen Spartakusbund zu bilden. Und damit kamen uns auch eine Menge Broschüren in die Hände. Von Kropotkin, dann von dem Holländer, na, wie hat er gleich geheißen? Fällt mir im Augenblick nicht ein. Revolutionäre Broschüren, vor allen Dingen Rosa Luxemburg, „Massenstreik und Gewerkschaften“, und dann haben wir uns darüber gemacht über Friedrich Engels' „Anti-Dühring“ usw. Es kam zur Bildung des Spartakusbundes in Rosenheim, und das war der Guido Kopp. Der Kopp, ein Revoluzzer, der ist auch nach Dachau gekommen. Dann gabs natürlich Versammlungen. Und man mußte diskutieren, mußte seinen Mann stehen. Dann kam die Bayerische Räterepublik, die ist, darf man sagen — man ist hineingeschlittert. Die Vorgänge hat man so gar nicht richtig verstanden. Nicht wahr, daß die Kommunisten die Räterepublik dann übernommen haben. Aber man hat schon gemerkt, daß hier etwas zu Entscheidungen drängt, und es ist dann so gewesen, man hat sich bewaffnen lassen, immer die Waffe zu Hause gehabt zum Leidwesen der Eltern. Der Vater, der hat gepulvert. Und

sagt, schaust, daß du weiterkommst. Mein Bruder war da mit dabei, wir haben immer unsere Gewehre zu Hause gehabt und Munition und sind natürlich zur Übung gegangen, und haben die Freizeit genutzt, waren frech in der Bude. Mit dem Arbeitgeber sind wir umgesprungen, wenn der was gesagt hat, da ist gleich gedroschen worden. Wir waren eben so Super-Revolutionäre.

Erst später, als man selber verantwortliche Arbeit machte, sowohl in der Gewerkschaft wie auch später dann in der Partei, da ist man gezwungen worden, konkret Stellung zu nehmen. Das war zunächst einmal der Palmsonntag-Putsch. Und dann war ein Sturm durch eine Kompanie der Roten Armee. Anführer war Feldwebel Ankirchner in Rosenheim. Da sind zuerst einmal die Bürgerlichen mit ihren Gewehren herum und haben jeden Revolutionär verhaftet. Und die anderen haben im Sturm in der Frühe um 5 Uhr Rosenheim genommen und haben die Gefängnisse geöffnet. Da ist alles rausgelassen worden. Die konnten das Heft wieder in die Hand nehmen. Aber ich habe damals noch keine verantwortliche Stelle in der politischen Bewegung gehabt. Ich war in der Gewerkschaft allerdings schon aktiv. In der Gewerkschaft hatte man sich zuerst einmal mit dem Tarifwesen beschäftigt und mit dem sozialen Arbeitsrecht. Das mußte man ja tun, die Fragen standen ja in der Werkstatt, wo mehr beisammen waren.

Ja, die Niederschlagung der Bayerischen Räterepublik war der Wendepunkt, wo man genötigt worden ist, eine Entscheidung zu treffen. Es kamen die weißen Garden. Und die kamen und haben einen Ring geschlossen um München und sind selbstverständlich auch in Rosenheim eimarschiert und haben die wichtigsten Stellen besetzt. Aber wir waren damals noch so frech und haben diesen Weißgardisten das Gewehr runtergerissen von den Schultern und haben sie aufzuklären versucht. Haben geglaubt, unsere Worte hätten noch Kraft, aber es war Unsinn, etwas anderes wäre wichtiger gewesen. Und wir haben uns dann zurückgezogen. Da war ich in Kolbermoor. Da sind wir nachts beisammen gewesen. Da war noch ein Gefecht. Die Leute haben zugeschaut, die Frauen und Kinder, als ob das ein Spiel wär. Es ist scharf geschossen worden. Die Roten haben dann einen Ausfall gemacht und haben die Weißen in die Flucht geschlagen. Die Geschosse pfiffen gerade so um die Ohren. Die Bevölkerung war so naiv. Es hat Gott sei Dank keine Opfer gegeben. In Kolbermoor haben wir dann auf Befehle gewartet, und die Leute wurden kleinlaut und zaghaft und haben von der Übergabe gesprochen und haben sich im Laufe der Nacht für die Übergabe entschieden. Da habe ich gesagt, wenn nicht gekämpft wird mit dem Gewehr in der Hand, habe ich hier nichts mehr verloren. Dann habe ich mich in der Früh um 4 Uhr aufgemacht und durch die Linien geschlagen. Nachts. Ich bin ja hier aufgewachsen. Ich kannte ja jeden Pfad. Und habe mich da durch die weißen Linien geschlagen und bin am nächsten Tag in Rosenheim zur Arbeit gegangen, als wenn gar nichts gewesen wäre. Daß ich der Verhaftung entgangen bin, war nur dem Umstand zuzuschreiben, daß man, als man die Liste des Spar-

takusbundes gefunden hat, nicht mich dafür gehalten hat, sondern meinen Vater. Mein Vater als Bürger in Rosenheim hat ein Alibi bekommen von der örtlichen Polizei: „das ist ganz ausgeschlossen, das muß eine Verwechslung sein.“ Ich hab weitergearbeitet im Beruf und hab, naja so recht und schlecht Propaganda getrieben. Aber damals entstand ja die „Neue Zeitung“, das unabhängige Organ, und da hat man natürlich alles gelesen, wie in München gehaust worden ist, nach der Niederwerfung, die vielen Opfer, die Erschießungen usw. Und man hat Spenden eingeschickt, das Hilfswerk organisiert und dafür gespendet. Und man hat sich nicht damit zufriedengegeben, und in einer Versammlung, die wir hier mal gehabt haben, da haben wir einen Redner bekommen von der USPD. Der hat hier gesprochen. Die kommunistische Partei war ja verboten, der Spartakusbund, und da bin ich rau aufs Brettel und hab dann aufgerufen, daß alle ehemaligen Spartakisten sich aufnehmen lassen in die USPD. Wir haben in kurzer Zeit die örtliche Gruppe der USPD in unsere Hände bekommen und haben die Gruppe stark und lebendig gemacht und haben eben Agitation getrieben und haben versucht, die Leute wieder zu sammeln. Das war die Zeit, nicht wahr, wo man sich dann eben herausgebildet hat. Man hatte niemals theoretische Grundlagen, die notwendig waren. Es war auch eine Zeit, in der es auch in den Gewerkschaften starke Diskussionen gab. Wir haben aus der USPD wieder die KPD gemacht. Es waren ja ein und dieselben Leute. Und das wurde wieder kommunistische Partei. Später kam ja auch der Vereinigungsparteitag mit der USPD. Nach Wiederzulassung der kommunistischen Partei. Man war ja da tätig, nicht wahr. Dann war der Vereinigungsparteitag, das hat ja bei uns an sich nichts mehr geändert. Und in München war es allerdings so, durch die Niederlage der Bayerischen Räterepublik hat sich ja die reaktionäre Bewegung konsolidiert, die hauptsächlich in der Bayerischen Volkspartei zu Hause war. Und das ganze reaktionäre Beamtentum, das hat man auf Schritt und Tritt gespürt. Das war eine Zeit der Polizeiverfolgung, auch hier heraus, wie drinnen in München. Es gab keine Tagung, die nicht von der Polizei aufgelöst wurde und hochgeflogen ist. Ich habe einmal einen Bezirkstag für die kommunistische Partei organisiert, nachdem er überall aufgelöst worden war. In München und anderwärts, nicht wahr. Habe ihn da herunter organisiert, habe die ganzen Leute mobilisiert. Da haben wir die ganzen Leute zusammengeholt und haben sie aussteigen lassen. Autos haben wir damals ja keine gehabt. Da sind alle mit dem Zug gefahren, die habe ich da rüberfahren lassen durch die leeren Felder, nachts, nicht wahr. Und haben uns zusammengefunden und die ganze Nacht durch getagt, auf dem Bezirksparteitag. Die Polizei hat uns damals gesucht. Das war gleich da unten, die ehemalige Sanierung. Eine Gaststätte, die war gesinnungsmäßig auch so orientiert. Und in dieser Gaststätte haben wir Unterschlupf gefunden. Es war etwas ab von den Wohnsiedlungen. Dort haben wir getagt die ganze Nacht hindurch und haben unsere Beschlüsse gefaßt. Und in der Früh haben wir draußen die Landpolizeikolonnen vorbeifahren sehen, auf

der Suche nach der Tagung der kommunistischen Partei. Aber gefunden haben sie uns nicht. Später ist das dann schon aufgekommen, wo wir gewesen sind. Aber in München ist fast jede Tagung aufgeflogen. Dann sind wir ausgesucht worden, nach Material. Notizen wurden beschlagnahmt, Adressen usw. Da ist die Polizei schon rigoros gegen uns vorgegangen. Wir waren zwar auch nicht leinern, aber so wie ich heute die Dinge beurteilen kann, man war außer Gesetz gestellt als Anhänger der kommunistischen Bewegung. Man war außer Gesetz gestellt, man hat mit uns gemacht, was man wollte. Unterwegs aufgegriffen und ausgesucht. Ich konnte im Rosenheimer Bahnhof nicht aussteigen, ohne ausgesucht zu werden. Ich mußte, wenn ich etwas dabei hatte, in der Umgebung aussteigen und nachts stundenlang zu Fuß nach Hause gehen. Wir haben in der Früh um 5 Uhr die Polizei dagehabt. Die hat unsere ganze Wohnung ausgesucht, die hat alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest gewesen ist. Ich sage schon, wir waren richtig rechtlos.

Ja, da hat meine Frau ihren Teil mitgemacht mit mir. Das hat sie so recht und schlecht gepackt. Und sie war noch jung, sehr kampflustig und hat sich mit der Polizei auch herumgebalgt. So haben wir schon zusammengeholfen, nicht wahr. Da haben wir ein Zimmer bewohnt. Das Haus hat ja an sich meinem Schwiegervater gehört. Und für das Zimmer habe ich in einem Dachraum ein Loch durchbrechen lassen und habe das ausstaffiert, mit einem Futter, ich war ja Schreiner. Und hab das auf der anderen Seite wieder vermörteln lassen, so daß nur eine ganz kleine Fuge sichtbar war. Die Fuge haben wir verhängt mit einem Wachstuch. Da haben wir davor eine Schüssel gehängt. Und in der Früh, nicht wahr, das hat man schon so im Geruch gehabt, wie man jeden Kriminalbeamten auf der Straße von tausend anderen Passanten wegkennt, da hat man schon in der Früh, wenn geklopft wurde, um 5 Uhr sind sie ja meist gekommen, nicht wahr, da hat man schon im Geruch gehabt: jetzt kommt die Polizei. Naja, dann bin ich aufgestanden, habe mich angezogen in aller Stille, bin da durch das Loch gekrochen, und sie hat wieder die Schüssel hingehängt. Hat dann aufgemacht. „Ja, wo ist Ihr Mann?“ „Der ist nicht da, ist nicht heimgekommen.“ Und so haben wir die Polizei öfters irregeführt. Wir haben in den Wäldern unsere Versammlungen abgehalten. Wenn sie gekommen sind, sind wir mit dem Rad davongeprescht und sind gleich wieder zusammengekommen. Wir sind in den Wirtschaften gewesen und ausgehoben worden. Ehe sie sichs versahen, hatten wir uns schon wieder verständigt gehabt und sind an einem anderen Treffpunkt zusammengekommen. Kurz und gut, wir haben der Polizei schon zu schaffen gemacht. Wir waren aber auf der anderen Seite wirklich rechtlos. Man hat sich nicht viel geschert um Recht und Gesetz, soweit es sich um Kommunisten drehte. In der Inflationszeit gab es in Sachsen einen Aufstand. Wir haben uns bewaffnet. War keine leinerne Sache. Von den Faschisten, die bewaffnet worden sind, hat man die Gewehre wieder abgekauft oder gestohlen. Wir sind nachts stundenweit gegangen und brachen in Feuerwehrhäusern ein.

Wir hatten einen gehabt. Volkrat hat er geheißen. Der hat einen kleinen Kiosk gehabt, einen Holzkiosk. Das war so ein Treffpunkt. Der war kommunistisch, wir waren kommunistisch. Und wir haben uns also bewaffnet, schön. Und der hat für uns auch über Mittelsmänner wieder Waffen gekauft. Und ich war unterwegs eines schönen Tages. Und da ist in der Zwischenzeit die Landpolizei gekommen, große Razzia. Die haben natürlich auch Lunte gerochen, und haben überall durchsucht. Nicht, die haben dort den Kiosk umstellt und haben den Kiosk ausgesucht nach Waffen, und waren schon fertig, haben nichts gefunden. Der hat sich von einem Zimmermann in die Holzverschalung eine Tür reinkauen lassen. Da war noch ein Nebenraum. Er hat den Raum abteilen lassen, das waren so Nut- und Fehlerbretter, Faserbretter, und die Türe hat sich kaum unterschieden, war kaum erkennbar. Und der Feldwebel von der Landpolizei, der raucht noch eine Zigarette und lehnt sich ganz lässig an die Holzwand und fällt dann gleich in den anderen Raum rein. Die Holztüre war nicht versperrt. „Ach, da ist ja auch noch ein Raum.“ Und der andere sagt geistesgegenwärtig: „Ja, habe ich Ihnen ganz vergessen. Da hat heute jemand zwei Säcke eingestellt, ich weiß nicht, und er wird sie wieder abholen.“ Und der Feldwebel geht hin und hebt die Säcke auf und findet zwei nagelneue Maschinengewehre mit tausend Schuß Munition. Hat den Mann natürlich sofort verhaftet. Eine Pistole haben sie noch gefunden. Und ich bin gerade unterwegs gewesen und höre das und habe zu Hause, im Anwesen dort, bei meinem Schwiegervater, da war vor dem Haus noch ein Misthaufen — da habe ich in einem Schupfen oben Gewehre versteckt gehabt, Zielfernrohre, paar tausend Schuß Munition, Scharfschützengewehre, etwa 20 Stück an der Zahl, eingefettet, mit Stroh eingewickelt und gut verpackt. Und das schien mir nicht ganz geheuer, als ich das gemerkt hab. Und ich hab das da runter aus dem Schupfen und unter den Misthaufen rein und Mist draufgeschmissen und meinen Bruder sofort verständigt. Und ich hab gesagt: „Du, paß mal auf, du mußt mir das sofort wegbringen.“ Der hat die Nacht noch das ganze Zeug weggebracht und hat es im Wald versteckt samt Munition und Gewehren. Und am nächsten Tag hab ich sie schon erwartet. Die werden den nächsten Tag in der Früh bei mir sein. Richtig, die Landpolizei kommt. Ich bin in dieser Nacht noch in die Filze, hab da draußen übernachtet, auf einem Torfhaufen. Da habe ich mich versteckt gehalten und hab abgewartet bis sie kommen. Sie sind tatsächlich gekommen, haben das Haus umstellt. Große Aufregung, haben alles durchsucht und alles durchstöbert und haben auch selbstverständlich den Schupfen, net wahr, oben, voll Dreck sind sie gewesen, haben auch den Misthaufen über den Haufen gestürzt und durchsucht und nichts gefunden. Ich bin den nächsten Tag wieder heim, dachte, na, ist alles gut, haben nichts gefunden. Naja, und dann machen wir Inventur mit meinem Bruder, suchen alles durch. Sind zu wenig Gewehre da. Da fehlen ja zwei Gewehre, ein Packel Munition usw. Die haben nichts gefunden? Nein, die haben nichts gefunden. Ja, sakra, da stimmt doch was nicht. Ich habe alles raus, hat er gesagt. Ja, und die haben den Misthaufen

durchsucht? „Ja“, hat meine Frau gesagt, „die haben alles über den Haufen gestöbert, direkt umgeworfen, nichts gefunden.“ Hm, ist auch gut. Es dauert eine Zeit, ich glaube drei Wochen. Da kommt einmal ein Bauer und hinterläßt den Bescheid, ich könne meine zwei Packel wieder abholen, wenn ich will. Er hat das aufgehoben. Und da hat sich rausgestellt, daß der die zwei Gewehre — in der Früh ist er zufällig gekommen und hat Mist weggefahren, Mist aufgeladen. Da gehn die zwei Packel her, schmeißt's mit nauf, tut den Mist drauf, hats angeschaut, Mist drauf, fahrt fort. Und wie die Polizei den Misthaufen durchsucht, findet sie nichts. Da hat sich rausgestellt, die Bürgerlichen waren da ja gelungen, war alles solidarisch, darf ich sagen. Die haben sich selber angeboten, mich zu verstecken, wenn etwas sein sollte. Nicht, so war damals die Situation. Denn man hat ja irgendwie einen Stand gehabt bei den Leuten. Und dadurch ist man ausgekommen. Es hätte unter Umständen Zuchthaus geben können. Jedenfalls viele Jahre Gefängnis. Später haben wir dann die Waffen sicherzustellen versucht. Haben gerade an der Grenze zwischen Kolbermoor und Rosenheim — da war früher eine Munitionsbaracke gestanden, von der Wehrmacht. Die ist weggerissen worden, und es war ein Betonboden da, worauf so eine kleine Baracke Platz gehabt hat. Da sind wir Nacht für Nacht mit einem guten Freund und mit meinem Bruder da runter und haben mit Hammer und Meißel ein Loch reingeschlagen in diese Betondecke. Dann haben wir den Kies sandsackweise raus und die Steine, das Geröll und haben es in den Kanal geschüttet, der nicht weit weg gewesen ist. Dann habe ich einen schweren Holzdeckel gemacht, die Sache abgestützt und habe es reingepaßt, daß soviel Platz war. Und dann habe ich wieder Geröll jedesmal drauf. Das Geröll haben wir wieder raus und haben dann unten so einen richtigen Schacht ausgegraben. Und da haben wir unser Waffenarsenal rein. Da haben wir die ganzen Gewehre und die Munition reinversteckt, gut eingefettet, gut verpackt usw. Eines schönen Tages — das mag Jahre danach gewesen sein — kommt ein Zigeunerwagen, der weder nach Rosenheim durfte noch nach Kolbermoor. Niemand wollte den haben. Also stationierte er gerade an der Grenze und gerade auf dieser Betonplattform und fährt mit seinem Wagen mit dem Rad grad dadrüber und bricht mit dem Rad ein — die Stütze hat doch nicht standgehalten —, sucht natürlich da rum, findet die Munition. Die Polizei nimmt davon Kenntnis, läßt das Zeug beschlagnahmen. Großes Rätselraten in der Zeitung, wo diese Munition her sein könnte. Man hat geraten, von den Faschisten, also von den damaligen Weißen Garden, daß die das versteckt haben.

Ja, damals 23 war dann der Marsch Hitlers — die Feldherrnhalle. Ich war damals auf dem Parteitag der kommunistischen Partei und war dann auch auf dem Parteitag in Frankfurt, der illegal durchgeführt worden ist in einem Kloster, in einem klosterähnlichen Gebäude. Da hat die Polizei auch gesucht, aber es war gut organisiert. Es blieb natürlich nicht aus, daß das Verhältnis zu den Sozialdemokraten sich immer mehr zuspitzte. Das waren kleinbürgerliche Sozialisten.

Und da war nichts zu hoffen, es fehlte ihnen jeder größere Wurf. Und die kommunistische Partei zur damaligen Zeit, soweit ich in der ganzen Bewegung landauf, landab eingeführt gewesen bin, da habe ich ja die Leute kennengelernt. Das waren prächtige Menschen, waren Leute, die opferwillig, die alles vernachlässigt haben, was für das persönliche Wohlergehen war, um der Bewegung zu dienen und für die anderen Leute etwas zu tun, um etwas herauszuholen, um sie an die Spitze zu stellen und jedes Opfer zu tragen. Waren prächtige Kerle, das darf man sagen. Ich bin, als der antifaschistische Tag gewesen ist — 1924 oder 25 glaube ich — nach München geholt worden um an dem Tag dort, ich glaube in der Menterchwaise in einer öffentlichen Versammlung zu referieren, weil ich bei der Polizei weniger bekannt gewesen bin. Ich hab das auch gemacht. Ich bin dann nach München geholt worden. War mit im Bezirksbüro beschäftigt, hab die Gewerkschaftsarbeit gemacht als hauptamtlicher Funktionär. Die Niederschlagung des Aufstands in Wedding hat uns veranlaßt, in München auch eine Demonstration zu machen. Da habe ich auch gesprochen, im Holzhof unten, in der Nähe eines Platzes beim Gewerkschaftshaus in München. Da war ursprünglich eine Versammlung im Kolosseum angekündigt gewesen, die wurde verboten. Wir haben demonstriert, sind einige Hundert zusammengekommen, der Zug, der schwoll an. Wir sind vielleicht ein halbes Tausend gewesen, vielleicht 600, vielleicht 700. Wir sind dann runtermarschiert, nicht wahr, in Richtung Gewerkschaftshaus. Und da unten an dem Platz haben wir gehalten. Und da habe ich mich auf eine Bank rauigestellt und habe da frei von der Leber weg gesprochen und natürlich auf die Polizei geschimpft und auf die herrschenden Kräfte. Ist ganz klar. Und Solidarität bekundet zu den Aufständischen. Und hab nun, wie ich da so gesprochen hab, gesehen, wie so ein Polizeifritz mit schwerem Motorrad und Anhänger gekommen ist. Und die sind reingefahren, haben uns gesehen, umgedreht, fort. Ah, haben wir gedacht. Dann mußt du sofort aufhören, ist höchste Zeit. Da wird in Bälde die Polizei kommen. Und ich hab Schluß gemacht und aufgefordert, weiterzumarschieren. Dann sind wir marschiert nach Giesing über die Baldebrücke und sind dort rein in die Olmüllerstraße. Das war nun gerade ein gefundenes Fressen. Das war natürlich eine richtige Mausefalle. Kaum sind wir in der Olmüllerstraße dringewesen, da war hint und vorn durch die Landpolizei abgesperrt, und die ist reingestürmt mit gezogenen Gummiknöppeln und mit der gezückten Pistole in der Hand und hat uns zusammengedroschen nach Strich und Faden. Die ganzen Geschäftsleute haben sofort die Läden heruntergelassen und die Haustüren verschlossen. Wir konnten nirgends mehr rein in den Hof. Und ich hatte das Glück, das war damals noch eine große Unterscheidung zwischen der kasernierten Polizei und der kommunalen Polizei. Die Blaue Polizei, das waren noch ältere Beamte, nicht wahr, väterlich. Während das andere mehr junge, ungestüme Kämpfer waren, die drohten: Wir geben euch ein rotes Wedding, wartet nur. Und ich bin grade in einem Hof drin gewesen, werde von den Blauen verhaftet, und die such-

ten mich aus und fanden ein feststehendes Messer. Ein feststehendes Messer hat er auch noch! Da sag ich: „Ich bin ja verheirat, net.“ „Na, na, aber das gibt's ja do net, kannst ja trotzdem einen erstechen. Aber wo kommst denn her, wer bist denn, hast an Ausweis?“ „Ja.“ „Aber wie kommst denn da her, du bist doch von Kolbermoor?“ „Ja, ich bin in Kolbermoor wohnhaft, Neugierde hat mich neigetrieben, buchstäblich Neigierd.“ „So? Is ja auch gut, a gute Lust hab i net, da derfst nauf auf den Wagen. Jetzt gehst erst mal mit.“ Führt mich da durch den Kordon der Grünen Polizei. Gibt mir draußen das Messer wieder und sagt: „Jetzt schleich dich“, hat er gesagt, nicht wahr. Ich geh sofort ins Bezirksbüro der KPD und hab den Tag noch verbrannt, was zu verbrennen gewesen ist — an Adressen, an Material, usw., usw. Nächsten Tag war Haussuchung, hat die Polizei nichts mehr gefunden — an Ofen voller Ruß, ha. Dann hat der Völkische Beobachter, der hat dann geschrieben: „Es hat ein Herr Thunig heute gesprochen.“ Der Polizei war das ja offenkundig.

Vorher — wann war denn das — 24 — habe ich einen Prozeß gehabt wegen Fortführung der verbotenen kommunistischen Partei. Da haben wir eine Tagung gehabt. Und da war ich mit dabei. Und die Polizei hat uns überfallen. Einer war so schlau und hat noch die ganze Anwesenheitsliste einer Kellnerin da in' Busen reingesteckt. Die war ganz perplex, die hat gar nichts reden können. Die ist mit der Liste durchgegangen. Die Polizei hat da noch durchgesucht und hat die Liste nicht gefunden. Die Kellnerin hat da gar nichts gesagt. Aber sie haben uns alle verhaftet. Wir sind in Untersuchungshaft gekommen. Da sind wir da festgesessen, in Stadelheim gewesen.

Dann war der Prozeß, und da habe ich 5 Monate Gefängnis gekriegt. Übrigens sind wir da in Hungerstreik getreten. Hungerstreik haben wir gemacht. Wir wollten raus. Das erste Mal Hungerstreik. Da war der Bäumler Hans mit mir drin. Das war ein Rabiate. Der hat ihnen die Freßschüssel gleich ausgepeffert durch das Guckloch, daß der Brei gleich an der andern Wand dranhing. Aber Hungerstreik. Das Brot hat gerochen wie der beste Kuchen. Und ich habe mich überwinden müssen, Disziplin zu halten, ja nichts anzulangen, Wasser habe ich getrunken. Das hat 5 Tage gedauert. Dann hat es geheißen, wir kommen in Schutzhaft nach Niederschönenfeld. Dann haben wir in der Früh den Kaffee gekriegt. Das Brot habe ich verschlungen, und den Kaffee habe ich runtergestürzt. Und ein jeder hat das wahrscheinlich so gemacht. Wir haben jedenfalls gebrochen wie Gerberhunde. Sind dann zur Ettstraße gekommen und dann nach Niederschönenfeld.

Dort waren die alten Räterepublikaner Olschewski, Ganzer, Mühsam, der Renner. Und wir kamen da in den 1. Stock rauf, und die Aufseher, die Schutzhaft, die war dort ein bissel freier als im direkten Gefängnis. Vorne war das Gitter abgesperrt, das war ein früheres Jugendgefängnis. Da war das Gitter abgesperrt und im Gang konnten wir auf und ab gehen, konnten uns frei bewegen, hatten eine Stunde Hofzeit auch. Da sind wir unten gegangen. Da war eine hohe Mauer,

da konnten wir nicht rübersehen zu den Räterepublikanern. Aber wir haben natürlich alle Gelegenheiten benutzt, um sie zum Fenster raus zu sehen und haben gesehen. Da sitzen sie unten und gehen spazieren, die Räterepublikaner. Da haben wir den einen oder anderen gekannt. Und da bin ich eines schönen Tages hergegangen, habe mir die Sache richtig angesehen. Da war eine Dampfheizung eingebaut, und die Dampfheizung war schachtmäßig unter der Mauer, mit einem Metalldeckel zugeschraubt und unten ein Deckel mit einem Steckschlüssel aufzumachen. Da haben wir gedacht, das muß so sein, wir müssen die Rohre runtergehen, usw. Hab wie in den Krimis die Schnur rausgezogen aus der Matratze. Hab aus dem Kleiderhaken einen Holzstopsel rausgedreht und so vorbereitet. Und dann habe ich aus Papier — Schreibpapier hatten wir dort in der Schutzhaft — habe ich große Buchstaben geschnitten — das ABC. Und der Sandner Gustl, der war da unten unter einem Baum, las sein Buch. Ich bin da rauflgestiegen, die andern mußten draußen Lärm machen, Sinn, der Schwab Sepp und wie sie alle geheißen haben, die haben da Lärm gemacht. Und ich bin da rauflgestiegen und hab dann versucht, mich mit dem zu verständigen. Und richtig, irgendwie muß den was gestört haben, schaut auf, sieht den Buchstaben, nimmt einen Bleistift zur Hand. Und ich setze Buchstaben für Buchstaben hin, und wir verständigen uns, daß sie versuchen sollen, unten den Deckel von der Dampfheizung auch wegzubringen oder aufzumachen. Und er soll sich zu erkennen geben, wenn er wieder unten liegt. Das war natürlich eine langwährende Prozedur, hat mehrere Tage gedauert. Und soll sich wieder zu erkennen geben, und richtig, eines schönen Tages kriege ich das Zeichen, daß die Sache funktioniert. Also der Aufseher saß ja da vorne, der hat den Gang absehen können, aber die einen haben sich da gebalg, und ich bin da dorten gewesen, einer hat mich gepackt, hat mich da hingedrückt, und die haben da hinten den Deckel aufzumachen versucht, haben ihn auch aufgebracht. Und hab dann den Zettel, den ich angebunden hatte, da runter gelassen. Also, dann hams unten angezogen. Da haben die den Zettel runter. Seit der Zeit haben wir dann eine Verbindung gehabt, da haben wir uns gegenseitig geschrieben. Wir haben den Räterepublikanern geschrieben, wie es draußen zugeht, was alles los ist, wie es in der Partei steht. Die haben uns geschrieben, wie es ihnen geht. Kurz und gut, wir hatten eine ganz nette Verbindung.

In dem Prozeß habe ich dann 5 Monate gekriegt. Und die 5 Monate habe ich runtergebrummt. Meine Frau hat mich abgeholt, in München. Wieder heim, nicht, und da ist es gleich wieder weitergegangen. Und dann haben wir uns natürlich schon rumgeschlagen mit der Hitlerbewegung. Das hat einen gestählt. Da war die Bürgerbräuversammlung in München. Damals war ich schon Funktionär in der kommunistischen Partei. Und ich bin dahin gegangen, ganz allein bin ich hingegangen. Der Saal war voll. Oberst Epp war da, die Regimentskapelle, die hat gespielt. Der ganze Saal brechend voll, nicht wahr. Esser hat die Versammlung eröffnet. Ich bin da hinten gestanden an einer Säule. Und der Hitler hat ge-

sprochen, und hat gegen das Volksbegehren gewettet, gegen den Volksentscheid gewettet, usw. Und der Esser hat dann am Schluß der Rede gefragt. „Ist vielleicht jemand da im Saal, der sich getraut, unserm Führer entgegentreten?“ Nicht wahr, hats mich schon gerissen: „Hier!“ Alles hat umgeschaut. Ja, es ist schon geschehen. „Ah“, hat der Hitler gesagt, „daß Sie mir fei ja nicht beleidigend werden, das sage ich Ihnen.“ „Ah“, habe ich gesagt, „deshalb hab ich mich nicht zur Diskussion gemeldet.“ Und ich bin rauf aufs Brettel, 5 Minuten Redezeit. Da hab ich natürlich den ersten Satz gesprochen. Und bin noch nicht fertig gewesen, da bin ich schon niedergeschrien worden. Dann war ich aber schlauer. Da habe ich den zweiten Satz schon so frisiert, daß ich die Aussage an den Schluß hingestellt hab. Und ich bin bei jedem Satz niedergeschrien worden. Nicht wahr, hab darauf hingewiesen, daß seine Politik, Bodenerweiterungen nach dem Osten zum Krieg führen wird. Auf der anderen Seite seien die Nationalsozialisten, wenn wir schon von der Übervölkerung reden, gegen die Abschaffung des § 218, und so ähnlich. Und hab darauf hingewiesen, daß das wohl auf Kosten anderer Völker geht, was er an Politik macht, und daß das todsicher zu Blut und Opfern führen wird. Na schön, dann war ich fertig. Da bin ich runter. Dann brachte mir die SA einen Stuhl, vors Podium hingestellt. Da mußte ich mich hinsetzen. Dann ist ein Kordon geschlossen worden, da konnte ich nicht aus. Da kam Adolf Hitler. „Ja ich kenne eigentlich Herrn Thunig schon lange. Ich möchte sagen, er müßte eigentlich nicht Herr Thunig heißen, sondern Herr Kannicht.“ So hat er runtergeschimpft auf mich, so dreiviertel Stunden lang. Da hat er gesagt: „Sie sind für die Geburtenbeschränkung? Ja, wir sind auch für eine Beschränkung, aber für eine Beschränkung des wertlosen Lebens. Und das sage ich Ihnen, Herr Thunig, hier in diesem Saal von zweitausend Menschen sind Sie das wertloseste Leben.“ Da ist jedesmal das Weibsvolk dahinten aufgestanden und hat mir da die Ohren vollgeklatscht, links und rechts. Ich bin dagesessen wie eine Statue, ganz versteinert und hab gedacht, da darfst du dich nicht rühren. Sonst kriegst heute noch Prügel. Des langt dir sowieso schon. Du bist in die Höhle des Löwen geraten. — Ja, und da war er fertig, und ich war auch fertig, nicht. Ist alles aufgestanden. Ist das Horst Wessel-Lied gesungen worden. Ich hab die Gelegenheit benutzt und bin immer einen kleinen Schritt zurück — ganz bescheiden rückwärts zurück. So zurück durch die Lücken. Je weiter ich zurück bin, desto größer sind die Schritte geworden und so bin ich zum Ausgang.

Später dann, ich war auf der Lenin-Schule in Moskau gewesen und kam wieder zurück. Es ging ja dann schon in die gefährliche Ära hinein. Es waren viele Demonstrationen auf der Straße, aller Art. Es war eine Versammlung in Nymphenburg, glaube ich, in einem Lokal, von den Nationalsozialisten. Die Kollegen waren da und haben gesagt: „Du mußt zu uns raus kommen, mußt zur Diskussion sprechen.“ Ich sage: „Ist recht, ich komm, seid's aber a dort.“ Und bin da aus. Natürlich die SA in Uniform da, der Staatssekretär, spätere Staatssekretär Dauser hat gesprochen. Dann haben sich viele zur Diskussion gemeldet, und ich

hab mich zur Geschäftsordnung gemeldet und hab vorgeschlagen, daß ich nur allein spreche. Das haben sie akzeptiert. Und ich hab dann allein gesprochen. Eine schöne gute Zeit gesprochen und hab vieles wieder zurechtgebügelt. Die Versammlung ist ganz ordentlich verlaufen. Zum Schluß haben die andern angefangen, das Horst Wessel-Lied zu singen. Dann haben unsere Leute die Internationale gesungen. Dann hat eine Gruppe versucht, die andere zu überschreien. Und dann sind die SA-Leute auf den Tisch gestiegen. Und dann sind unsere Leute auf den Tisch gestiegen. Und dann hat es nicht lang gedauert, dann ist von irgendwoher ein Bierkrug geflogen gekommen. Im Nu war da eine Saalschlacht sondersgleichen. Die Theke, die Schenke, ist kurz und klein gedroschen worden. Die Polizei ist gekommen, hat sich gar nicht reingetraut. Wir sind da rausgewichst worden, und umgekehrt die Nationalsozialisten sind rausgewichst worden. Der Dauser ist gleich unter den Tisch reingekrochen. Wie gesagt, eine Saalschlacht. Da bin ich endlich aus. Hab mir denkt, wenn das gut geht. Bin doch aus kumma. Mei Radl packt, sofort heimgefahrn, nochmal in die Redaktion und gleich einen Artikel geschrieben. Hab mir denkt, das geht nicht gut, den nächsten Tag wirst verhaftet, da gibt's gar keinen Zweifel mehr. Hab einen Artikel geschrieben, wie der Hergang war. Ist in der „Neuen Zeitung“ erschienen. Da bin ich heim, hab mich ausgezogen, durch und durch naß noch vom Bier. Richtig, den nächsten Tag sind wir verhaftet worden, die ganze Korona. Da hat die Polizei kein Ruhe gegeben, bis sie ausfindig gemacht hatten und wir alle gesessen sind. Der Amtsrichter war ein Jude. Der hat es gnädig mit uns gemeint. Das Verfahren ist später niedergeschlagen worden. Und hat uns dann nach 3 Wochen rausgelassen. Und dann waren ja die Verbotsakte schon stärker. Dann war der große Aufmarsch in München. Da war ich mit dort. Von der SA waren 10 000 Menschen gut militärisch organisiert aufmarschiert. Da habe ich gesagt: „Das ist das Ende. Da ist nichts mehr zu retten für uns — durch keine Demonstration, durch keinen Aufstand, durch keinen Widerstand, usw. Die sind militärisch so gut organisiert.“

Da war zuvor noch eine wichtige Versammlung. Ja, die war in der Alten Heide, von den Sozialdemokraten einberufen, da hat der Waldemar von Knöringen gesprochen. Das war ja auch ein Rosenheimer. Das war ein junger Mensch. Da bin ich auch aus, hab zur Diskussion gesprochen. Ich war von der ganzen Bezirksleitung noch der einzige, der noch kein Redeverbot hatte. Dort hab ich zur Einheitsfront aufgerufen. Wir haben uns ganz gut verständigt mit den Sozialdemokraten, trotz der vielen Bitternis, die aufgespeichert gewesen ist.

Dann war der Reichstagsbrand. Die „Neue Zeitung“ wurde verboten. Hausdurchsuchung bei der „Neuen Zeitung“. Auf der einen Seite hat die Polizei alles beschlagnahmt, auf der andern Seite konnte ich grad noch verschiedene Notizen rausholen aus dem beschlagnahmten Material. Flugblätter, die wir hergestellt hatten, sind samt und sonders beschlagnahmt worden. Auch da haben wir einen Spitzel gehabt in der Zeitung, hat sich später herausgestellt. Und da war es aus.

Und da sind die Verhaftungen angegangen. Meine Frau war schon verhaftet. Das habe ich aus der Zeitung entnommen. Da ist der 30. Januar gekommen. Ernennung Hitlers zum Reichskanzler. Die Verhaftungen sind angegangen. Und dann ist der März gekommen, der Reichstagsbrand-Prozeß, nicht wahr, Ende Februar. Und dann habe ich gesagt: „Also das ist das Ende. Jetzt geht es gegen die Kommunisten. Und richtig, da sind wir eben alle verhaftet worden.“

Peter Hacks
Hamlet ohne Geheimnis

Wer den „Hamlet“ verstanden hat, glaubt, es sei ganz einfach, ihn zu verstehen. Ich lese André Müller und bemerke, daß er recht hat, und ich finde es noch selbstverständlich, daß er recht hat. Erst die Lektüre neuester und meistzitierter Shakespeare-Ausleger belehrt mich, wieviel Unsinn über dieses Stück gedacht werden kann. Man soll sich überhaupt abgewöhnen, Kenntnisse geringzuschätzen, nur weil man selber sie hat.

Ich erinnere mich also, wie ich den „Hamlet“ verstanden habe. Der Weg, stelle ich fest, war sehr viel weniger einfach als das Ergebnis.

Ziemlich früh bekam ich heraus, daß Hamlets Zaudern Hamlets Tugend ist. Das deutsche achtzehnte Jahrhundert pflegte das Drama mit einem glücklichen Schluß zu spielen, und ich mochte nie jenen Lehrern folgen, die mir versicherten, dies sei geschehen, um die schwangeren Weiber im Publikum außer Gefahr vorzeitigen Kreißens zu setzen. Meine Mutmaßung, daß der progressive Kleinbürger der Zopfzeit den Hamlet, eben um seines Zaudern willen, als Gesinnungsge nossen ansah, fand ich bewiesen in Johann Elias Schlegels Schauspiel „Canut“. Canut, König von Dänemark und England übrigens, ist das positive Ideal der Jahrhundertmitte, und die Handlung des Lehrstücks besteht darin, daß Canut nicht handelt. Sein Gegenspieler, Ulfo, ist eine Art negativer Claudius: ein Mann von der ipsistischsten Moral, einer, der seine Existenz keinem zu danken haben will als sich. Wie Claudius kann Ulfo nicht bereuen, Canut wie Hamlet nicht hassen. Wie in Hamlet und Claudius sind in Canut und Ulfo bürgerlicher Ge meinsinn und bürgerliche Machtgier in zwei Individuationen gespalten. Es braucht die höllischsten Schurkenstreiche des Ulfo, bis Canut sich zur Tat ermannt. Kurzum, in Schlegels „Canut“ traf ich Hamlet als König, Wittenberg als Staatsraison.

Kleinbürger sind Leute, die historische Tendenzen immer nur in Form unanwendbarer Abstraktionen begreifen. Der Absolutismus brachte das Ende der feudalen Anarchie; flugs glaubten die Kleinbürger die Zeit der Gewaltlosigkeit gekommen und beschäftigten sich mit der Problematik des Nichtstuns. Ich, ein deutscher Kleinbürger, hielt damals den Hamlet für eine positive Figur.

Hiernach lernte ich Brechts Hamlet-Kritik kennen. Der Revolutionär Brecht war ziemlich desinteressiert an bürgerlichen Tugenden und höchst interessiert an junkerlicher Rohheit. Er beschrieb den Dänenprinzen als einen Schönredner, den seine eigenen Phrasen für eine Weile hindern, sich als der Barbar zu zeigen, der er ist. Wir hatten es damals alle mächtig mit dem Entlarven; ich hing Brecht auch in diesem Punkte an. Aber da ist doch ein Unterschied zwischen Hamlet und Präsident Johnson. Gewiß ist das Stück die Geschichte eines Rückfalls. Nur

unterschlägt Brecht die Fallhöhe, und er unterschlägt die guten Gründe für den Fall; er unterschlägt die Tragödie. So hielt ich denn Hamlet eine zeitlang für einen guten Menschen und dann eine zeitlang für einen bösen; aus den zwei Hälften hatte ich meine Wahrheit zusammenzusetzen. Das war erst möglich in postrevolutionären Zeiten. Jetzt, wo — innerhalb der DDR-Gesellschaft — die Bourgeoisie kein Feind mehr ist, sondern einfach ein Kadaver unter anderen Kadavern im Beinhause der Klassen, betrachten wir sie mit Gelassenheit. Über die Toten kann man schon einmal Gutes reden. Wir vermögen ihre Vorzüge wahrzunehmen, ihre Probleme zu würdigen.

„Hamlet“ ist die Tragödie des bürgerlichen Humanismus. Es sind die Begebenheiten eines Mannes, der, weil er kein durchaus Neues an die Stelle des Alten zu setzen weiß, dem Alten erliegt. Er will eine geordnete Welt und findet bloß eine bürgerliche. Zu stolz, sich mit einem nur relativen Fortschritt abzufinden, verrät er den Fortschritt. Das ist das furchtbare Dilemma einer beschränkten und widersprüchlichen Klassenposition, die, je Vollkommeneres sie anstrebt, desto deutlicher ihre Schranken und Widersprüche offenbart, je weiter sie vorstößt, desto weiter hinten landet. Wie beim Coriolan zeigen sich die Fehler einer Klasse am scheußlichsten an ihren edelsten Exemplaren. Hamlets Erbärmlichkeit ist aus Größe.

Ich habe mich so sehr weitläufig über mich ausgelassen, damit der Leser, dem ich dieses Buch anraten möchte, weiß, mit welchen Karten ich spiele, und aber auch, weil André Müllers Verfahren, den „Hamlet“ zu verstehen, so außerordentlich verschieden von dem meinen ist. André Müllers Verfahren, den „Hamlet“ zu verstehen, ist, er hat den „Hamlet“ gelesen.

Das bemerke ich nicht aus humoristischen Gründen. Kenntnisnahme der Tatsachen ist von den Erkenntniswegen der seltenste. Der Mensch wird ja in eine bereits formulierte Umwelt hinein geboren; er trifft früher mit den Urteilen über die Gegenstände zusammen als mit den Gegenständen; die normale Weise, Einsichten zu erlangen, ist, daß einer von einer Sache eine Idee hat und danach — falls er mehr als durchschnittlich objektiv ist — überprüft, ob die Idee zutrifft. André Müller verhält sich, wenn er nichts sagt als was ist, jedenfalls merkwürdig. Es gibt nichts Komplizierteres als Tatsachen. Die Fähigkeit, Tatsachen unbefangen zu beschreiben, kann nur zweierlei verraten: völlige Ignoranz oder einen überaus fein strukturierten Apparat von Begriffen.

Der Vorteil von André Müllers Methode liegt in ihrer Beweiskraft. Er spricht nicht: so und so interpretiere ich den „Hamlet“, er spricht: das und das steht drin. Sorgfalt, die Tugend der Dummköpfe, erweist sich bei diesem denkenden Mann als ein Hilfsmittel von unschätzbarem Wert. Es kommt an den Tag, daß Shakespeare selber Ideen hatte und deren der Ausleger vielleicht so sehr nicht bedarf.

Es gab zwischen einer klugen Frau und mir eine ausführliche Debatte über Ham-

lets Alter. Sie sagte, diejenige Eigenschaft, welche Müller jetzt als Hamlets Reinkomplex bezeichnet, sei nur entschuldbar bei einem Kind von etwa siebzehn; bei einem erwachsenen Mann wirke eine solch weltentleerte Alles-oder-nichts-Position einfach krankhaft. Ich wieder brachte vor, daß, wenn man die besagte Haltung durch Jugend, also psychologisch, erkläre, man ihre philosophische Bedeutung mindere. Dieser Streit ist jetzt entschieden. Bei Shakespeare steht, Hamlet ist 30. Daß es bei Shakespeare steht, steht bei André Müller. Völlig neu ist der Nachweis von Horatios Schmarotzertum: eine unspielbare Rolle ist spielbar geworden. Die genaue Darlegung der Friedenspolitik zwischen Claudius und dem alten Norwegen wird die Regisseure vielleicht bewegen, diesen zentralen und unentbehrlichen Fabelbestandteil endlich in der ihm gebührenden Weise augenfällig zu machen. Von nicht kleinerer Bedeutung ist die Analyse des Laertes-Aufstandes als einer Gegenrevolution.

Und was von den Details gilt, gilt im gleichen Maße von der Hamlet-Fabel selbst. Wir kennen jetzt die Drehpunkte des Stücks, es sind vier. Der psychologische Drehpunkt, wo Hamlets nicht hinlängliche Vernunft zum ersten Mal in Emotion umzuschlagen trachtet: „mir fehlt an Galle“. Der Handlungsdrehpunkt, wo Hamlet auf vagen Verdacht hin sein erstes Opfer metzelt und der Blutrausch beginnt: die Ermordung des Polonius. Der ideologische Drehpunkt, wo Hamlet die Utopie aus der Zukunft in die Vergangenheit zurückwirft: der Durchzug des Fortinbras. Und Hamlets Tod vor dem Tode: die Totengräberszene, wo der Prinz auf dem Kirchhof von Helsingör die Utopie begräbt.

Dieses Buch, will ich sagen, enthält die Wahrheit über Hamlet. — Gibt es die? — Wenn es Wahrheit gibt, gibt es auch die über Hamlet. Es ist etwas wie ein consensus omnium capitum vadosorum geworden zu behaupten, es gäbe über Hamlet mehrere Wahrheiten oder, was ganz auf dasselbe hinausläuft, gar keine. Aber diese Behauptung ist doch bestenfalls das Mißverständnis der Tatsache, daß das nämliche Kunstwerk in verschiedenen Umständen und zu verschiedenen Zwecken auf unterschiedliche Weise reproduziert werden muß; hierdurch verliert es doch nicht seine Identität. Man kann den Hamlet neu bewerten, man kann neue Seiten an ihm betonen. Aber das Stück selbst kann nur richtig oder falsch oder mehr oder weniger richtig verstanden werden.

Hamlet ohne Geheimnis also, und ich weiß schon, das mißfällt vielen. Die Sphynx ist enträtselt als Montage aus Clansymbolen, gleichzeitig den Stamm und das Jahr verkörpernd. Die fliegenden Untertassen sind entlarvt als Klumpen ionisierter Luft. Und jetzt auch noch der Hamlet! Aber das, was Hamlet in Wahrheit ist: die Tragödie von der Unvollkommenheit aller Verbesserungen, — dieser nie auflösbare, stets konkret nach der besonderen Lage zu bewältigende Widerspruch scheint mir sehr viel geeigneter, die menschliche Seele aufzurütteln, als das geheimnisvollste Geheimnis. Das Geheimnis ist der Widerspruch der Faulen.

André Müller nimmt den Shakespeare beim Wort, was er vielleicht nicht in

jedem Fall tun sollte. „Hamlet“ ist ein Kriminalstück, keine Kriminalakte. In der Kunst verändern Sachverhalte ihr Wesen; sie hören auf zu sein und fangen an zu bedeuten. Claudius ist natürlich nicht die historische Praxis zur historischen wittenbergischen Theorie, das wäre allenfalls der Lord Mayor von London. Claudius bedeutet den Tudor-Absolutismus, den Klassenkompromiß, die Koinzidenz der politischen Gegensätze überhaupt; Wittenberg bedeutet den Protest, den Humanismus, die Emanzipation des Geistes überhaupt; so verstanden erst verhalten sie sich zueinander wie das Wirkliche zum Möglichen. Ich glaube, hier liegt der Fehler von Müllers Vorzügen. Hoch überrascht von der Menge an Realität, die er im Shakespeare findet, neigt er dazu, im ganzen Shakespeare unvermittelte Realität zu suchen. Jede Methode bleibt einseitig. Die Einseitigkeit von Müllers Methode macht, daß er mehr Realität im Shakespeare gefunden hat als jeder vor ihm.

Und natürlich erklärt sich das Fehlen ästhetischer Erwägungen in seiner Schrift daraus, daß er sie mit Sorgfalt ausgeklammert hat. André Müller, von dem wir wissen, daß er anderes kann, verfolgt hier eine einzige Absicht: die Absicht, denjenigen, die den „Hamlet“ nicht gelesen haben, also allen, den Inhalt dieses Stücks mitzuteilen. Er handelt nicht über die Schönheit des „Hamlet“, er erschließt sie. Denn so wenig einer die Farbe eines Gegenstandes würdigen kann, den er nicht sieht, kann er die Schönheit einer Kunststelle würdigen, die er nicht versteht. Alle wirkliche Schönheit ist Schönheit von etwas.

Je größer ein Dramatiker ist, desto ungenügender ist seine Realisation auf den Bühnen, und je theaterwirksamer er schreibt, desto schlechter wird er gespielt. Die Schauspielhäuser unseres Jahrhunderts, die ganz gut mit Ibsen, Hauptmann und Giraudoux fertig werden, versagen vor allen Klassikern. Es gibt keine Spielweise für den Sophokles und keine für den Goethe; niemand kommt mit dem O’Casey zurecht, und den Shaw hält man noch immer für einen Konversationsstückschreiber. Am unbarmherzigsten mißhandelt aber wird das theatralischste unter den Genies, Shakespeare.

Dieser Übelstand muß auf doppeltem Weg beendet werden. Die Theater müssen ihre Mittel so weit vervollkommen, daß sie zu liefern vermögen, was die Klassiker ihnen abverlangen. Und der menschliche Geist muß sich zu einer solchen Höhe des Standpunktes entwickeln, daß er, was da verlangt wird, überhaupt erkennt. Kommunismus ist die Zeit, wo Shakespeare verstanden wird. Der Leser sieht, warum mir an André Müllers Arbeit gelegen ist.

Entwurf eines Mitbestimmungsstatuts zur Demokratisierung des Theaters in der Bundesrepublik

Joachim Althaus / Roland Kabelitz
Ruediger Meinel / André Müller

Präambel

Grundlage für die Demokratisierung des Theaters in der Bundesrepublik und die Überwindung seiner überkommenen rein autoritären Struktur ist die gleichberechtigte Mitbestimmung aller am Theater Beschäftigten bei allen das Theater betreffenden Vorhaben, Aufgaben und Entscheidungen. Ziel ist die Beseitigung der aus der Struktur herrührenden Mißstände und die Herausbildung einer gesellschaftlich wirksamen Theaterkunst, die die Trennung von Theater und Politik überwindet, neue Besucherschichten dem Theater zuführt und zur politischen und gesellschaftlichen Emanzipation beiträgt.

I

Um die gleichberechtigte Mitbestimmung aller am Theater Beschäftigten bei den Vorhaben und Entscheidungen der Intendant zu ermöglichen, wählen diese einen Theaterrat.

II

Aufgabe des Theaterrats, zu dem auch die bisherigen Betriebs- und Personalräte umgebildet werden können, ist es, gleichberechtigt mitzubestimmen bei:

1. der Gestaltung des Spielplans und der gesamten künstlerischen Linie des Theaters
2. dem Engagement neuer Ensemble-Mitglieder und der Zeitdauer ihres Engagements
3. der Übertragung von Regie-Aufgaben
4. den Gastverpflichtungen
5. der Festsetzung von Gagen, die grundsätzlich veröffentlicht werden
6. der Rollenbesetzung
7. der Probendauer
8. der Gestaltung des Abonnementwesens und der Erschließung neuer Besucherschichten.

III

Der Theaterrat setzt sich aus den geheim gewählten Vertretern aller am Theater vorhandenen Beschäftigtengruppen zusammen.

Diese sind am Sprechtheater:

1. Schauspieler
2. Regisseure, Bühnenbildner, Dramaturgen sowie alle weiteren künstlerisch Tätigen mit Einzelvertrag
3. Techniker, Bühnenarbeiter und die in den Werkstätten Beschäftigten
4. nicht weisungsberechtigte Verwaltungsgestellte und Hauspersonal.

An Theatern mit gemischem Betrieb setzt sich der Theaterrat weiter zusammen aus geheim gewählten Vertretern folgender Gruppen:

5. Sänger
6. Orchestermitglieder
7. Chor
8. Ballett.

IV

Jede dieser Beschäftigungsgruppen wählt ihre Vertreter in getrennten Gruppenversammlungen (BGV — Beschäftigtengruppenversammlung) in den Theaterrat und hat, unabhängig von ihrer zahlenmäßigen Stärke, die gleiche Vertretungsquote.

Bei Theatern mit gemischem Betrieb entscheiden die Vertreter der einen Abteilung nicht über die speziellen Belange der anderen Abteilungen (und umgekehrt). Beschäftigtengruppen, die in mehreren Abteilungen gesondert tätig sind, wählen darum in jeder Abteilung ihre eigenen Vertreter.

V

Die Vertretungsquote richtet sich nach der Größe des Betriebes.

Die Mitglieder des Theaterrats werden zu Beginn jeder Spielzeit mit einfacher Mehrheit für eine Spielzeit gewählt. Sie können zweimal, aber nicht öfter wiedergewählt werden.

Wählbar sind für den Theaterrat alle Beschäftigten, die mindestens ein Jahr oder eine Spielzeit an dem betreffenden Theater beschäftigt waren, wahlberechtigt sind alle Beschäftigten, die zu Spielzeitbeginn fest angestellt oder engagiert sind. Gäste sind grundsätzlich nicht wählbar, jedoch wahlberechtigt, wenn sie $\frac{2}{3}$ einer Spielzeit am gleichen Theater tätig sind.

Oberspielleiter des Schauspiels und der Oper, Chefdrdramaturgen, Technische wie Verwaltungsdirektoren und Inhaber vergleichbarer Funktionen, sowie Stellvertreter des Intendanten sind weder wahlberechtigt noch in den Theaterrat wählbar. Sie haben jedoch das Recht, sich unabhängig von der Intendanz in allen Fragen an den Theaterrat zu wenden.

VI

Mitglieder des Theaterrats sind während ihrer Amtszeit nicht kündbar. Haben sie Verträge, die nach Ablauf einer Amtszeit im Theaterrat auslaufen, so ist die Intendanz verpflichtet, ihnen eine Weiterbeschäftigung zu gleichen Bedingungen für eine weitere Spielzeit anzubieten.

VII

Der Theaterrat tagt mindestens einmal im Monat. Darüberhinaus tritt der Theaterrat auf Verlangen der Vertreter mindestens einer Beschäftigungsgruppe, auf schriftlichen Antrag von mindestens 5 Mitgliedern einer Beschäftigungsgruppe, oder auf Wunsch der Intendanz zusammen.

In diesem Fall sind die zur Verhandlung stehenden Tagesordnungspunkte rechtzeitig den Mitgliedern des Theaterrats bekannt zu geben.

VIII

Die Intendanz hat in allen den Theaterbetrieb betreffenden Angelegenheiten Vorschlagsrecht und Vorschlagspflicht. Der Theaterrat kann Vorschläge ablehnen und Gegenvorschläge machen.

Kommt es in einzelnen Fragen wiederholt zu keiner Einigung zwischen Intendanz und Theaterrat, so hat die Intendanz das Recht, die betreffende Angelegenheit vor die Vollversammlung aller Beschäftigten, oder vor die Vollversammlung der betroffenen Abteilung zu bringen.

IX

Der Theaterrat wählt einen Vorsitzenden und 2 Stellvertreter, die ihn zwischen seinen Sitzungen bei Verhandlungen mit der Intendanz vertreten; Entscheidungen können diese nur mit Zustimmung oder vorbehaltlich der Zustimmung durch den Theaterrat treffen.

X

Die Arbeit der Vertreter im Theaterrat kann durch Versammlungen der Beschäftigtengruppen kontrolliert werden. Die Vertreter sind diesen Versammlungen gegenüber rechenschaftspflichtig und können jederzeit durch konstruktives Misstrauensvotum ersetzt werden (die Amtszeit später gewählter Vertreter endet ebenfalls mit Ende der Spielzeit).

Die Versammlungen können ihre Vertreter an mit Mehrheit gefasste Beschlüsse binden (imperatives Mandat). Eine BGV ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte ihrer stimmberechtigten Mitglieder anwesend ist.

Sowohl die Vertreter einer BG (Beschäftigtengruppe) als auch mindestens 5 ihrer Mitglieder können unter schriftlicher Vorankündigung der Tagesordnung eine BG-Versammlung einberufen lassen.

XI

Darüberhinaus legt der Theaterrat vierteljährlich allen Beschäftigten auf Vollversammlungen, die in Theatern mit gemischem Betrieb gesondert stattfinden können, einen Rechenschaftsbericht über seine zurückliegende Tätigkeit und die Gesamtsituation des Theaters vor.

Die Intendanz ist in der Regel auf Vollversammlungen (VVS) anwesend und verpflichtet, auf Verlangen allen Beschäftigten für Auskünfte zur Verfügung zu stehen.

Die VVS kann den Theaterrat an mit Mehrheit gefaßte Beschlüsse binden.

Für die Entscheidung von strittigen Fragen zwischen Intendanz und Theaterrat reicht die einfache Mehrheit aus.

Eine VVS ist bei Anwesenheit von mindestens $\frac{1}{3}$ aller stimmberechtigten Mitglieder beschlußfähig (bei gesonderten VVS — der Abteilung).

XII

Die Sitzungen aller Gremien finden während der Arbeitszeit statt und sind in der Regel öffentlich.

Dem Theaterrat und seinen Mitgliedern aus den Abteilungen bzw. Beschäftigtengruppen steht es zu, von der Intendanz notwendige Räumlichkeiten, Verhandlungszeit und Publikationsmittel zu fordern.

XIII

Wird der Theaterrat in seiner Tätigkeit durch die Intendanz behindert, so antwortet er mit geeigneten Gegenmaßnahmen, notfalls dem Streik. Für solche Maßnahmen müssen sich $\frac{2}{3}$ aller Beschäftigten in geheimer Abstimmung aussprechen.

XIV

Bei der Wahl eines neuen Intendanten unterbreiten die Stadt- oder Landesbehörden Vorschläge dem während der Verhandlungszeit amtierenden Theaterrat. Dieser läßt alle Beschäftigten in geheimer Abstimmung über die Vorschläge entscheiden. Vorschläge gelten als abgelehnt, wenn sich mehr als die Hälfte aller Beschäftigten gegen sie aussprechen.

Vorschläge zur Besetzung des Intendantenpostens können seitens der VVS über den Theaterrat den Behörden unterbreitet werden.

XV

Die Vertreter der am Theater tätigen Gewerkschaften arbeiten mit dem Theaterrat zusammen und nehmen in der Regel ohne Stimmrecht an seinen Sitzungen teil.

Schlußbemerkung

Der Theaterrat betrachtet sich nicht als intendanzfeindlich. Ziel ist eine sinnvolle Zusammenarbeit und die Bildung von wirklichen Ensembles, in denen alle an allen Entscheidungen demokratisch mitwirken.

Anmerkungen

Jürgen Theobaldy, geboren 1944 in Straßburg, aufgewachsen in Mannheim. Nach Mittelschule und kaufmännischer Lehre kam er über den sogenannten Aufbauzug an die Pädagogische Hochschule, zuerst in Freiburg, dann in Heidelberg, wo er nach wie vor lebt und studiert.

Eckart Krumbholz, Jahrgang 1937, lebt als freischaffender Schriftsteller in Ost-Berlin.

Klaus Wolf, geboren 1935, lebt als freier Schriftsteller in Magdeburg; Helmut W. Kern, Jahrgang 1916, ist Elektriker und Mitglied des Zirkels schreibender Arbeiter im VEB Elektrokohle Berlin; Kito Lorenc, geboren 1938, lebt in Bautzen und ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für sorbische Volksforschung in Bautzen; Siegfried Symann, 30 Jahre alt, ist von Beruf Lehrer und Mitglied des Zirkels schreibender Arbeiter beim FDGB-Kreisvorstand Neustrelitz; Günter Kunert, geboren 1929 in Berlin, wo er als freier Schriftsteller lebt; Ernst Zober, 53 Jahre alt, Chemiefacharbeiter und Mitglied des Zirkels schreibender Arbeiter des VEB Leuna-Werke „Walter Ulbricht“; Georg Maurer, geboren 1907, Professor am Institut für Literatur „Johannes R. Becher“ in Leipzig; Hartmut Packe, Jahrgang 1944, Werkzeugmacher und Mitglied des Zirkels schreibender Arbeiter im VEB Carl Zeiss Jena; Volker Braun, geboren 1939, freier Schriftsteller in Berlin und Assistent am Berliner Ensemble.

Werner Bräunig, geboren 1934 in Chemnitz, gelernter Schlosser, arbeitete als Monteur, Papiermacher und Bergmann, begann mit dem Schreiben bei der Wismut. Studium am Institut für Literatur „Johannes R. Becher“, wo er einige Jahre das Seminar Prosa leitete. Bräunig lebt jetzt in Halle, wo er in einem Kollektiv von Autoren und Wissenschaftlern für das Projekt „Halle-Neustadt“ mitarbeitet.

Günter Rücker, geboren 1925, lebt in Berlin und schrieb uns folgenden biographischen Abriß: „Mein Vater war Tischler. Seine Kleider und Hände rochen nach Holz und Terpentin. Wir lebten in Böhmen. Anfang der dreißiger Jahre kam ich in die Schule. Damals lehrte mich mein Vater die Internationale. Als ich vierzehn Jahre alt war, marschierten die Hitlertruppen in Böhmen ein. Sechs Jahre später verließen wir die Heimat und ließen uns in Deutschland nieder. Ich wurde Lehrer, Redakteur, Regisseur, schrieb Hörspiele, später für den Film und fürs Theater.“

Eines Tages fand ich die Lebensgeschichte des Tischlers Degeyter, die František Gel erforscht hatte. Ich erschrak, daß alles nicht gewußt zu haben. Aber keiner meiner Freunde kannte diese Geschichte. Man müßte auch die Geschichte, wie Pottier den Text der Internationale schrieb, für die Literatur erzählen. Die

dritte große Geschichte, die des Artillerieoffiziers Rouget de Lisle, der die Marseillaise dichtete und komponierte, schreibe ich als Bühnenmonolog für einen befreundeten Schauspieler.

Einige meiner Freunde meinen, ich solle mehr Prosageschichten schreiben, aber unversehens werden es immer wieder Dialoge und Szenen. So wird es wohl bleiben.“

Ulrich Greiwe, geboren 1945, Schriftsetzer, absolvierte die Deutsche Journalistenschule in München, arbeitete dann als Reporter beim Münchner Merkur, der Abendzeitung und dann bei der Berliner Zeitung. Er lebt jetzt als freier Publizist in München.

Das Gespräch mit *Professor Thießen* entnehmen wir der Nummer 12/69 der FDJ-Zeitschrift „Forum“.

Das Gespräch mit *Max Reimann* wurde an dessen Wohnort *Rheinhausen* von Friedrich Hitler und Oskar Neumann für die Redaktion „kürbiskern“ geführt.

Teil I des Aufsatzes von *Walter Fritzsche* „Die Intellektuellen der Bayerischen Revolution“ wurde in „kürbiskern“ 2/69 abgedruckt.

Klaus Kuhnke, geboren 1944 in Rerik/Medklenburg, war nach einer kaufmännischen Lehre als Gleisbauer, Fahrzeugeiniger u. a. tätig und bereitete sich währenddessen auf das Abendabitur vor, das er mit Erfolg absolvierte. Kuhnke ist Herausgeber einer Anthologie von Liedern und Gedichten der 1848er Revolution, die im Herbst 1969 im Damokles Verlag, Ahrensburg, erscheinen wird.

Dieter Koffmane, geboren 1936 in Berlin, schloß sein Ingenieur-Studium in Leipzig ab, flüchtete 1960 in die Bundesrepublik und arbeitet jetzt als Angestellter in München.

Das Protokoll mit Alfred L., Karl-Marx-Stadt, und mit Ewald T., Rosenheim, wurde von Manfred Vosz, das mit Oskar und Else B., Penzberg, von Wolf Brannasky aufgenommen.

Beilagenhinweis:

Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung der Beilage „Frankfurter Allgemeine Zeitung“.

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz und Manfred Vosz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Friedrich Hitler, Hannes Stütz, Manfred Vosz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitler. Erscheinungsweise: vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 22, Maximilianstraße 10. Telefon 29 06 90. Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Künigundenstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank Filiale Maximilianstraße, Konto Nr. 40/39392. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

kürbiskern bücher

Erscheint zur Buchmesse '69

Agnes Hüfner / Gerd Peter / Peter Schütt

DEMOKRATEN GEGEN MONOPOLE

Die Aktion „Roter Punkt“ in Hannover
— Dokumente, Interviews, Analysen —

Jiri Hájek

DEMOKRATISIERUNG ODER DEMONTAGE?

Ein Prager Handbuch

Die erste umfassende Analyse
der tschechoslowakischen Entwicklung
und Krise aus der Sicht
eines tschechischen Marxisten

Christa Wolf

Nachdenken über Christa T.



Roman. 236 Seiten, Leinen
DM 14,80

»Wer jedoch glaubte, die Grenzen der epischen Begabung der Christa Wolf bereits erkannt zu haben, der wird jetzt eines Besseren belehrt: ›Nachdenken über Christa T.‹ . . . übertrifft den Erstling in jeder Hinsicht. Eine solche Romanheldin hat die DDR-Literatur bisher nicht gekannt.«

Marcel Reich-Ranicki, *Die Zeit*

damnitz
verlag
münchen

Luchterhand

Neuerscheinung

PRV

Robert Steigerwald

Herbert Marcuses „Dritter Weg“

250 Seiten, engl. Broschur, DM 9.80

Der Autor unternimmt in dieser ersten, umfangreichen marxistisch-leninistischen Monographie über Herbert Marcuse den Versuch, das Werk des deutsch-amerikanischen Sozial- und Kulturpolitikers in seiner Entwicklung von den späten zwanziger Jahren an darzustellen.

Das Gesamtwerk Marcuses wird als Rezeption der wirksamsten Varianten eines kleinbürgerlichen „dritten“ Weges zwischen Imperialismus und Sozialismus eingeschätzt, dem eine elektische Philosophiemischung von modernem Linkshegelianismus und Existentialismus mit einigen Elementen Marxismus — zugrundeliegt. Der Autor ist der Überzeugung, daß zwischen Marxisten und „Marcusianern“ die Position sowohl des ideologischen Kampfes als auch des Ringens um ein antikapitalistisches Bündnis richtig sei.

Der Autor schätzt auch Marcuses Tätigkeit im amerikanischen Geheimdienst kurz ein. Ideen, die in Kreisen der oppositionellen, jungen Intelligenz massenwirksam sind, sollten in ihrer objektiven Auswirkung auf den antiimperialistischen Kampf in den Ländern des entwickelten Kapitalismus, der sogenannten dritten Welt sowie des realen Sozialismus möglichst differenziert beurteilt und ideologisch bekämpft, nicht jedoch durch Hinweise auf Geheimdienstaktivitäten abgetan werden.

Pahl-Rugenstein Verlag

Wolfgang Werner

Vom Waisenhaus ins Zuchthaus

Sozialbericht. Vorwort von Martin Walser

ca. 350 Seiten. Kart. ca. DM 16.80

Wenn man die Monate zusammenzählt, die Wolfgang Werner in Freiheit verbrachte, dann ergibt sich, daß er von 27 Lebensjahren keine 5 Jahre frei war. Zirka 22 Jahre war er in den Händen des Staates: in den ersten 17 Jahren als Waisenkind, als Erziehungsheim-Insasse („Staatskrippenfresser“), dann, vom 17. bis zum 27. Lebensjahr, mit kurzen Freiheitspausen, als Sträfling. 8 „Vorstrafen“.

Jetzt packt er aus. Was dabei herauskommt, und wie es aus ihm herauskommt, das zeigt, wie in unserer Gesellschaft erzogen und Strafe vollzogen wird. Was da 1961 oder 65 oder 67 innerhalb und außerhalb der Mauern der staatlichen Bewahrungsanstalten geschieht, das möchten wir nicht für möglich halten. Und daß Wolfgang Werner kein zufällig verpfuschter Einzelfall ist, wird von ihm immer wieder belegt, wenn er im Gefängnis und Zuchthaus auf die Freunde aus den Erziehungsheimen trifft. Wir gehen alle den gleichen Weg, schreibt er, vom Waisenhaus ins Zuchthaus. Scheu, unsicher, ziemlich dumb und überhaupt ohne rechte Ausbildung und Berufsfertigkeit kommt der Siebzehnjährige zum erstenmal in sein Elternhaus: 11 Personen in 2 Zimmern. 10 Jahre später schreibt er, wieder eingesperrt, seinen Bericht.

Wie dieser Junge zum „Stück Dreck“ gemacht wird von Erziehern und Strafvollziehern, wie er geschlagen, gedemütigt, verdorben und entwürdigt wird, was einem bei uns passiert, wenn er nicht zur Gesellschaft gehört, das alles macht dieses Leben zur Vorhölle. Und als Leser dieser höchst unfeinen und grausamen und bis in die Sprache hinein zerstörten Biographie muß man sich fragen: willst Du das eigentlich mit verantworten?

Dieses Buch darf nicht auf dem Papier bleiben.

Suhrkamp Verlag

INHALT

Jürgen Theobaldy: Landnahme

Eckart Krumbholz: Landschaftsbilder auf Tassen

1. Himmelsleiter; 2. Spuk; 3. Sentimentales Loblied auf Johann August Böttger; 4. Mit den Augen der Liebe; 5. Kennst du das Land ...

Klaus Wolf: Feierabend morgens

Helmut W. Kern: Feierabend

Kito Lorenc: Mein Gedicht für Vietnam

Siegfried Symann: Im Kampf für die Freiheit

Günter Kunert: Berliner Nachmittag

Ernst Zober: Vor dem Fenster

Georg Maurer: Welt

Hartmut Packe: Bauplatzlichter

Volker Braun: Öffentliche Meinung

Werner Bräunig: Die einfachste Sache der Welt

Günther Rücker: Der Herr Schmidt

KRITIK

Dokumente über Stieber

Ulrich Greiwe: Nachrichten aus einer Springer-Redaktion

Gespräch mit Prof. Dr. Peter Adolf Thießen: Voraussicht will Verantwortung

KLASSENKAMPF

Gespräch mit Max Reimann

Walter Fritzsche: Die Intellektuellen der Bayerischen Revolution II

Klaus Kuhnke: Zwei Gedichte

Dieter Koffmane: Biographische Notiz

Drei Arbeiterprotokolle: I Alfred L., Karl-Marx-Stadt

II Oskar und Else B., Penzberg

III Ewald T., Rosenheim

REZENSION

Peter Hacks: Hamlet ohne Geheimnis

Joachim Althaus / Roland Kabelitz / Ruediger Meinel / André Müller:

Entwurf eines Mitbestimmungsstatuts zur Demokratisierung des Theaters in der Bundesrepublik

Anmerkungen